

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

<36620180430016

Gesammelte Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfasser der Spinnstube.)

Zehnter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1853.

S. 168



Gesammelte Erzählungen

von

W. O. von Horn.

(Verfasser der Spinnstube.)

Neue Folge.

Zweiter Band.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1853.



Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Gui de Saint-Flour.

Eine Novelle.

(Hierzu das Titelkupfer.)



I.

Es war um die Zeit, welche unmittelbar dem Diner vorhergeht, als in einem der Seitengemächer des Speisesaals im Louvre eine lebhaft sich unterhaltende Gruppe in einer Fenstervertiefung stand. Die Sonne schien hell und klar auf das hohe Fenster und ihre Strahlen brachen sich in den Gluthfarben der Glasmalereien, welche das Fenster zierten, und warfen dadurch ein wahrhaft verklärendes Licht auf die Gestalten der Männer, welche jene Gruppe bildeten.

Wider dem steinernen Fensterkreuze lehnte mit verschränkten Armen der König. Ein bis zum Knie reichender Hermelinmantel hing lose an goldener Schnur um seine Schultern und bedeckte zum Theil das weiße Atlaswamms, das knapp um die Taille schloß, und von dem abwärts, aus gleichem Stoffe, die gebauschte Hose sich zog und in Stiefeln endete, deren unermeßliche Schnäbel weit hinausreichten und oben, gegen das Schienbein gekrümmt, sich umbogen, und in einer Geierklaue endeten. An reichem Wehrgehänge war das kostbare Schwert befestigt. Den Kopf deckte ein Barett von rothem Sammt, von dem weiße Federn herniederwallten. Seine Gestalt war von mittlerer Größe; das Gesicht nicht unschön, aber es trug die deutlichen Spuren einer raschen Lebensweise. Nur das dunkle Auge verrieth, daß es aufblitzen konnte, wenn die Leidenschaft ihm ihr Feuer lieh, und der ganze Ausdruck des Gesichtes war der Art, daß man erkennen mochte, die Seele, die ihm den Stempel gab, war wilder Leidenschaft nicht fremd.

Rechts, in einiger Entfernung von dem Könige, standen zwei

Geistliche, hohe Würdenträger der Kirche. Der Eine, groß, hager, mit anachoretischem Ausdruck und sehr strengen Zügen, war der Erzbischof von Paris, ein Mann in den Fünfzigern, angethan mit dem Gewande seiner Würde, wie es in die Situation paßte, zu welcher er hierhergekommen, nämlich, um der Gast des Königs zu sein. An seiner Seite, doch etwa einen halben Schritt zurück, stand der Beichtvater des Königs, im schwarzen Abbékleide; ein Mann von etwa vierzig Jahren, wohl genährt und blühenden Antlitzes, von untersetzter Gestalt, mit schlauem Gesicht und kleinen, schwarzen, stechenden Augen. Wenn die Haltung des Erzbischofs würdevoll war, und eine gewisse Energie, das Bewußtsein des Könnens, aussprach, so war die seine demüthig; aber aus dieser Demuth blickte ihr Gegentheil unverkennbar heraus, und wenn er den Blick jetzt an den Boden heftete, so mochte man vermuthen, er hänge Berechnungen und Plänen nach, deren Ziel ein goldener Krummstab sei. Links vom Könige stand der Marquis von Tavannes.

Die Gestalt des Marquis war noch ziemlich jugendlich, aber der Kopf, durchfurchten Antlitzes, schien einem Mann anzugehören, der jenseit der Dreißiger stand. Wenn gleich muskulös, war seine Gestalt dennoch sehr beweglich, und der unheimliche Blitz seines Auges verrieth, daß er zu raschem Handeln bereit war; der Ausdruck seines Gesichtes war der eines wilden Fanatismus.

Der Erzbischof hatte eben einen längeren Vortrag geendet. Die eiserne Kälte seines Gesichtes war von der vollen Lebhaftigkeit seines Vortrages kaum verändert.

Der König hatte ihm zugehört und die tiefen Falten seiner Stirne, die auf die Augen sich herabsenkenden Brauen zeigten, der Eindruck war ein tiefer; aber freundlicher Natur war der Inhalt der erzbischöflichen Rede nicht gewesen, und nicht der Eindruck, den sie zurückgelassen.

Eine Pause war eingetreten.

Nach einigen Secunden sagte der König mit ziemlich starker Betonung: „Wir haben das Wort der Kirche gehört, hören wir

nun das des Adels auch. Herr Marquis von Tavannes, was haltet Ihr von dem, was der Herr Erzbischof geäußert?“

Tavannes mochte diese Wendung nicht erwartet haben. Er zuckte zusammen, verbeugte sich tief und sagte: „Zu viel Ehre, Sire, meine Meinung hören zu wollen, nach der gewiegten Rede des hohen Prälaten.“

„Uns gilt es, auch noch andere Meinungen zu hören, und wie Kirche und Adel des Staates Stützen sind, so soll auch, da die Erste geredet hat, der Adel des Reiches seinen Vertreter finden. Daß Wir Euch dafür erkennen, halten Wir für gerechtfertigt,“ sprach Heinrich II.

„Vollkommen!“ sprach der Erzbischof mit einem schnell vorüberfliegenden Lächeln zum Könige gewendet, der sein Wort halb an ihn, halb an Tavannes gerichtet hatte.

„Eure Majestät wollen es,“ sprach Tavannes, sich neigend, „so will ich nicht zurückhalten, was ich für Recht halte, und als den Ausdruck der Gesinnung des Adels vollkommen vertreten kann.“

Bei diesen Worten richtete er sich fest auf. Sein Auge wies eine dunkle Gluth, in seinen Zügen prägte sich die wilde Leidenschaft aus, die in ihm zu gähren begann.

„Sire,“ sprach er, „am innersten Lebensmarke Frankreichs nagt ein giftiger Wurm, der schonend, leider allzu schonend gehegt, wenn nicht gepflegt wurde. Thron und Kirche untergräbt sein giftiger Zahn, und wenn ihm nicht bald der Kopf zertreten wird, so wird seine Macht kaum mehr zu bewältigen sein. Sire, Eure Majestät weiß, wen ich meine!“

Der König nickte ihm zu. „Ihr bewegt Euch,“ sprach er darauf zu Tavannes, „in allgemeinen Sätzen. Wir wünschen, daß Ihr das Gesagte begründetet und auch über die Mittel Euch äußertet, jenem giftigen Wurme das Haupt zu zerschmettern.“

„Der Calvinismus, Sire,“ hob Tavannes zu reden an, „hat bei den halben Maßregeln, wie ein Unkraut gewuchert und um sich gegriffen. Das ist nicht bloß im Calvados, in den Cevennen, in

der Dauphiné unter dem Volke geschehen, sondern auch unter den Augen der allerchristlichsten Majestät. Verkappt schlichen anfänglich die Genfer Emissäre herum; jetzt wagen sie es, jene Verkappung abzuwerfen; heimlich hielten sie früher ihre Versammlungen, in denen ihre Prädikanten ihre Lügen und ketzerischen Lehren vortrugen und das Sakrament höhnten — jetzt thun sie es fast öffentlich, fast ohne Scheu, und wenn ihre Anzahl früher nach Hunderten zu berechnen sein mochte, so geben jetzt schon Tausende den Maßstab an die Hand. Es ist klar vor Aller Augen," fuhr er fort, „daß, wie früher bloß der Mittelstand des Volkes die Stätte war, wo diese Lehren ihren Heerd fanden, jetzt in die Kaufmannschaft, in den Adel, die Beamten, ja bis in die Parlamente, bis an die geheiligte Krone hinan, die ketzerische Gemeinschaft ihre Verzweigungen hat. Blicken Eure Majestät in das Parlament von Paris, da sitzen die Protestanten und geben keckes Zeugniß von ihrem Glauben und ihrer Gesinnung. Die Klugen schweigen noch und verhüllen, was sie im Innern tragen; die Eifrigen sprechen es keck aus, und fürchten einen Arm nicht mehr, dem sie die zermalmende Kraft und Schwere nicht zutrauen!"

Des Königs Auge blitzte auf, und mit Unwillen sagte er: „Herr Marquis, vergesset nicht, vor wem ihr redet!"

Der Marquis beugte sich tief. „Vergeben Eure Majestät, wenn ich vielleicht im heiligen Eifer für meinen Glauben zu weit ging und mich vergaß; mein treues Herz weiß davon nichts. Fordert mein Herzblut, und es soll für seinen königlichen Herrn fließen!"

Der augenblickliche Unmuth des Königs ging schnell vorüber. „Die Ketzerbrut soll es erfahren, daß der Arm, den sie gelähmt glaubt, noch zermalmende Kraft hat," sprach er mit einem Nachdrucke, der deutlich wahrnehmen ließ, wie die Funken gezündet hatten.

Der Hofmarschall mit den Pagen erschien, dem Könige zu melden, daß er den Beginn des Diners nur zu befehlen habe.

„Laßt uns gehen, meine Herren!" sagte er. „Die nächste

Zukunft wird es lehren, was wir thun und aller Welt zeigen, daß Frankreichs König der Kirche treuester Sohn ist!"

Er schritt den Flügelthüren zu und, leuchtende Blicke wechselnd, folgten die Herren dem Gebieter.

Eben als diese Unterredung stattfand, ereignete sich eine Scene, in einem prunkvollen Cabinete des Louvre, die mit dieser im engsten Zusammenhange stand.

Die Wände dieses Cabinetes waren mit Gobelins behangen, welche in den glühendsten Farben die üppigsten Scenen der griechischen Mythologie dem Auge vorführten. Die Geräthe waren von der kostbarsten Art in Stoff und Form. Die prachtvollsten Teppiche bedeckten den Boden und rosenrothe Behänge der Fenster zauberten ein wunderbares Licht, ganz geeignet, die Reize der Bewohnerin in reichstem Maaße zu erhöhen.

In einer schwellenden Causeuse lag halb, halb saß sie — ein reizendes Weib in einem Anzuge, der die üppigen Formen recht hervorhob. Sie konnte nicht mehr auf den Schmelz der ersten Jugend Ansprüche machen, aber dennoch war sie außerordentlich reizend, und das geistreiche, schöne Gesicht mußte den besiegen, der es wagte, hineinzublicken, besonders in das Auge, das eine bezaubernde Wirkung übte.

Es war Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, die Geliebte König Heinrich's des II. von Frankreich, die unumschränkte Beherrscherin seines Herzens, seines Willens, seines Reiches.

Nahe bei ihr saß ein junger Abbé, ein Bild namenloser Schönheit. Sein trunkenes Auge ruhte auf Dianen. Ihre wundervoll geformte, weiße, kleine Hand ruhte in der seinen und die glühenden Küsse, welche sie bedeckten, ließen auf eine Vertraulichkeit schließen, die weniger in seiner Würde, als in den Vorzügen jener äußeren Erscheinung begründet zu sein schien.

„Herr Abbé!" rief Diane, ihm die Hand entziehend und mit dem Zeigefinger drohend, „Ihr vergeßt gänzlich, was Euch zu mir führte!"

„Ich möchte den sehen, dem es an meiner Stelle anders

erginge!" sprach der Abbé in einem Tone, welcher seine Stimmung rechtfertigen sollte und ein selbstzufriedenes Lächeln über die schönen Züge der Herzogin führte, die die Schmeichelei fühlte.

„Schmeichler!" rief sie und die rosigen Spitzen ihrer Finger berührten die Wange des Abbé mit leisem Schlage.

„Reden wir jetzt von Anderem! Ihr sagtet, Ihr hättet ein wichtiges Wort mit mir zu reden?"

Der Abbé ermannte sich und sagte: „Ja, gnädigste Frau, ich kam, um die Nothwendigkeit verschiedener Schritte Euch ans Herz zu legen. Es ist der Ausdruck der Gesinnung des Herzogs von Guise, wie des Cardinals. Es muß etwas Ernstes geschehen, damit nicht immer frecher der Protestantismus werde, der nach den höchsten Stellen greift, die Macht an sich reißt und Frankreich in zwei Heerlager spalten will."

Diane hörte sinnend zu; aber man mochte es erkennen, wie diese Worte mit ihrer Gesinnung harmonirten.

„Die Kirche allein vermag es nicht," fuhr der Abbé in glühender Begeisterung fort. „Ihr fehlt der Arm der Gewalt, das Schwert der Rache und Vernichtung. Beides gehorcht Eurem Winke, wie sich ihm jedes Herz beugt. Reichet der Kirche Eure Macht dar und der Sieg ist gewiß. Wenn dann die Mächtigen unter den Ketzern gebeugt, zertreten, gefallen oder des Landes verwiesen sind, so sind ihre Güter und Schlösser — Euer!"

Diane sah mit aufblitzendem Auge den Sprecher an.

„Ich wiederhole es — Euer!" — setzte er mit großem Nachdrucke hinzu.

„Und was hofft Guise von solchen Schritten?" fragte sie listig lächelnd.

Der Abbé hatte wieder ihre Hand gefaßt, beugte sich auf sie, und drückte seine heißen Lippen in langem Kusse darauf.

Jetzt richtete er sich auf und blickte in das sieggewohnte Auge der Herzogin.

„Ich müßte nicht ganz Euch angehören," lispelte er, „wenn ich nicht darauf antworten sollte. — Macht! — Aber was hilft

ihm eine Macht, die zu brechen Euch nur einen Wink kostet, wenn sie sich vergessen sollte? In dieser reizenden Hand ruht der Kappzaum, der sie zügelt. Ihr hat noch kein Ehrgeiz, keine Herrschaft, kein Streben nach Oben hin Widerstand zu leisten gewagt. Wo aber eigentlich die Macht, wie der Reichthum Euch zufällt; wo Ihr, wie die Kirche, so den Adel Euch verbindet; wo Ihr solche heilbringende Dienste Frankreich leistet, da, mein' ich, sollte die Wahl entschieden sein!" —

„Sie ist es!" sprach Diane von Poitiers mit der ganzen Entschiedenheit ihres Wesens und erhob sich.

Auch der Abbé war aufgestanden, aber seine Blicke schienen in diesem Augenblicke das hinreißende Weib zu verschlingen.

„Geht," sagte sie liebreich, „sagt das dem Herzog. Die Stunde meiner Toilette naht."

„Kann ich denn?" fragte schmelzend der Abbé.

„Ihr müßt," versetzte sie mit zauberischem Lächeln. „Solche Opfer der Hingebung werden nie verkannt."

Der Abbé drückte die reizende Hand an seine Lippen und verschwand durch eine Tapetenthüre, welche die Gobelins dem Blicke entzogen. Diane sah ihm mit Befriedigung nach, wiegte das Haupt einigemal nach Vornen, lächelte in den großen Spiegel und klingelte ihren Damen. —

Die Folgen dieser beiden Scenen traten bald auf den Schauplatz des Lebens. Schneller als Alles rief sie ein Ereigniß hervor, das sich im Parlamente von Paris zutrug, dessen Wurzeln aber in den Unterredungen zu suchen waren, die der König mit dem Erzbischof und Tavannes, Diane von Poitiers mit dem Abbé gehabt, während im geheimen Klosette des Königs der Beichtvater seine Thätigkeit entwickelt hatte, jene Fäden in seiner Hand vereinigend. —

Der König kannte die Namen der Ketzer im Parlamente von Paris, sowohl derer, die kein Hehl hatten, als derer, die es noch nicht wagten, ihre Ueberzeugung rückhaltlos hervortreten zu lassen. Durch einen eclatanten Schritt sollte ihre Vernichtung eingeleitet

werden; denn im Parlamente saßen Männer von Geistes- und Rednergaben, wie sie Frankreich nicht wieder aufweisen konnte; hier wurden die Interessen des Glaubens beleuchtet, vertreten, gewahrt mit der Macht des Wortes, welches Herz und Geist in gleichem Maaße überwältigte und manche Blitze fuhren aus diesen Mauern heraus und zündeten dort im Volk ein Licht, das hell und hoch aufflammte. Die Feinde des Evangeliums erkannten vollkommen klar, wie wichtig es sei, wenn die Kräfte, welche sich der Ausführung des die Protestanten vernichtenden Edictes von Escouan, dem schon da, wo sich keine Macht entgegenstämmte, Ströme Blutes hingemordeter Protestanten, auflodernde Scheiterhaufen todesmuthiger Bekenner des Evangeliums gefolgt waren, in dem Parlamente von Paris entgegenstellten, besiegt würden; denn das Parlament hatte bis jetzt der Ausführung dieses blutigen Edicts einen unübersteiglichen Damm entgegengesetzt.

Seit König Karl, dem Achten, bestand in Betreff des Parlamentes von Paris eine ganz eigenthümliche, die Macht des Parlamentes beschränkende Einrichtung. Am letzten Mittwoche des Monats (Dies Mercurii, daher der Name: Mercuriale) begab sich der königliche Generalprocurator feierlich in die Sitzung des Parlamentes; hörte den Verhandlungen zu und zog dann diejenigen Mitglieder, welche etwa sich verfehlt, zur Rechenschaft. Er übte dabei eine große Gewalt, die selbst bis zur Entsetzung vom Amte reichte. Es ist unzweifelhaft, daß durch diese Einrichtung die Selbstherrlichkeit des Parlamentes gebrochen war und die menschliche Rücksicht auf die Stellung irgendwie der Zunge Fesseln anlegte; aber auch der königlichen Macht Vorwände lieh, mißliebige Personen sofort zu entfernen; unangenehme Debatten zu beseitigen und so ein Ziel zu erreichen, auf welches man lossteuerte. Das Edict von Escouan war im Bereiche des Parlamentes von Paris noch nicht zur Ausführung gekommen, weil dasselbe sich ihm widersetzte oder doch die Bekenner des Evangeliums in seinem Schooße. Gerade die besten Köpfe, die glänzendsten Redner, die entschiedensten Charaktere gehörten dieser Partei an, und wie oft auch die Ver-

suche erneuert wurden, es schien, als breche sich die Gewalt der Brandung an einem Felsen.

Die vereintwirkenden Parteien des Clerus, der Guisen, Dianen's von Poitiers und des Königs hatten sich vereinigt, noch einmal das Edict von Escouan vor das Parlament zu bringen und es so geleitet, daß an der Mercuriale, also gerade am letzten Mittwoche des Monats, wo der Generalprocurator der Sitzung beiwohnte, die Verhandlungen darüber die vollste Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Die Sitzung hatte begonnen. Die Fanatiker jener Parteien hatten bereits Alles aufgeboten, die Nothwendigkeit des Einschreitens gegen die Ketzerei ins Licht zu setzen; Gründe auf Gründe hatten sie gehäuft, um dem Verfolgungsedicte die Hindernisse seiner Ausführung wegzuräumen; aber auch von der protestantischen Seite erhoben sich jetzt die Männer, die als Zierden des Parlamentes galten, und schlugen jene Gründe nieder, daß an kein Aufstehen mehr zu denken war. Was indessen an stichhaltigen Gründen mangelte, das mußte blinde Wuth ersetzen, und so entstand ein Kampf der Meinungen und Interessen innerhalb der Mauern des Parlamentes, wie ihn die Geschichte dieses Institutes noch nicht aufgewiesen hatte. Die Leidenschaften waren auf beiden Seiten entfesselt; die scharfen Pfeile des Wortes flogen herüber und hinüber — als sich plötzlich der beste Redner des Parlamentes, der geistreichste Anhänger des Evangeliums — der bis jetzt geschwiegen hatte, der Parlamentsrath Claude de Viole, Herr von Saint-Flour, erhob. Vor ihm hatten die gewichtigen Stimmen der Parlamentsräthe Ferrier, du Faure, du Bourg und Andere geredet; aber als de Viole sich erhob, entstand eine Todesstille. Die Gesichter der Gegner wurden bleich, die der Bekenner des Evangeliums strahlten, denn Alle wußten es, wenn Viole redete, war der Sieg für seine Sache keine Secunde mehr zweifelhaft.

Als eben Viole im heißesten Flusse seiner Rede für die Glaubens- und Gewissensfreiheit seiner Glaubensgenossen war, und hier der lebhafteste Beifall, dort Zorn und Wuth sich auf den

Gesichtern malte, öffneten sich die Flügelthüren und der Huissier des Parlamentes rief in den Saal hinein: „Seine Majestät der König!“

Mit dem ganzen Pompe der Majestät, begleitet von dem großen Gefolge, trat der König an der Stelle des Generalprocurators ein. Das Parlament erhob sich. Der Ruf: „Es lebe der König!“ hallte im Saale wider.

Dieser unerwartete Eintritt des Königs machte den verschiedenartigsten Eindruck. Während eine momentane tiefe Stille auf der Versammlung ruhte, sah man hier bleiche, angsterfüllte Gesichter, dort triumphirende, mit hämischem Lächeln und Siegesfreude.

Nach einer kurzen Begrüßung der Versammlung, flog ein Blick des Königs über sie hin, der einen finstern, gefahrdrohenden Ausdruck hatte. Er nahm mit bedecktem Haupt auf der erhöhten Estrade Platz. Sein Cortege ordnete sich und mit einem herrischen Tone befahl er, daß man da fortfahre, wo sein Eintritt die Verhandlung unterbrochen habe. Jetzt schwoll denen der Muth, die so nahe am Unterliegen gewesen waren, und, ihres Hinterhaltes gewiß, schleuderte der wilde Fanatismus seine Blitze gegen die Ketzer, die so siegreich erst kurz gekämpft, und die man jetzt für muthlos hielt.

Aller Augen waren jetzt auf de Viole gerichtet. Das bleiche Antlitz war noch bleicher geworden; aber das dunkle Auge sprühte Blitze einer mächtigen Begeisterung. Immer rascher fuhr er mit der Hand über den schönen Bart, der sein Kinn zierte und die fieberische Bewegung, in der er war, ließ Außerordentliches erwarten. Jetzt erhob er sich von seinem Sitze, der gerade dem Könige gegenüber sich befand. Jedermann kannte diesen Mann, der unerschütterlich in seinen Grundsätzen und im Erfüllen seiner heiligen Pflichten, sich nie vor einer weltlichen Macht gebeugt; aber mit Kraft und Schärfe des Geistes eine wunderbare Beredsamkeit verband, der nie der Wahrheit etwas vergab und bereit war, lieber als Martyrer zu sterben, als das Zeugniß für seinen heiligen Glauben da nicht abzulegen, wo etwa persönliche Gefahr drohte. „Wahr ist es,“ sprach er mit volltönender Stimme und mächtigem Feuer, und das

Auge schoß Blitze unter den dunkeln Braunen hervor, die sich tief herabsenkten, „wahr ist's, daß der Verfolgungsgeist das Vaterland in grenzenlose Verwirrung stürzt; aber wer löst die Bande gesetzlicher Ordnung? Wer bewaffnet die friedliche Hand des Bürgers zum Schutze seiner heiligsten Güter? Die thun es, die die gottverliehenen, heiligen Rechte des Menschen mit Füßen treten, die den Bruder, der anders denkt und glaubt, zu Schaffoten und Scheiterhaufen schleppen; Gott gab die Freiheit des Gedankens; Gott verlieh die Freiheit des Glaubens und Ihr wollt ihn in Fesseln schlagen! Ihr wollt mit fleischlichen Waffen den Geist bannen in Formen, und den neuen Wein in die alten Schläuche zwingen, die er zertrümmert, weil sie alt und faul sind. Friedliche Unterthanen, treue Bürger sind die Protestanten; aber Eure Verfolgung bewaffnet die Hand mit dem Schwerte, die friedlich mit dem Pfluge den Acker furchte, oder im Gewerbe nützlich thätig war; Eure Priester sind es, die, weil sie nichts vermögen gegen das siegende Wort Gottes, Die einkerkern, hinschlachten, verbrennen, verbannen, die dies Schwert des Geistes führen, das ist die alte Art, die von den Albigensern her sich als die leichteste empfiehlt; aber das schuldlos vergossene Blut schreit um Rache zum Himmel! Und dort ist der Vergelter, dessen Arm nicht verkürzt ist und den erreicht, heute oder morgen, der frevelt."

„Ich bekenne es freudig, hier vor Gott und Menschen, daß ich der Kirche angehöre, die am reinen Worte Gottes hält, als an dem Gute, das Menschengewalt nicht antasten kann. Mögen sie den Leib tödten, den Geist können sie nicht morden, und wie einst in den Tagen der Christenverfolgung, so wird aus dem Blute der Martyrer eine Saat aufgehen, die die Ohnmacht der Menschengewalt bezeugt. Das Palladium dieser Kirche ist die Glaubens- und Gewissensfreiheit, und ihr ewig dauerndes Fundament das Wort Gottes, welches die Pforten der Hölle nicht zu erschüttern vermögen. Lasset uns das freie Bekenntniß unseres Glaubens — und der Friedensengel schwingt seine Palme über Frankreichs schönes Land; treuere Unterthanen hat kein Fürst der Erde. Die

innere Zerrüttnng endet, und der Gewerbfleiß, den meine Glaubensgenossen in das Land gebracht, wird seine Segnungen über Frankreich verbreiten. Das Edict von Escouan stößt den Dolch in Frankreichs edelste Eingeweide. Es säet Haß, Mord, Blut — seine Ernte ist Fluch, Fluch, Fluch! Verwüstung und Elend sind seine Folgen. Den Bruder hetzt es gegen den Bruder, den Geist der Hölle, den Fanatismus beschwört es herauf, und seine bluttriefende Geißel wird Frankreich zu Tode hetzen. Und wer trägt die gräßliche Schuld?" —

Er hielt inne. Die heftige Erregung seines Innern gab dem bleichen Gesichte, das von schwarzem Haare umwallt war, den Ausdruck, der an einen Propheten Israels erinnerte. — Und noch einmal fragte er, nach dieser Pause, in der man den Schlag der allseitig, wenn auch verschiedenartig erregten Herzen vernehmen konnte:

„Wer trägt die Schuld? Mit den Worten des Propheten Elias spreche ich, wie er zum gottlosen Ahab sprach: du bist's, der Israel verwirret!" —

Sein stechender Blick traf den König, daß er den seinen niederschlug und bleich wurde wie eine Leiche. Er saß da wie der Sünder vor dem Richterstuhl eines Reinen, dessen Wort ihn zermalmend traf, wie einst David vor Nathan, als dieser sagte: Du bist der Mann des Todes!

Die Versammlung war, wie wenn sie erstarrt wäre. Aller Blicke ruhten auf dem Könige. Heinrich II. rang, seine Fassung wieder zu gewinnen und einen Entschluß zu fassen, aber er vermochte es nicht. Er hob die Sitzung auf und verließ in fieberhafter Bewegung den Saal. Erst jetzt erhob sich ein wilder Tumult. Die Anhänger der Guisen wollten über Viole herfallen, aber eine Phalanx stand um ihn. Die Unentschiedenen waren zur Entschiedenheit gekommen. An seinem Feuer war das ihre entzündet worden. Sein Muth hatte den ihrigen gehoben und mit sich fortgerissen.

Du Plessis-Mornai trat zwischen die Parteien. „In diesen

Räumen," sagte er, „hat immer die Wahrheit ihre Zufluchtstätte gefunden und das Recht die seine. Entweihet die Räume nicht! Gebt nicht das Beispiel, daß die Nation Euch nachahme und ein Strom Blutes sich über Frankreich ergieße!" —

Dies Wort aus diesem Munde wirkte Wunder. Wenn auch in wilder Erregung, verließ dennoch die Versammlung den Saal, ohne das Recht der freien Rede schmählich zu verletzen.

Was sich im Parlament ereignet, trug schnell das Gerüchte durch Paris. Fast kein Haus, keine Hütte gab es, wo nicht die Begebenheit verhandelt wurde. Wie auch der Glaubenshaß viele Herzen beherrschte, der kühne Freimuth Viole's, dem Könige gegenüber, weckte Sympathien, wo man es nie hätte glauben sollen und der Protestantimus gewann an diesem Tage mehr Herzen, als er sonst in einem Jahre würde gewonnen haben.

Aber im Louvre, in dem Hôtel des Herzogs von Guise, in dem Palaste des Erzbischofs war Alles in einer Bewegung, die unerhört war. Da drang man auf kräftige Erfüllung des Edictes von Escouan; da forderte man blutige Sühne; da sprach man von beleidigter Majestät und Hochverrath, und aller Grimm wandte sich gegen Viole, über dessen Haupte das Schwert des Damokles an einem Haare hing. Der Verhaftsbefehl wurde ausgefertigt, und als die Nacht ihren Schleier über Paris breitete, nahte das Verderben dem Manne, der es gewagt, die Wahrheit dem König in das Angesicht zu sagen.

II.

Es schien, als stehe die Natur im Einklange mit dem Menschenherzen. Ein Gewitter hatte sich über Paris gesammelt, das Blitz auf Blitz entsandte. Der Donner rollte, furchtbar dröhnend, über der Stadt. Der Sturm tobte durch die Straßen, daß kaum ein Wanderer Widerstand leisten konnte, und in den Kaminen war ein Heulen, als ob die Geister der Hölle lebendig geworden wären

— und doch fiel kein Tropfen Regen. Es schien, als sei das Gewitter gebannt über der unermeßlichen Stadt.

Erst gegen zehn Uhr hatte der Donner aufgehört und die Blitze zückten nicht mehr. Das Geläute der Glocken hatte aufgehört und ein sanfter Regen, der jedoch nur einige Augenblicke währte, tödtete den Staub, der sich sonst bei jedem Tritt erhob.

Der Parlamentsrath de Viole saß an dem Bettchen seines Kindes, eines vierjährigen Knaben, und blickte auf den friedlichen Schlummer des Kindes mit stillem Sinnen. Dieser Knabe war das einzige Gut, welches er aus den Trümmern seines Glückes gerettet hatte. Sein geliebtes Weib war ihm gestorben. Nun hing seine Seele mit dem ganzen Reichthum seiner Liebe an dem Knaben, den sie ihm gelassen. Er hielt die Hand des Kleinen, der so ruhig schlief, und sein Herz wogte in der Erinnerung an das, was heute geschehen. Allmählich traten die Ereignisse dieses bedeutungsvollen Tages klarer hervor in ihren Einzelnheiten; daß aber ihm eine Gefahr drohe, ahnte er nicht.

Da klopfte es heftig an des Hauses Thüre; der Bediente öffnete, und rasch traten zwei Männer herein, deren Einer in wenig Sprüngen die Stiege droben war und ohne Weiteres in Viole's Gemach trat. Als er ihn hier nicht fand, eilte er in das Cabinet, wo Viole in tiefen Gedanken an seines Kindes Bett saß.

„Viole,“ sprach er, „wie mögt Ihr so sorglos hier bei Eurem Kinde sitzen, während Eure Feinde Euer Verderben bereits beschlossen haben? Lohn' es Euch Gott, was Ihr heute thatet, aber nun gilt es auch, die Folgen Eures Wortes von Euch fern zu halten. Euer Urtheil ist gesprochen — der Tod!“

„Ich stehe in Gottes Hand,“ sagte ruhig der Parlamentsrath und blickte mit der vollen Seelenruhe des guten Bewußtseins in das Auge du Plessis-Mornai's.

„Wie?“ rief der treue Freund, „Ihr wollt ruhig das erwarten, was ein wüthender Feind Euch bereitet? Wollt Ihr in der Bastille den langsamen Hungertod sterben, nachdem Euch die Folter alle Glieder zerrissen?“

„Ich fürchte sie nicht!“ sagte Viole.

„An Eurem Muthe zweifelt Niemand,“ rief du Plessis-Mornai; „aber dient Ihr damit dem Glauben, dem Vaterlande, daß Ihr Euch, statt Euch ihm zu erhalten, hinschlachten lasset?“

„Ihr fürchtet zu viel!“ sprach Viole. „Sie werden es nicht wagen!“

„Nicht wagen?“ fragte Mornai. „Der Verhaftsbefehl ist ausgefertigt und in Tavannes' Händen. Glaubet Ihr, daß der zögere? Um Gotteswillen, eilet! Jede Minute ist kostbar! Blickt hin auf dies schuldlose Kind! Ihr seid sein Alles, Vater und Mutter. Sie hat es eingebüßt, wollt Ihr ihm die letzte, die einzige Stütze rauben? Wollt Ihr es den Händen Eurer Feinde überliefern?“

Viole erbebte.

„Ferrier, du Faure und du Bourg sind geflohen,“ sprach dringender Mornai.

„Was sagt Ihr?“ fragte aufspringend de Viole.

„Sie sind schon jenseits der Barrieren von Paris,“ fuhr Jener fort, „und Ihr weilet noch?“

„So weit also ist es gekommen,“ sagte Viole mit schmerzlichem Ausdrucke, „daß Frankreich seine Söhne ausstößt! Aber es ist so. Die Sterne lügen nicht! In ihren wunderbaren Stellungen stand das geschrieben. Ja, mir wird es klar; ich muß fliehen, um meines Kindes willen muß ich.“

„So eilet um Gotteswillen, ehe es zu spät ist,“ rief Mornai und drängte ihn.

Er gab endlich nach; „ich will fliehen,“ sagte er, „aber nur mit meinem Knaben. Wie wird das möglich sein?“

„Ich kannte Euer Vaterherz, Viole,“ sagte Mornai, „und habe die nöthige Fürsorge getroffen, daß kein Hinderniß in den Weg treten kann. Nur Eile thut Noth; denn zögert Ihr länger, so ereilen sie uns, und Ihr und Euer Kind, Ihr seid Beide verloren.“

Das wirkte.

Viole ordnete nun schnell das Nöthige; packte Geld und Papiere ein.

Mornai rief den beiden Dienern. Das Kind wurde geweckt und, durch das Zureden des Vaters beruhigt, ließ es sich in einen Mantel hüllen. Wenige Minuten später traten sie in die Nacht hinaus. Es war finster wie im Grabe. Der schlaftrunkene Knabe war in des Dieners Armen bald wieder eingeschlafen. Du Plessis-Mornai schritt vor den Dreien her.

Durch abgelegene, dem Parlamentsrath unbekannte Gassen und Gäßchen; durch Passagen und über freie Plätze wandelten sie in raschem Schritt. Endlich hörten sie deutlich das Plätschern der Wellen der Seine, die sich, noch aufgeregt von dem wilden Sturm, am Ufer brachen.

„Gott sei gelobt!“ sagte halblaut du Plessis-Mornai zu Viole, „wir sind dem Ziele nahe! Möge er gnädig über uns wachen!“ —

Noch eine kleine Straße wanderten sie so fort, dann bogen sie in eine dunkle Gasse, die sich dem Ufer zusenkte.

Hier blieb du Plessis-Mornai stehen und hustete dreimal. Drunten am Ufer wurde ihm in eben der Weise geantwortet. Jetzt faßte er de Viole's Hand und langsam schritten sie das abschüssige Pflaster hinab.

Hier trat ihnen eine dunkle Gestalt entgegen.

„Wie viel Uhr ist's?“ fragte der Unbekannte.

„Beinahe Mitternacht!“ entgegnete du Plessis-Mornai.

Ohne weitere Fragen kehrte der Unbekannte gegen den Fluß zurück und mehrere Andere traten aus einem großen Kahn ans Ufer.

Die Fliehenden wurden hinein geleitet, und nachdem sie sich niedergesetzt, schoben die Schiffer den Kahn vom Ufer los — sprangen hinein, und während Einer das Steuer ergriff und die Anderen die Ruder einsenkten, flog der Kahn über die Wellen hin, an den noch erleuchteten Häusern vorüber und nicht lange, so lag Paris hinter ihnen.

„Wohin führt Ihr mich?“ fragte Viole.

„Ueberlaßt vertrauensvoll mir Alles,“ entgegnete du Plessis-Mornai, und spornte die Ruderer zu rascher Fahrt.

Endlich trat an beiden Ufern der Seine der Wald auf. Der Mond leuchtete im ersten Viertel genug, um dies zu erkennen.

„Die Gefahr ist nun fürs Erste vorüber,“ sprach Mornai zu Viole; aber dennoch thut die Eile Noth; denn schon mit grauendem Tage werden Euch auf allen Wegen Verfolger nachgesendet. Wenn Ihr nicht einen bedeutenden Vorsprung gewinnen könnt, so ist all unser Mühen umsonst. Welche Richtung gedenkt Ihr einzuschlagen?“

„Die nach der Auvergne,“ erwiederte Viole. „Auf Saint-Flour kann Ich wenigstens einen reiflich erwogenen Plan zur Reise kommen lassen.“

„Wenn Ihr auch dorthin geht,“ sagte der edle Freund, „so dürft Ihr dort nicht weilen. Geht nach England. Das ist das Einzige, was ich Euch rathen kann. Diane von Poitiers lechzet nach Euren und der übrigen Entflohenen Gütern. Nur zu bald werden ihre Agenten erscheinen.“

„Wohl mögt Ihr Recht haben,“ sagte Viole nach einigem Besinnen; „aber die Berge der Auvergne sind reich an Schlupfwinkeln. Dort ist meine Heimath; dort habe ich treue Freunde; dort kenne ich vom edlen Waidwerke her jeden Schlupfwinkel, und mögen sie kommen und suchen, uns finden sie nicht; allein ob das auf die Dauer ausreiche, bezweifle ich selbst. Es wird mir aber nicht schwer werden, über La Rochelle nach England zu entkommen.“

Wieder trat eine Stille ein und Jeder schien einen Fluchtplan zu ersinnen.

Mittlerweile hatten sie eine Stelle erreicht, wo dunkler Hochwald nahe an das Ufer der Seine herantrat. Die Sichel des Mondes stand am Rande des Horizonts, und das fahle Licht fiel auf das Ufer. Die Wolkenmassen, welche noch in Paris den Himmel schwarz bedeckt hatten, waren verzogen.

Das scharfe Auge des Schiffers am Steuer entdeckte eine

menschliche Gestalt am Ufer. Eine Wendung des Steuers schob den Kahn in die Mitte des Stromes. Hier ließ er die Ruder einziehen und den Kahn ruhig auf dem Zuge der Wellen hingleiten. Als der Kahn der Stelle gegenüber war, pfiff der Steuermann dreimal in kurz abgestoßener Weise. Sein Ton wurde ebenso erwiedert und schnell machte nun der Kahn eine Schwenkung gegen das Ufer und legte bei.

„Beinahe zweifelte ich an Eurem Entkommen," sagte näher tretend der Unbekannte. Er reichte den Austretenden seine Hand und half ihnen ans Ufer.

„Ist Alles bereit?" fragte Mornai.

„Wie Ihr befohlen!" erwiederte der Mann.

„Wartet hier," befahl du Plessis-Mornai den Schiffern und ging mit Viole und den beiden Dienern in den Wald. Eine Strecke wanderten sie in dem Dunkel hin; aber es war ein Pfad, der nicht zu verfehlen war. Endlich erreichten sie einen freien Raum im Walde. Dort standen Rosse zur Flucht bereit.

„Mornai," sprach Viole, „der ächte Freund wird erst in den schwersten Lebensstunden erkannt. Ihr seid ein solcher. Manchmal kamt Ihr mir räthselhaft, unentschieden vor. Vergebt, ich that Euch Unrecht!" —

Mornai drückte Viole's Hand. „Der Schein trügt," sagte er. „Ich habe erkannt, daß ich so unendlich mehr nützen kann. Ich bin oft und viel verkannt worden und werde es wohl noch oft erfahren müssen; aber in mir, in der eigenen Brust, liegt mein Trost in solchen Fällen. Nicht Jeder vermag, was Andere können; aber steht Jeder treu auf seinem Posten, so kann das Uebel gedämmt werden. Ihr habt mich erkannt. Glaubt an mich, welch Licht auch auf mich fallen möge. Nun aber müssen wir scheiden. Gott schütze und geleite Euch. Seid seiner Gnade empfohlen."

Viole hielt seine Hand fest in der Seinen. Seine Lippe zitterte und eine Thräne trat in sein Auge.

„Edler Mann," sagte er, „ich weiß es, uns führt die Hand Gottes wieder zusammen. Was Ihr gesagt, ist nicht leer verhallt.

Nehmt meinen innigsten Dank. Möge Gott aus meiner Rettung keine Gefahr für Euch hervorgehen lassen. Gott segne Euch!"

Stumm preßten die Männer sich gegenseitig an die Brust, dann wandte sich Mornai und verschwand im Wald. Er erreichte das Boot wieder und fuhr quer über den Fluß. Drüben wartete seiner ein Diener mit Pferden, und ehe es lebendig in den Straßen von Paris geworden war, hatte er die Gegend erreicht, wo Viole's Wohnung stand.

Welch ein Anblick bot sich ihm hier!

Zertrümmert waren alle Geräthe, zerschlagen die Spiegel und Fenster; selbst die Bilder der Ahnen des Parlamentsrathes waren in Stücke zerrissen. Seine Habe war geplündert und geraubt. Die Wohnung bot ein Bild grausenhafter Zerstörung und, wie er so da stand, tief ergriffen von dem, was er sah, schlichen zwei Diener des Entflohenen herbei, die zur Zeit der Flucht auswärts waren. Auch sie hatten die Wuth seiner Verfolger erfahren durch schwere Mißhandlungen. Sie flehten Mornai um Schutz und Unterhalt an.

„Seid getrost," sprach der edle du Plessis-Mornai, „ihr sollt, bis bessere Tage kommen, in meine Dienste treten."

Diese Aussicht richtete die Armen wieder auf, und sie erzählten nun, wie kaum wenige Minuten nach der Entweichung ihres Herrn sie heimgekehrt seien und ganz betäubt von dem Schrecken, daß sie das Haus offen und keine Seele darin gefunden hätten, dagestanden wären. Niemand habe ihnen ja sagen können, wohin er entwichen. Der Gedanke habe sie gefoltert, daß seine Feinde ihn nach der Bastille geschleppt, da auch sie in der Stadt gehört, wie er, dem Könige gegenüber, für seine Glaubensgenossen geredet. Dieser Furcht und Qual seien sie indessen bald entrissen worden; denn wenige Augenblicke später sei ein wilder Haufe in das Haus gestürmt, den Marquis von Tavannes an seiner Spitze. In allen Räumen des Hauses habe man gesucht; sie habe man geschlagen, gestoßen, mißhandelt und gefordert, daß sie sagten, wo ihr Herr sei. Als sie das nicht gekonnt, habe man mit Folter und Kerker

gedroht. Endlich habe denn doch der Marquis eingesehen, daß er ohne ihr Vorwissen entflohen sein müsse. Wüthend darüber, daß ihm sein Schlachtopfer entgangen, habe er das Haus und Alles, was es enthalten, dem Haufen preisgegeben und sei dann hinweggeeilt, um mit Berittenen nach allen Richtungen hin die Entflohenen zu verfolgen. Da nun die wüsteste Plünderung erfolgt sei, wäre ihnen Gelegenheit gegeben worden, sich den Unholden durch Entfernung zu entziehen und erst gegen Tag seien sie in die zerstörten und ausgeraubten Räume zurückgekehrt.

Du Plessis-Mornai hörte mit Entsetzen diese Erzählung an, und verließ dann mit den Dienern Viole's die Stätte, wo es die Ereignisse bezeugten, was den edeln Bewohner würde erwartet haben, wenn er das Unglück gehabt hätte, in ihre Hände zu fallen, die ihn so bodenlos haßten.

Während sich dies hier zutrug, war dort am Ufer der Seine der Wald nicht lange Zeuge der Vorbereitung zur weiteren Flucht.

Der Diener, den Mornai hier mit den Rossen hatte warten lassen, war ein treuer, zuverlässiger Mensch. Zwar mit der Auvergne unbekannt, wußte er doch in den Gegenden, welche sie zuerst zu durchreisen hatten, genau Bescheid. Jeder Wald, jeder Schlupfwinkel war ihm bekannt. Ein Saumroß trug Lebensmittel und Erquickungen. Mornai hatte Alles vorgesehen. Um sich möglichst unkenntlich zu machen, mußte de Viole seinen Bart abnehmen, seine Kleidung mit der im Land üblichen vertauschen. Selbst die Pferde waren der Art, daß sie durch Schönheit und edle Raçe kein Aufsehen erregen konnten. Am Tage rasteten sie meist in den Wäldern oder auf einzelnen Höfen und Mühlen, und in der Nacht setzten sie ihre Reise fort. Und als sie endlich jene Gegenden erreichten, wo die zerklüfteten, verbrannten Berge der Auvergne begannen, da wurde Viole selbst der Führer des kleinen Zuges.

Was ihn am Schwersten bekümmert, die Besorgniß, sein Kind, sein theuerer Gui, werde die Reise erschweren, verschwand gänzlich. Das Kind freute sich der wechselnden Umgebung, freute

sich, bei seinem Vater sein zu können, den es in Paris selten gesehen, und so ging die Reise ohne Abentheuer, ohne Gefahren und leichter vorüber, als er zu hoffen gewagt. Daß der edle du Plessis-Mornai für die beiden Diener, für seine Habe sorgen werde, durfte er mit Zuversicht voraussetzen, und so kam es, daß seine Seele leicht wurde, als er die Kegelberge seines Heimathlandes vor sich sah.

III.

Die Auvergne ist eins jener Gebirgsländer, wo die Natur, Gott allein weiß in welchen Zeiträumen, eine Werkstätte furchtbarer Gewalten hatte; wo die Zerstörungen durch vulkanische Eruptionen einen Umfang, eine Macht und eine Dauer nachweisen, die den Beschauer in eben dem Maaße in Erstaunen setzen, als sie ihn mit Entsetzen erfüllen. Ungeheuere Krater zeigen die Heerde jener Erschütterungen, die diese Berge zerklüfteten, jener Lavafelder, die, einst im Feuerflusse, weithin die Hochebenen bildeten, die Thäler ausfüllten, das Leben der Geschöpfe zerstörten, Wälder verbrannten und nun den öden Anblick gewähren, der die Seele mit Schauern erfüllt. Wo das Feuer rastlos hervorquoll, da hat ein anderes Element seine Stätte gefunden. Das Wasser hat viele der bodenlosen Krater ausgefüllt und Seen fluthen da, wo einst das Feuer waltete. Mächtige Tuffsteinlager dehnen sich aus. Der Bimmsstein bedeckt weite Strecken und Basalte erheben ihre seltsamen Säulengebilde oft auf den Spitzen der Bergkegel in grotesken Formen.

Wo die Macht der athmosphärischen Einflüsse einwirken konnte, ist der Proceß der Verwitterung seit den Jahrtausenden wirksam gewesen, in fruchtbare Erde die Lavafelder umzuwandeln und noch heute, in dem Zeitpunkte der Begebenheiten aber, denen diese Blätter gewidmet sind, noch viel mehr, bedecken und bedeckten mächtige Waldungen diese Gegenden, wo die Bevölkerung noch ziemlich vertheilt war.

Einzelne Kegelberge erheben sich wie Pyramiden gen Himmel

und weithin reicht das Auge in die wilde Landschaft von ihrem Gipfel.

So lag in fast gleicher und ansehnlicher Entfernung von den Städten und Städtchen Pierrefort, Couladez, la Boute und Longert in einem sehr breiten, von Lava theilweise erfüllten Thale, welches ein sich weithin ziehender Bergrücken von beiden Seiten einschloß, und gerade da, wo es einen weiten Kessel bildete, ein einzelner hochaufstrebender Kegel. Basalte und Trachite traten hier und da in wilden, zerklüfteten Gestaltungen an seinen Seiten zu Tage, während sonst ein dichter Buchenwald ihn bekleidete. Er war schwindelnd hoch und fiel so jäh ab nach allen Seiten, daß er völlig unzugänglich schien, sah man ihn aus der Ferne. Erst in der Nähe gewahrte man einen im Baumschatten versteckten, sich rings um den Berg aufwärts windenden Weg, der aber an vier Stellen durch Thore gesperrt war, welche feste Thürme vertheidigten.

Oben hatte er einst einen Krater; aber die Zeit, wo aus seinem Schlunde Flammen emporstiegen, lag weit in der Zeiten Ferne. Verwitterndes Gestein von seinen Rändern war hineingestürzt, in den Zuckungen, welche wohl noch lange nach dem Erlöschen der kleineren Vulkane die Ausbrüche der mächtigeren hervorriefen. So hatte sich im Laufe der Zeit diese Tiefe ausgefüllt und eine Ebene gebildet, wo die Pflanzenwelt ihre Riesen emportrieb, als die kampflustigen Zeiten des zehnten und eilften Jahrhunderts den Gedanken gebaren, mächtige Burgen auf die Höhen und Gipfel unzugänglicher Berge zu Schutz und Trutz zu erbauen. Auch auf dieser Höhe entstand eine solche Burg, von deren ersten Anfängen so wenig, als von denen, die diesen kühnen Gedanken gehegt und ausgeführt, die Chroniken der Mönche der zahlreichen Klöster des Landes zu erzählen wissen.

Es waren Mauern für die Ewigkeit gebaut. Ganze Felsblöcke hatte der unzerstörbare Mörtel verbunden zu einem Ganzen, und eine solche Mauer umschloß in bedeutender Höhe und in gleichen Entfernungen von Thürmen beschützt, die ganze Rundform des abgestutzten Kegelberges.

Innerhalb dieser äußern Mauer zog sich in engerm Kreise eine zweite, noch höhere. Fallbrücken verbanden diese beiden Mauern, die an ungeheueren Ketten, im Falle eines Ueberfalls, aufgewunden werden konnten. Die Thürme der inneren Mauer standen so, daß, aus der Ferne gesehen, fast ein Thurm an dem andern stand, das heißt, sie nahmen ihre Stelle genau zwischen den Thürmen der Aeußeren. In dem Kreise, der sich innerhalb der zweiten Mauer bildete, befand sich ein geräumiger Hof und an diesen schloß sich zu beiden Seiten ein großer Garten an, welcher bis an die großen Gebäude hinlief, welche sich an der schroffsten, der abendlichen Seite des Bergs, an die innere Mauer lehnten, überragt von einem mächtigen runden Thurme, dessen Haupt in ungeheurer Höhe über alle Thürme und Mauern hinausblickte.

Links von diesem Hauptthurme zogen sich die Wohnungen der Knappen und Reisigen hin, nebst den Ställen und Vorrathshäusern. Rechts aber stand, mit einem breiten Balcone geziert, das spitzgiebelige Ritterhaus, mit weiten Hallen, Sälen und Wohngemächern, deren Einrichtung jedoch dem feinern Geschmack einer spätern, luxuriösern Zeit ihre ursprünglichen Formen hatten zum Opfer bringen müssen.

Da erblickte man die mächtigen Kamine, die des Steinmetzen Meißel verziert hatte mit Darstellungen von Schlachten, phantastischen Thiergestalten und Frucht- und Blumengewinden oder Trophäen von Waffen seltsamer Form; da sah man an den Wänden die dauerhaften Ledertapeten, in die goldene Darstellungen gepreßt waren. Da stand an den langen Wänden das Schreinwerk von massivem Holz, an dem der Schnitzer seine Kunst geübt hatte, und die Stühle mit hohen, ausgearbeiteten Lehnen und schwellenden Kissen von derbem Damaste. Da hingen an den Wänden kostbare Rüstungen in blankem Stahle mit eingelegter, herrlicher Arbeit. In dem Schreinwerke fesselten den Blick hinter den hellen Glasscheiben die Schüsseln, Teller und Pokale aus edlem Metalle, häufig mit den schönen Bildwerken getriebener Arbeit oder dem schönen Niello verziert, wie nur die italische Kunst die Geräthe der Tafel schmückte,

und aus den Fenstern leuchteten die Malereien in den brennendsten Farben, durch welche der Sonnenstrahl herrlich gebrochen wurde. Alles athmete hier einen Wohlstand; alles wies auf einen gediegenen Reichthum hin, wie er nur alten, mächtigen Familien eigenthümlich war. Das war die Burg Saint-Flour, dem edelsten Geschlechte der Auvergne, den de Viole's zuständig, und so weit das Auge von den Zinnen des Wartthurmes reichte, erkannten Land und Leute diese Familie als ihre angestammte Herrschaft.

Die Zeiten der mittelalterlichen Kämpfe waren indessen längst zu Grabe gegangen, aber nicht die Burg, welche Zeugniß von der Macht und dem Reichthum des Geschlechtes gab. Es gehörte zu ihrem Stolze, zu ihrer Lebensaufgabe, sie zu erhalten, wie sie aus fernen Zeiten, stets in jungfräulicher Reinheit, nie erobert, nie besiegt, den späteren Sprossen des alten Stammes war überliefert worden. Reich begütert, wie in der Auvergne, so in der Dauphiné, war die Familie in zwei Aeste auseinander gegangen. Die Güter in der Dauphiné beherrschte die ebenfalls mächtige Burg Arbeque, welche auf steiler Höhe unweit Pont de Royan lag.

Der Ast, welcher sich de Viole de Saint-Flour nannte, bewohnte die Burg dieses Namens in der Auvergne; der andere Ast nannte sich de Viole d'Arbeque und blühte auf dieser Burg in der Dauphiné.

Als von Genf aus das Licht der Reformation in Frankreich Eingang fand, gestaltete sich hier ein Verhältniß, wie es vielfach sich erwies.

Die Familie de Viole hatte nur noch zwei Repräsentanten, einen Herrn de Viole d'Arbeque und Claude de Viole de Saint-Flour. Jener war nie in die verschlungenen Wege der Wissenschaft eingetreten. In dem Stolze seines alten Stammes verachtete er die Schätze des Erkennens und Wissens. Ihm galt es nur, den Adel in seiner Reinheit und Würde zu erhalten, in den Kriegen des Königs Fahnen zu folgen, und manchen Ruhm hatte er sich erworben. Gleichalterig mit ihm, war Claude de Viole de Saint-Flour zu anderen Thätigkeiten des Geistes geleitet worden.

Der Durst des Wissens drängte ihn, in die Schachte der Wissenschaften hinabzusteigen, und sein Lehrer hatte ihn früh in die Gebiete der Astrologie eingeführt, welche er später mit besonderm Eifer verfolgte. Noch in den reiferen Jahren, nachdem ihm die Sorbonne ihre Weisheit eröffnet, war er hinüber nach Genf geeilt, und hier hatte der nie rastende Trieb des Erkennens ihm das Evangelium erschlossen, an dessen heiligem Gottesquelle sein Geist die vollste, reichste Befriedigung fand. d'Arbeque war in vielen Beziehungen einer andern Gesinnung ergeben — stolz auf seinen alten Adel, und diese verschiedenen Richtungen hatten die Wirkung hervorgebracht, daß eine unübersteigliche Kluft ihre Herzen trennte. Sie wurden sich völlig fremd, ja noch mehr, ein glühender Haß entzweite sie völlig, der jedoch anderen Wurzeln entwuchs.

Claude de Viole de Saint-Flour war ein Feuerkopf. Die Hand zu einer Ausgleichung zu bieten, war seine Sache nicht. Er bedurfte seines Vetters so wenig, wie dieser ihn nöthig hatte. So blieben sie geschieden.

Claude de Viole lebte auf seiner Burg Saint-Flour, jagte in seinen weiten Forsten und trieb Astrologie, die er in Genf bei einem alten Spanier, welcher Aceredo hieß, eifrig fortgesetzt hatte. Er vertiefte sich in seine Studien so sehr, daß er in Gefahr war, ganz dem Leben und einer, seinen reichen Kenntnissen entsprechenden Laufbahn entzogen und entfremdet zu werden.

Da ereignete sich Etwas, und dies Ereigniß gab seinem Leben eine andere Richtung.

Seine Besitzungen grenzten an die Güter einer andern edlen Familie der Auvergne. Seit Jahren schwebte ein Proceß über das Eigenthum eines ausgedehnten Waldes. Die von Oudraque bestritten das Recht der Viole's an diesen Wald. Bereits alle Instanzen hatte der Proceß durchlaufen, und die Kosten desselben, wie eine Reihe von Unglücksfällen, hatten den Wohlstand der Familie d'Oudraque gänzlich untergraben. Nun wurde er vor dem Parlamente zu Paris verhandelt, und alle Aussichten waren

dafür, daß Viole ihn gewann. Er selbst eilte nach Paris, um seine Rechte zu vertreten.

Der Glanz und das Feuer seiner Beredsamkeit, unterstützt von unzweifelhaften Documenten, welche er in dem Archive zu Saint-Flour gefunden, machten ihn zum Sieger in diesem Rechtsstreit und — leiteten die Blicke des Kanzlers de l'Hopital auf das eminente Talent des jungen Mannes.

Eines Abends trat ein alter, ehrwürdiger Parlamentsrath in seine Wohnung.

„Ich komme," sagte der ehrwürdige Mann, „Euch Glück zu wünschen zu dem glänzenden Siege, den Ihr vor den Schranken des Parlaments errungen. Ich würde Euch auch zu der bedeutenden Vermehrung Eures Besitzes Glück wünschen, wenn ich könnte."

Viole stutzte.

„Warum könnt Ihr das nicht?" fragte er mit Erstaunen. Haltet Ihr es für ein Unrecht, Herr Parlamentsrath?" —

„Das nicht," sagte der Greis, „denn Euere Documente sind unzweifelhaft. Sie weisen Euch den rechtmäßigen Besitz zu; ich selbst habe das Urtheil fällen helfen; aber es stürzt einen edlen Greis in das tiefste Elend. Der alte d'Oudraque ist bettelarm durch dies Urtheil geworden und vollends durch die ungeheueren Kosten desselben, die er zu tragen hat. Der würdige Mann ist gebeugt, wie ich noch nie einen Menschen gesehen habe. Und er steht nicht allein in der Welt. Sein Unglück zieht sein schuldloses Kind mit in den Abgrund — oder überliefert es den Lastern des Hofes, denn Diane von Poitiers, gerührt von der Lage des Mädchens, will es in den Kreis ihrer Damen aufnehmen. Ihr wißt, was das heißt. — Ein anderer Ausweg ist nicht übrig. Ich habe heute heiße Thränen in den Augen des Greises und des Mädchens gesehen." —

Viole stand betroffen da.

„Ihr seid ein Ehrenmann," sagte er; „Ihr wart der Freund meines Vaters. Ihr wißt, ich setzte Alles daran, mein Recht zu erlangen, nicht den Wald. Gott hat mich gesegnet. Sagt dem

Greise, daß ich auf den Wald zu seinen Gunsten verzichte und ihm morgen die Urkunde einhändige. Sagt ihm das. Seine Thränen würden mir auf der Seele brennen."

Der edle Parlamentsrath du Bourg umarmte den jungen Mann mit tiefer Rührung.

„Ich kannte Euch, Viole," sagte er mit bebender Stimme. „Ihr seid meines Freundes würdiger Sohn. Ich wußte, daß es nur dieser Mittheilung bedurfte, um diese Wendung herbei zu führen. Kennt Ihr d'Oudraque?"

„Nein," sagte Viole. „Ihr wißt, daß der Rechtsstreit eine Kluft zwischen uns bildete, die uns seit länger denn fünfzig Jahren schied."

„Ich weiß es wohl," sagte du Bourg; „aber ist es recht, daß eine solche Feindschaft fortdauere? Wahrlich, nein!"

„Sehr wahr," sagte Viole. „Ich bin bereit, die Hand aus Herzensgrunde zum Frieden darzubieten."

„Auch das hab' ich von Euch erwartet," sagte du Bourg. „So schlage ich denn vor, daß Ihr mich zum alten Oudraque begleitet."

Viole widersetzte sich nicht.

Sie gingen. Ihr Weg führte sie nach langem Wandern in eine dunkle Gasse der Cité. In ein unansehnliches Haus leitete der Greis seinen Begleiter. Du Bourg öffnete die Thüre zu einer kleinen Stube, und sie traten ein.

Das Gemach war ärmlich. Bei einer Lampe saßen zwei Personen, ein Mann von etwa sechzig Jahren in unscheinbarem Hauskleid und eine Jungfrau von höchstens achtzehn Jahren. Sittig, aber einfach war ihre Kleidung; aber Viole bekannte sich stille, daß er nie ein weibliches Wesen erblickt, das schöner, nie eins, dessen Züge engelreiner und seelenvoller gewesen. Sie saßen stille da, der Kummer malte sich unverkennbar auf den Gesichtern.

„Ihr bringt die Hiobspost, du Bourg," sagte der Greis wehmüthig. „Sie hat mich schon früher ereilt. — Doch — wer ist der junge Mann, der Euch begleitet?"

„Der Sohn eines Freundes," sagte der Parlamentsrath, — „Claude de Viole de Saint-Fleur."

Der Greis erbleichte, und in des schönen Mädchens Augen traten Thränen.

„Du Bourg," rief der Greis, „Ihr wart mir jederzeit ein Freund, aber heute werde ich zweifelhaft. Wollt Ihr meinem Feind einen Triumph bereiten, der mich niederdrückt?"

„Nein," sagte Viole, und die Bewegung seines Herzens klang in seinem Tone durch, „nein; Gott verhüte, daß Ihr so mein Kommen auslegen solltet! Lange Zeit, fast über ein halbes Jahrhundert, hat ein unseliger Rechtsstreit unsere Familien entzweit. Das soll nicht länger sein. Ich komme, Euch anzukündigen, gnädiger Herr, daß ich auf den Wald verzichte, aber um Eure Freundschaft bitte."

d'Oudraque sah fest in des jungen Mannes Auge.

„Ich danke Euch," sagte er, „für Eure Gesinnung! Es soll mir lieb sein, wenn der Hader zwischen Nachbarn endet, aber eine solche Wohlthat anzunehmen, bin ich zu stolz. Behaltet, was rechtmäßig Euer ist."

Du Bourg und Viole begriffen, daß sie sich übereilt. Beide waren verlegen und rathlos.

„Marie," sagte d'Oudraque, „lade die Herren zum Sitzen ein."

In dem Wesen des Greises lag eine Hoheit und Würde, die Viole niederdrückte. Er faßte seine Hand und bat, ihn nicht zu verkennen. Es sei ein Herzenswunsch, sich mit d'Oudraque auszusöhnen.

Der Alte drückte seine Hand. „Ich will nicht mit der Schuld des Hasses beladen vor meinen Richter treten," sprach er, „aber redet nie wieder von dem Gegenstande, der unsere Familien entzweit."

Sie setzten sich. Du Bourg gewann seine Fassung wieder. Er leitete mit der Gewandtheit des Weltmanns ein Gespräch ein, an dem auch Marie Antheil nehmen mußte, und Viole horchte mit angehaltenem Athem, wenn das fein gebildete, schöne Mädchen

sprach. Sie schieden als Freunde, und Viole nahm einen tiefen Eindruck mit hinweg.

Als sie auf der Straße angelangt waren, faßte Viole des Parlamentsrathes Hand.

„Um Gotteswillen, verhütet, daß dieser Engel an den Hof komme," sagte er mit einer Wärme, daß du Bourg lächeln mußte.

„Wir haben heute einen dummen Streich gemacht," sagte er, „ich will mich hüten, einen zweiten hinzuzufügen. Der alte d'Oudraque ist ein Ehrenmann, aber er versteht keinen Scherz, und sein Zartgefühl hat eine Feinheit, daß es nicht die leiseste Berührung duldet. Seine Selbstständigkeit ist seinem Zartgefühle gleich." —

Viole seufzte. Das Mädchen hatte einen Eindruck auf ihn gemacht, der nicht jenen flüchtigen ihn beizugesellen gestattete, welche der nächste Augenblick verwischt.

Schon nach einigen Tagen besuchte er d'Oudraque wieder. Je mehr er Marien kennen lernte, desto tiefer wurzelte die Liebe in seinem Herzen.

Endlich sagte er zu du Bourg: „d'Oudraque hat meine Verzichtleistung auf den Forst nicht angenommen; nun weiß ich einen Ausweg."

„Welchen?" fragte du Bourg mit Interesse.

„Diesen," sagte Viole — „er gibt mir Marie zum Weib und macht mich zum glücklichsten Menschen."

Du Bourg sah ihn an. „Viole," sagte er, „zum Scherzen seid Ihr zu edel; ist es aber Euer Ernst, so segne Euch Gott!"

Die Freude des Parlamentsrathes war außerordentlich. Er übernahm es, den Sinn des Alten zu erforschen; denn über Marien's Gesinnung glaubte Viole im Klaren zu sein, da er sie beobachtet. Auch du Bourg war bald seiner Sache gewiß, denn d'Oudraque äußerte sich mit ebenso viel Achtung als Wohlwollen über Viole.

Viole ging nun öfter zu Marien und gewann die beglückende

Gewißheit, daß sie ihn liebe. Sie wurde seine Gattin, und der Greis ging mit dem jugendlichen Paare nach Saint-Flour.

Fünf Jahre eines ungestörten Glückes flossen ihnen theils zu Saint-Flour, theils in Paris hin, denn Viole war zum Parlamentsrath ernannt worden. Sein geliebtes Weib, das ihm die Erde zum Himmel machte, schenkte ihm einen Knaben, aber sie kränkelte seit dem Wochenbett und erlag endlich. Der Vater folgte der geliebten Tochter bald, und Viole stand allein mit seinem Kinde, verlassen und arm im Leben da.

In die Mauern von Saint-Flour begrub er sich mit seinem Schmerz, und nur dem Bitten, dem Drängen seiner Freunde gelang es, ihn wieder in den Kreis der Thätigkeit zurück zu führen, aber die Blüthen des Glückes hatte die Hand des Todes abgestreift. Viole war der Freude abgestorben. Seinem Kinde, seinem Beruf und seinen astrologischen Studien waren seine Kräfte und seine Zeit gewidmet. Selten milderte ein Lächeln den tiefen Ernst seiner Züge. Mit der ganzen Kraft seines Wesens gab er sich dem Wirken für seine Glaubensgenossen hin, und dies Streben war es, welches die Katastrophe herbeiführte, welche ihn zwang, aus Paris zu fliehen, seine Stellung, ja sein Vaterland aufzugeben.

Als ein Flüchtling kehrte er nach Saint-Flour zurück, als ein Geächteter. Der Ort, wo er die glückseligsten Tage seines Lebens verlebt, konnte ihm selbst auf die Dauer keine Sicherheit geben. Welch einen Wechsel des Glückes hatte er im Kreislaufe weniger Jahre durchlebt?

Und es schien, als sei das Maaß seiner Leiden noch nicht voll. Durch die Strapazen der Reise erkrankte sein Kind, das letzte Gut, was ihm aus dem völligen Schiffbruche seines Lebens geblieben war.

Tag und Nacht saß er am Bettchen seines Kindes und belauschte jeden Athemzug. Umsonst war das Flehen seines Burgwarts, des treuen Rabaud, daß er sich Ruhe gönne und sich schone. Er wich nicht. Der Schmerz drohte sein ohnehin schwer getroffenes Herz zu brechen; doch die göttliche Vorsehung erbarmte sich des

Vielgeprüften. Die Krankheit des Kindes brach sich, das Fieber schwand. Bald erholte sich das Kind wieder. Jetzt trat die Sorge, ihm den Vater zu erhalten, in den Vordergrund; denn Viole konnte sich über seine Lage nicht täuschen. Es war zu verwundern, daß ihm die Rache seiner Feinde, namentlich der Haß Tavannes', der einst vor dem Parlament einen Rechtsstreit verlor, dessen Verlust er allein Viole's Scharfsinn und strenger Rechtlichkeit zuzuschreiben hatte und der ihn deßwegen mit der Gluth eines verworfenen Herzens haßte, so lange Rast und Ruhe auf Saint-Flour ließ.

Mit Rabaud sprach er oft über seine Lage, denn ihm konnte er sich unbedingt anvertrauen. Rabaud war aus der Dauphiné und stand seit den Tagen seiner Jugend in Viole's Diensten, seinem Herrn mit wandelloser Treue ergeben. Auch Rabaud theilte du Plessis-Mornai's Ansicht, daß Viole nach England fliehen müsse; aber da trat die Vaterliebe mit all ihren heiligen Rechten in den Weg. Sein Kind konnte und durfte er den Mühseligkeiten einer Reise zur Küste, den Gefahren einer Seereise nicht aussetzen. Und ohne Gui — glaubte er das Leben nicht ertragen zu können.

Rabaud schlug ihm vor, Gui ihm anzuvertrauen. „Er wolle,“ sagte er, „in seine Heimath, in die Dauphiné gehen und Gui für seinen Sohn ausgeben, ihn aber so erziehen, wie es sein Stand erheische.“

Viole wußte in seinen Händen den Sohn wohl versorgt — aber sich von ihm zu trennen, konnte er nicht über sich gewinnen. Da entschied schnell ein Brief, den Rabaud aus der Hand eines wandernden Zigeuners erhielt, deren Horden Frankreich durchzogen.

Er war von du Plessis-Mornai.

„Ihr seid keine Stunde mehr auf Saint-Flour sicher,“ schrieb er dem Freunde. „Man vermuthet Euch dort und trifft Vorbereitungen, Euch dort gefangen zu nehmen. Ihr kennt Tavannes. Er setzt Alles daran, seine Rache an Euch zu befriedigen. Er hat den doppelten Plan, Euch zu verderben, und den giftigen Dolch

dadurch um so tiefer in Euer Herz zu bohren, daß er Euren Sohn in dem katholischen Glauben erziehen lassen will. Ihr seid geächtet. Der König hat Dianen von Poitiers Eure sämmtlichen Güter geschenkt. Ihr kennt dies Weib. Sie wird nicht zaudern, Saint-Flour in Besitz zu nehmen. Fliehet so schnell Ihr könnt. Geb' es Gott, daß dieser Brief noch zur guten Stunde in Eure Hand kommt. Vermeidet, wo möglich, Städte und Dörfer auf Eurer Flucht. Man achtet überall auf Euch. Gott schütze Euch!" —

Der Brief trug keine Unterschrift, aber es war die Handschrift Mornai's. Viole kannte sie.

Als er diese Zeilen gelesen, sank er, bleich wie der Tod, in seinen Lehnstuhl zurück. Rabaud ahnte den Inhalt. Er fragte nicht. Viole reichte ihm den Brief.

Als er ihn gelesen, rief er: „Jede Minute ist kostbar, laßt uns schnell und entschieden handeln. Ihr müßt nach La Rochelle fliehen und von da nach England; ich mit Gui nach der Dauphiné. O, vertraut mir Euer Kind an. Gott sei mein Zeuge, daß ich es so erziehe, wie es seinem Stande gemäß ist."

Er ließ Viole nicht zu Worte kommen, sondern eilte hinweg, die nöthigen Anordnungen zur Flucht zu treffen. Viole kämpfte den schwersten Kampf seines Lebens; aber die Stimme der Vernunft gebot dem Herzen, Rabaud's Vorschlag anzunehmen. Die Lage des Augenblickes, die Noth forderte gebieterisch das Opfer des Herzens, und wie es auch bluten mochte, der klare Blick auf jene Lage entschied.

IV.

Als die Nacht auf die dunkeln Berge der Auvergne ihren dunklern Schleier ausbreitete, nahte der gefürchtete Augenblick des Scheidens. Rabaud, der sich schnell des Knaben ganze Liebe erworben, erzählte ihm, sein Vater müsse verreisen, und Viole waffnete sich mit der ganzen Kraft der Selbstbeherrschung, als er

den Knaben an seine Brust und den langen Segenskuß auf seine Stirne drückte. Ach, er meinte, das gepreßte Herz müsse brechen! aber er war Mann und riß sich los, und während er den Weg nach La Rochelle einschlug, floh Rabaud mit dem Knaben in der Richtung der Dauphiné. In einen Mantel gehüllt, hielt abwechselnd Rabaud und der Diener den Knaben, und da er bald sanft entschlief, konnten auch sie ihre Reise ungehemmt fortsetzen, und waren, als es tagte, schon weit genug von Saint-Flour und aus jenem Kreise gewichen, innerhalb dessen das Auge des verfolgenden Hasses nach seinen Opfern suchte.

Viole floh in der äußern Erscheinung eines Pferdehändlers und Roßkamms; einer Rolle, zu welcher er, bei großer Vorliebe gegen das edle Thier, eine besondere Befähigung hatte. Das lange Haar und Bart war entfernt. Der Kummer und die Erfahrungen der letzten Zeit hatten eine so wesentliche Veränderung in seinem äußern Menschen hervorgebracht, daß ihn in der dürftigen Kleidung seines Gewerbes Niemand würde erkannt haben. Zudem war sein Pferd ein Thier von der kleinen, aber dauerhaften Auvergnatenrace, und er sprach, aus früheren Zeiten ihm noch eigenthümlich, die Mundart der Auvergnaten bis in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten mit einer Gewandtheit und Fertigkeit, die auch den schärfsten Beobachter hätte täuschen müssen.

Er ritt nur Feldwege, soviel es ging, und wenn er die Landstraße benutzen mußte, so geschah es zur Nachtzeit. Bis jetzt war er ungefährdet weiter gekommen, aber es stand ihm eine Gefahr bevor, an die er weniger dachte, als irgendwie. Seine Feinde hatten aber die Zeit wohl benutzt, die sein Aufenthalt in Saint-Flour ihnen gegönnt.

Eines Tages hatte er eine weite Strecke zurückgelegt, und war gegen Abend genöthigt, auf die Landstraße einzubiegen. Nur noch eine glückliche Tagreise — und er war in La Rochelle!

Muthiger schlug sein Herz und rascher trabte er mit seinem Auvergner Klepper einem armseligen Dorfe zu, wo er eine friedliche Schlafstätte und die nöthige Erquickung zu finden

hoffte. Plötzlich vernahm er Hufschlag hinter sich. Auszuweichen war nicht möglich.

Die Dämmerung begann schnell hereinzubrechen. Um keinen Verdacht zu wecken, ließ er sein Thier im Schritte gehen und bald war der Reiter an seiner Seite. Ein Blick, den er beim Gruße des Reiters auf diesen warf, ließ ihn ein Glied der gefürchteten Maréchaussée erkennen. Sein Herz pochte heftig, aber er nahm sich zusammen.

„Ein Roßkamm?“ fragte der Reiter.

„Ja,“ erwiederte Viole im Dialekte des Volkes der Auvergne.

„Was willst du so weit von deiner Heimath machen?“

„Geschäfte,“ entgegnete Viole. „Unser Einer muß oft gar weit herumziehen, ehe er findet, was er sucht.“

„Was suchst du denn?“ fragte der Reiter und sein stechendes Auge musterte den Roßkamm, der ihm Verdacht einflößte.

„Darf ich Euch vertrauen?“ flüsterte Viole, sich gegen ihn neigend.

„Freilich!“ rief der Andere; „du siehst, daß ich im Dienste des Königs stehe.“

„Nun,“ versetzte Viole, „Ihr wißt wohl, daß die Hugenotten sich unter Coligni rüsten.“

„Nein,“ rief von der Nachricht betroffen, der Reiter.

„Ihr könnt mir's glauben,“ fuhr Viole fort; „aber das könnt Ihr auch glauben, daß die Unseren die Hände nicht in den Schooß legen. Der Herzog von Guise sammelt in Lothringen ein Heer. Da fehlt's an Gäulen und ich und zwei Freunde haben eine Lieferung von hundert guten Thieren übernommen. Ich will hier herum solche aufkaufen, die ich brauchen kann, und der Eine meiner Freunde ist nach Languedoc, der andere in die Dauphiné gezogen.“

„Da könntet Ihr aber übel wegkommen, wenn Einer mehr kaufte als der Andere,“ sagte der Reiter.

Viole lachte hell auf. „Ich sehe wohl, Ihr versteht von dem Handel nichts. Denn gesetzt, es kaufte Einer von uns mehr

Thiere, so wissen wir schon Rath, sie unterzubringen. Billiger Einkauf und theuerer Verkauf ist die Grundlage eines guten Geschäftes."

„Das ist richtig," versetzte der Reiter von der Maréchaussée.

„Hier in der Gegend wirst du aber schlechte Geschäfte machen," setzte er hinzu.

„Das glaubt Ihr," sagte Viole, „ich nicht. Kommt Ihr übermorgen wieder in das Wirthshaus dort im Dorfe, so werde ich Euch beweisen, daß ich nicht im Trüben fische."

Der Reiter schwieg. So sehr auch Viole auf das Unbefangenste sich zu äußern bemühte, der Andere hielt seinen Verdacht fest. —

Im Wirthshause setzte sich der Reiter in eine dunkle Ecke, um jede Bewegung Viole's zu beobachten. Der Reiter fand in der Haltung Viole's etwas, was ihn bedenklich machte.

Dieser aß sein Abendbrod und unterredete sich mit den Bauern, die an dem Tische saßen.

Da ging die Thür auf und eine Zigeunerin trat herein. Ihre blitzenden Augen überschauten schnell die Gesellschaft. Plötzlich that sie, als erblicke sie jetzt erst Viole. Mit freundlichem, vertraulichem Lächeln trat sie ihm näher.

Viole erkannte die Alte sogleich und hatte Mühe, seine Angst zu bewältigen.

„Ei guten Abend, Pierre Rabaud," sagte sie herzlich. „Seit wann bist du hier? Du hast gewiß schon gewittert, daß Giles Rollet zu Domville seinen schönen Schimmel verkaufen will?" —

„Woher weißt du denn das, Adelma?" fragte Viole, der schnell von seiner Angst befreit war.

„He!" lachte die Alte, „wir wandern hier und da herum und hören da Mancherlei, wie du weißt.

„Hält er ihn theuer?" fragte Viole halblaut, sich zu der Alten neigend.

„Pah, er ist nicht jünger geworden seit vor zwei Jahren — aber der Herzog von Guise kann ihn noch mit Ehren reiten."

„Pst," zischte Viole und machte ein Zeichen, daß sie vorsichtiger sein solle.

Adelma sah sich besorgt um, als sie keinen Gegenstand zu bemerken schien, der sie ängstlich machen könnte, fuhr sie fort; „wenn es dir recht ist, Pierre Rabaud, so will ich ihn einmal aushorchen, was er fordert?" —

„Darüber wollen wir morgen reden," sprach Viole, „für heute bin ich sehr müde und will zu Bett gehen. Gute Nacht!" — Er stand auf und ging weg.

Der Reiter von der Maréchaussée winkte der Alten.

„Kennst du den Roßkamm?" fragte er.

„Wie sollt' ich nicht," sprach sie lachend. „Wer kennt den Pferdehändler Pierre Rabaud von Crenella nicht? Seine Frau hat mir manche Wohlthat erwiesen, und er begegnet unser Einem gar oft."

Der Reiter sah sie forschend an, weil er immer noch Verdacht hegte.

„Soll ich Euch wahrsagen?" fragte Adelma.

„Geh'," sagte der Reiter, „und suche dir Andere, die dir glauben."

„Auch ihr glaubt mir, was ich Euch sagen werde!" versetzte mit so auffallendem Nachdrucke die Alte, daß der Reiter ihr seine Hand ließ.

„Diese Linie," sagte sie, in die Hand schauend, „weist nach Clermont. Rechts von der Kathedrale, Nr. 187, sitzt in einer kleinen Hinterstube ein Vögelein, das von Saint-Flour ausgeflogen ist! Gute Nacht!"

Sie wollte sich entfernen. „Halt!" rief der Reiter und faßte sie. „Bleibe! Was sagtest du da?" —

„Ihr habt's ja gehört," erwiederte Adelma.

„Woher weißt du es?"

„Kennt Ihr den Caß? Caß ist der schlaueste Spürhund. Er hat's gesagt."

„Kann ich mich darauf verlassen?" —

„Mich hat Caß noch nicht betrogen!“

„Alte, du sollst reich belohnt werden!“ rief der Reiter, sprang auf und eilte hinaus. Wenige Minuten später hörte man ihn davon jagen.

Die Alte schien das so theilnahmlos anzuhören, als berühre es sie nicht, und doch jubelte sie innerlich.

Die Stube wurde leer und die Alte kauerte sich in einen Winkel. Sie war oft in dem Haus und zog durch Wahrsagen manche Gäste an.

Allmählich wurde es auch still in dem Haus, und als gegen Mitternacht alle Bewohner schliefen, schlich sie in den Stall, wickelte Stroh um die Hufe des Pferdes, das Viole geritten und führte es vor das Thor. Dann schlich sie an seine Kammer und klopfte leise.

Viole, der nicht schlief, auch sich nicht ausgekleidet, öffnete.

„Schnell,“ sagte sie und schlich wieder hinab. Er folgte. Sie führte ihn zu seinem Thier und sagte: „Ich erkannte Euch im Wald, als Ihr vorüber rittet und auch die Gefahr auf der Landstraße, denn der Reiter ist ein schlauer Schelm. Nun hab' ich ihn auf eine falsche Fährte gebracht. Ihr müßt schnell fort, denn es ist hier herum nicht geheuer. Wenn Ihr scharf reitet, seid Ihr bis Mittag in La Rochelle.“

„Adelma,“ sagte er, „ich bin dir ewig verschuldet!“ Er schwang sich aufs Roß, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und ritt weg.

Wie ein Steinbild stand die Alte da und wog das Goldstück in ihrer Hand. „Gold!“ rief sie grimmig. „Ja, damit meinen sie Alles abgethan!“ Sie murmelte zürnend fort und kehrte in das Haus zurück, alle Thüren wieder sorgfältig schließend; dann öffnete sie ein Fenster, stieg hinaus, drückte es wieder zu und verschwand in dem Dunkel der Nacht.

Viole erreichte ungefährdet La Rochelle und bestieg schon am andern Tag ein Schiff, das ihn nach Englands Küste brachte.

Es war hohe Zeit für ihn, wie für Rabaud gewesen, daß sie flohen, denn schon am folgenden Tage wurde die Burg Saint-Flour

durch Bevollmächtigte Dianen's von Poitiers in Besitz genommen, und da man Viole in der Nähe vermuthete, Alles durchsucht.

Es war ein offenbares Walten der göttlichen Vorsehung, daß Rabaud nicht in die Hände der Verfolger kam.

Nach vielen Mühen und Beschwerden erreichten sie endlich das Dorf, wo Rabaud geboren war. Seine alten Freunde erkannten ihn wohl wieder, aber Niemand wußte um seine Verhältnisse in Saint-Flour, nie war, seit seiner Entfernung, eine Kunde von ihm in die ferne Heimath gedrungen; so wurde es ihm ein Leichtes, Gui für seinen Sohn auszugeben und den Knaben dazu zu bestimmen, daß er ihn seinen Vater nannte. Es fiel keinem Menschen ein, daran zu zweifeln, und Rabaud lebte unangefochten in einem einfachen Hause, das er miethete, sorgfältig die Mittel verheimlichend, die er in seines Herrn Auftrag für Gui gerettet hatte.

Von Tag zu Tage hoffte er auf Kunde von seinem Herrn; aber es blieb todtstille und allmählich gewöhnte er sich daran, ihn als todt zu betrachten. Der Grund dieses Schweigens aber lag in einer teuflischen Berechnung Tavannes', die ihres Zweckes nicht verfehlte.

Als ihm Viole und sein Kind entgangen waren und durch heimliche Nachforschung die Gewißheit ihm geworden war, daß Viole über La Rochelle nach England entwichen, das Kind aber anderswo geborgen sei, wußte er die Kunde auszusprengen, Gui de Viole sei in seine Hände gefallen und werde nun in einem Kloster erzogen, um als Mönch darin zu bleiben, während Viole's Briefe nie in Rabaud's Hände kamen. —

Du Plessis-Mornai bot Alles auf, über das Kind und seinen Aufenthalt Nachrichten einzuziehen, allein es war vergebens, und so kam es, daß Tavannes' Vorgeben Glauben fand, und um so mehr, je freudiger Tavannes es überall verkündete.

Diese Nachricht fand auch ihren Weg über den Kanal, zu einem Ohre, das es nicht hätte hören sollen. —

Viole war in England glücklich gelandet, aber er wollte nicht seinen Rang geltend machen, nicht in den Regionen leben, die ihm

zugänglich gewesen wären. Er zog auf ein Dorf in der Nähe von London und hüllte sich dort in ein Geheimniß, welches kein Auge durchdrang. Er lebte seiner Wissenschaft, der Astrologie, weil er, befangen von den Träumen, die ihre Ausgeburt waren, die Schicksale seines geliebten Kindes, die Schicksale seiner Glaubensgenossen in Frankreich in den Sternen lesen zu können glaubte. Je mehr sein isolirtes Leben ihn dem menschlichen Umgang entfremdete, desto fester wurde er in diesem Glauben, desto in sich zurückgezogener und finsterer wurde sein Wesen. Wohl hatte er mit Rabaud abgeredet, daß er ihm Nachricht gäbe, aber dieser hatte Kunde von Tavannes' Verfolgungen und Nachstellungen erhalten durch einen andern Diener Viole's, einen von denen, die Mornai bei sich behalten. Dieser, Namens Salers, schloß sich nun an Rabaud an und Beide widmeten sich der Erziehung Gui's, aber sie wagten nicht, Nachrichten nach Rochelle zu bringen, von dem sie so weit entfernt waren, weil der Gedanke sie quälte, es könne der wilde Tavannes sie auffangen. So kam keine Kunde zu Viole und der Gram nagte an seinem Herzen. Er schrieb nach La Rochelle an treue Freunde, und so wurde ihm die entsetzliche Kunde, die Tavannes hatte verbreiten lassen.

Der Schmerz des Vaterherzens war namenlos. Sie führte Viole an den Rand der Verzweiflung und des Grabes zugleich. Dennoch siegte seine starke Natur über die Gewalt der Krankheit, die Macht seines Geistes über die Verzweiflung. Sein Glaube und seine Wissenschaft ließen ihn wieder Hoffnung schöpfen.

Während dieser Zeit setzte Tavannes seine Nachforschungen unermüdet fort und selbst die beiden Getreuen, in deren Händen Viole's Kleinod sich befand, bekamen Nachricht davon und verbreiteten mit Absicht die Kunde, das Kind sei todt. Auch diese Nachricht vernahm Du Plesses-Mornai und so gelangte sie an Viole. Nun aber legte sich die finstere Nacht des Schmerzes auf Viole's Seele, und in der Einsamkeit vertrauerte er seine Tage, hoffend auf seine Erlösung aus den Banden des Leibes. Seine Theuern waren jenseits, mit dem Leben diesseits hatte er seine Rechnung abgeschlossen.

Die beiden Getreuen, Rabaud und Salers, die engverbundene Freunde waren, lebten indessen in stiller Zurückgezogenheit. Sie hatten nur Ein Ziel ihrer Bestrebungen — des Kindes Wohl, das überall für Rabaud's Sohn galt. Sie suchten ihm vor Allem jene heilige, unerschütterliche Liebe für ihren und seines Vaters heiligen Glauben einzuflößen, der ihre Herzen erfüllte; die Liebe für Alles, was gut war, in sein Gemüth zu legen, und Rabaud ließ es sich angelegen sein, nicht nur seine Leibeskräfte auszubilden, sondern auch ächte, ritterliche Gesinnung ihm einzuflößen.

Die Bilder früherer Erinnerungen dämmerten bald und gingen allmählich unter. Es wußte es nicht mehr anders, als daß Rabaud sein Vater und Salers ein Verwandter sei.

Als er heranwuchs, wußte Rabaud einen protestantischen Geistlichen zu gewinnen, welcher dem Knaben Unterricht ertheilte, so in den Glaubenslehren, als auch in dem Wissen, dessen er bedurfte. Erst, als er zum Jünglinge heranreifte, enthüllten sie ihm die Geheimnisse seiner Familie, die Geschicke seines Vaters.

V.

Frisch und fröhlich war Gui herangewachsen, und wurde kräftig und edel und schön an Leib und Seele. Sein größtes Vergnügen war die Jagd. Tagelang konnte er unermüdet in den Wäldern umherstreichen und, reich mit Beute beladen, kehrte er am Abend heim. Stets war einer der Treuen sein Gefährte. So wuchs er kräftig heran. Jahre kamen und flogen dahin in diesem freien Leben, und während im übrigen Frankreich Verfolgungen gegen die Protestanten wütheten, ruhte stiller Friede auf dieser einsamen Gegend. So war Gui zu einem kräftigen Jünglinge herangereift, als Franz II. plötzlich starb und Carl IX. als Knabe einen Thron bestieg, der eines ganzen Mannes bedurfte, und die Zügel der Regierung in die Hand Katharina's von Medicis fielen, deren herzlose schlaue Politik, zwischen den Chatillons und Guisen

schwankend, beide benutzte, um ihre höllischen Plane zur Reife zu bringen.

Condé, dem das Henkerbeil an einem Haar über dem Haupte geschwebt, wurde jetzt befreit, und Katharina sah sich am Ziel ihrer Wünsche — sie wurde Regentin im vollen Sinne des Worts. Einer der ersten Schritte ihrer Regierung war ein Edict, das den Protestanten die gottesdienstlichen Versammlungen untersagte. Des edlen Kanzlers l'Hopital milde Rathschläge wurden nicht gehört, und mit Strenge das Edict durchgesetzt. Erst dann hörte man ihn, als in Languedoc ernstliche Unruhen ausbrachen. Der Hof sah wohl ein, wozu es führen könnte, wenn er mit Fanatismus jene Absichten verfolgte, und l'Hopital's Vorschläge zu einem Religionsgespräche, zur Ausgleichung der Mißverhältnisse in kirchlichen Dingen, fanden Gehör. Viele waren dagegen, fürchtend die siegende Gewalt des Protestantismus; allein der Kardinal von Lothringen, dieser eitle Mann, sah eine Gelegenheit, seine Gelehrsamkeit, seine Beredsamkeit geltend zu machen, und so fand es Statt. Aller Augen waren auf die Abtei von Poissy gerichtet; allein dieser, wie so viele ähnliche Versuche, mißlang.

Indessen schienen günstige Sterne dem Protestantismus zu leuchten. Katharina von Medicis neigte sichtbar auf seine Seite — sie ließ ihn in ihren Gemächern predigen; sie schloß sich enger an Condé, an Coligni an, und täuschte Alle — denn offenbar hatte mehr das Bestreben, sich Condé und Coligni zu gewinnen, um dem sogenannten Triumvirat Franz von Guise's, des Connetables und des Marschalls von Saint-André ein Gegengewicht entgegenzusetzen, mehr Antheil an diesem Meinungswechsel, als die Ueberzeugung dieser, ihren Gelüsten nach Macht Alles unterordnenden Fürstin.

Neue Hoffnungen schöpften die Protestanten, und bis in die Thäler der Dauphiné drang die frohe Botschaft, die Rabaud von einer Reise nach Angers mitbrachte.

Neue Hoffnungsstrahlen fielen in Gui's Sohnesherz. Lebt er noch, der theure Vater, sprach zu sich der Jüngling, so wird er wiederkehren, jetzt, wo Alles sich so günstig gestaltet für die Ver-

folgten. Auf seinen einsamen Streifereien durch die Wälder träumte der Jüngling so schön von der Zukunft, daß oft sein Herz in Entzücken schwamm bei dem Gedanken, den Vater wieder zu umarmen.

An einem schönen Herbsttage wanderte er, wieder begleitet von seinem treuen Hunde, hinaus auf die Jagd. Der Mittag war noch nicht gekommen, und mild fiel der Sonnenstrahl herab auf die Wälder und machte das Wandeln unter ihrem Laubdach überaus angenehm. Der Jüngling versank wieder in seine Träumereien und schritt, ohne die Richtung zu beachten, kräftig fürbaß. Da stand er plötzlich an des Waldes Saum, der eine bedeutende Höhe begrenzte. Vor ihm lag ein Thal mit üppigen Wiesen, in der Entfernung ein Dorf — gerade vor ihm in schwindelnder Höhe ein stattliches, festes Schloß. Er war fremd in dieser Gegend und erkannte es, daß er sich sehr weit von dem Orte der Heimath entfernt. Bald jedoch erinnerte er sich, von dem Schloß Arbeque gehört zu haben, und kein anderes konnte das vor ihm liegende sein. Er war ermüdet. Brennender Durst quälte ihn. Er spähte ringsumher nach einer Quelle. Zu seiner Freude entdeckte sein scharfes Auge bald am Fuß eines nicht weit von ihm liegenden Felsens das Ziel seiner Wünsche, einen klaren sprudelnden Quell. Er wollte eben sich dahin begeben, als sein Hund Laut gab und, heftig an seinem Riemen zerrend, emporsprang. In demselben Augenblicke faßte eine nervige Faust Gui's Arm. Gui fuhr herum, und vor ihm stand ein Fremder. Er war von majestätischem Wesen. Ein grünes Jagdkleid trug er und eine reichverzierte Büchse und ein ähnliches Jagdmesser. Der Mann war längst über die Mittagshöhe des Lebens hinaus — schon an der Schwelle des Alters. Seine Züge hatten etwas Ernstes, Finsteres, das beim ersten Anblick abstieß, doch ein wohlwollender Zug schwebte um den Mund und der Blick des Auges war fest, klar und ruhig.

„Was sucht Ihr hier?“ fragte der Fremde streng. „Gehört Ihr etwa zu der — — hier herumstreifenden Zigeunerbande?“ —

Die erste Ueberraschung bei Gui wich schnell. Des Mannes

herrisches Wesen beleidigte sein Freiheitsgefühl, und ein Stolz regte sich in ihm, von dem er nie eine Ahnung gehabt. Er machte des Fremden Hand bescheiden, aber kräftig los, trat einen Schritt zurück und maß ihn mit festem Blick.

„Ihr habt eine Art zu fragen," sagte er dann scharf, „als ob Ihr Procurator des Parlamentes von Paris gewesen, dem man bekanntlich eine ganz eigene Redeweise zuschreibt — indessen diene Euch zur Nachricht, daß ich Wasser suche, meinen Durst zu löschen und mit Zigeunern nichts gemein habe. Nun lebt wohl."

Er wandte sich, nach der Quelle zu gehen; allein der Fremde vertrat ihm den Weg und betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken, indem er sagte: „Wenn Euch, junger Mensch, meine Art zu fragen auffiel, so wisset, daß Ihr hier auf meinem Grund und Boden steht und ich ein Recht habe zu fragen, wer Ihr seid." —

„Das Recht will ich Euch nicht bestreiten," sagte Gui, „und darum durstig Euren Grund und Boden verlassen."

Der Trotz, der in diesen Worten lag, mißfiel dem Fremden nicht. Er ergriff Gui's Hand. „Nein," sagte er, „wer Ihr auch immerhin sein mögt, das sollt Ihr nicht Robert d'Arbeque nachsagen, daß er Euch ohne Erquickung von sich ließ." — Er langte schnell nach einer Feldflasche und reichte sie Gui dar.

„Ich danke Euch!" sagte Gui, und wies sie hinweg.

d'Arbeque maß ihn mit seltsamen Blicken. „Ihr seid sehr trotzig" — sagte er gedehnt. „Ich habe Euch beleidigt und das thut mir leid; laßt uns nicht mit Groll scheiden!"

Diese Worte waren zu gutmüthig, als daß Gui ihnen zu widerstehen vermochte. Er reichte ihm seine Hand. „Ich trinke mit Euch, Herr!" sprach er dann, nahm die Flasche und sagte, indem er sie zum Munde führte: „Auf Euer Wohl!"

Die ungewöhnliche Art und Bewegung schien d'Arbeque zu gefallen. Er versuchte Gui zu entlocken, was ihn hierher geführt. Dieser sagte ihm freimüthig, daß er sich verirrt habe; er nannte ihm den Ort, wo er wohne, seinen Namen Gui Rabaud. d'Arbeque glaubte ihm nicht, so gerade und ehrlich auch Gui sprach. d'Arbeque

vermuthete entweder in ihm einen Räuber oder, was bei ihm überwog, einen Jüngling von Stande. Dagegen sprach aber die ärmliche Kleidung, die größtentheils aus Hirschleder bestand, der Stoff, aus dem damals die meisten Landleute der Dauphiné ihre Kleider bereiteten. Gui's Sitten, sein Anstand, selbst das stolze Selbstbewußtsein der Freiheit, das sich in seinem ganzen Wesen, seiner Rede und Haltung ausprägte, widersprachen der eigenen Aussage des Jünglings wieder zu sehr.

d'Arbeque lud ihn ein, mit ihm auf das Schloß zu gehen, da er doch jetzt den Rückweg nach der Heimath nicht mehr wohl antreten und diese vor der Nacht nicht mehr erreichen könne, und die Nacht dort zu weilen. Das Nachtlager schlug Gui bestimmt aus, indessen konnte er, ohne unhöflich zu sein, des Barons Einladung nicht ablehnen. Darum ging er mit ihm. Auf dem Wege zum Schlosse lenkte sich das Gespräch auf die Jagd, d'Arbeque's Lieblingsbeschäftigung. Hier trafen Beide in einem Punkte zusammen. Mit Begeisterung sprach Gui von dem Waidwerk und von dem Wilde, das in den Forsten jenseits Pont de Royan sich finde. d'Arbeque hörte mit immer steigendem Wohlgefallen die Reden und Erzählungen des Jünglings. Bei seiner einsamen Lebensweise wurde ihm selten der Genuß, mit einem tüchtigen Waidmanne zu jagen und von der Jagd zu reden. Darum fand er immer größeres Behagen an dem Jünglinge, so daß bald der Wunsch in ihm aufstieg, ihn öfter um sich zu haben; und in der Aufwallung der Freude fragte er Gui, ob er nicht in seine Dienste treten wolle?

Gui's Stirne faltete sich. Eine glühende Röthe überzog sein Gesicht. Ein stolzes Wort schwebte auf der Zunge, doch hielt er es gewaltsam zurück und sagte, mühsam sich selbst bezwingend: „Verzeiht, wenn ich es vorziehe, mein eigener, freier Herr zu bleiben — allein," setzte er begütigend hinzu, „wollt Ihr es gestatten, so soll es nicht das letzte Mal sein, daß ich Schloß d'Arbeque sehe."

Der Baron hätte gern das schnell entschlüpfte, unbedachte Wort zurückgenommen, da in dem Jüngling etwas war, was ihn

zwang, ihn anders zu behandeln, als es seine äußere Erscheinung mit sich zu bringen schien, und ihn nöthigte, sich fast jenes Wortes zu schämen. Freudig ergriff er daher des Jünglings Aeußerung, und bat ihn, oft mit ihm die Vergnügungen der Jagd zu theilen. Und nun schilderte er auf ächte Weidmannsart in den größten Hyperbeln den Reichthum seiner Forsten an Wild aller Art. „Wenn mir," setzte er zuletzt hinzu, „die verdammte Zigeunerhorde nur nicht Schaden thut. Dieses heimathlose Volk der Wüste pflegt sich nur zu gern als die Herren der Wälder zu betrachten, und, bietet sich zum Raub und Betrug nicht Gelegenheit, das Wild niederzumachen, ohne Rücksicht, ob sie die Jagd auf Jahre hinaus verderben."

„Also war wirklich solch eine Horde in der Nähe, zu der Ihr mich rechnen zu müssen glaubtet?" — fragte Gui neugierig, da dieses Volk mit seiner phantastischen Lebensweise ihn gar sehr interessirte, ohne daß er noch mit ihm irgend je zusammenzutreffen Gelegenheit gefunden.

Gerade in jener Zeit innerer, mannigfacher Spaltung und Zerrüttung hatten sich aus Spanien über die Pyrenäen herüber zahlreiche Zigeunerhorden nach Frankreich gezogen. Man hatte nicht Zeit, auf sie zu achten, und sie benutzten diese günstigen Verhältnisse zu ihren Zwecken, wurden kühner und kecker mit jedem Jahre. Säuberte auch einmal der königliche Statthalter seine Provinz von dem raubenden und betrügenden Gesindel, so zogen sie sich in eine andere. Die damals noch gewaltigen Wälder dienten ihnen zu Schlupfwinkeln und die Fälle waren nicht selten, daß sie einsame Höfe, selbst Rittersitze und Burgen überfielen, um sie auszuplündern. Dann verschwanden sie spurlos, um in einer andern Gegend wieder plötzlich hervorzutreten. Das Volk fürchtete sie und glaubte doch ihren trügerischen Wahrsagungen unbedingt.

„Allerdings," versetzte Jener darauf. „Schon seit acht bis zehn Tagen treibt sich eine bedeutende Horde dieses gottlosen Heidenvolkes hier herum. Sie auszukundschaften war größtentheils meine Absicht; daher heute mein Irrthum mit Euch. Die Horde

zählt leicht an hundert bis hundertfünfzig Köpfe, und mir schien's, als hätten sie nicht übel Lust, mir einen Besuch auf Arbeque abzustatten." —

„Ihr scherzt," sprach Gui, ihn forschend ansehend.

„Nicht doch, mein junger Freund," versetzte Jener. „Es wäre nicht das erste Mal, daß sie eine Burg zu überfallen und auszuplündern Miene gemacht. Und ich habe darum meine Leute wohl bewaffnet."

Unter diesen Reden kamen sie am Thore des Schlosses an, das auf des Herrn Ruf und seiner Hunde Gebell alsobald geöffnet wurde, indem man die Zugbrücke herabließ. Sie traten ein. Wirklich sah hier Alles kriegerisch aus, und in Gui wollte sich eine satyrische Bemerkung eben Luft machen, als aus dem Portale desjenigen Schloßtheiles, der die Wohnung des Herrn umfaßte, eine weibliche Gestalt heraus und auf d'Arbeque zuflog, ängstlich nach der Zigeunerhorde fragend.

d'Arbeque lachte. „Sei nur ruhig," sprach er, „sie sind weit weg, Gabriele!"

Jetzt sah Gabriele den Jüngling, der mit glühender Röthe auf den Wangen dastand, im Anschauen der lieblichen Erscheinung vertieft.

Das Mädchen erschrak und sah den Vater forschend an. Als dieser lächelte, fiel ihr Blick wieder auf Gui — aber nicht scheu und mit Widerwillen, sondern vielmehr mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Wie soll ich Euch doch eigentlich meine Tochter vorstellen?" fragte der Vater den Jüngling.

„Als Gui Rabaud, wenn es Euch beliebt," erwiederte mit einer anständigen Verbeugung der Jüngling.

„Ich bringe dir in diesem jungen Mann einen Gast; ich lernte ihn auf der Jagd kennen und wünschte, daß du ihn gastlich behandeltest."

Gabriele erröthete leicht, neigte sich und lispelte mit süßem Wohllaute: „Seid mir herzlich willkommen!

Der Alte führte nun den Jüngling in den Saal, den rings die Bilder der Ahnen des Hauses de Viole zierten. Er führte den Jüngling zu jedem Einzelnen, erzählte dann, welche Ehrenstellen sie an den Höfen der Könige Frankreichs, seit Pipin und Carl dem Großen bekleidet hatten; wie sie sich im Krieg ausgezeichnet, welche von ihnen den Kreuzzug unter König Ludwig VII. und den früheren unter Gottfried von Bouillon, Raimund von Toulouse, Robert von Flandern und den übrigen Helden jenes abentheuerlichen Unternehmens mitmachten, und all das Heer der Thaten, die sie gethan und nicht gethan, mit breiter Ruhmredigkeit und großem Stolze Nie aber nannte er den Namen „de Viole," weil er ihn an den verhaßten Parlamentsrath, Gui's unglücklichen Vater, erinnert haben würde; und so blieb Gui das nahe verwandtschaftliche Verhältniß, in dem er zu Arbeque stand, unbekannt, da zumal seine Freunde Rabaud und Salers nie dessen Erwähnung gethan. Er war ein aufmerksamer Zuhörer, und das machte ihn dem Baron noch werther.

Einige Zeit darauf lud die liebliche Gabriele zum Mittagmahle, das sie in einem andern Gemache mit fast verschwenderischer Freigebigkeit bereitet hatte. Gui wußte nicht, wie ihm geschah. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich in der Nähe eines so lieblichen Geschöpfes befand. Er vermochte kein Auge von ihr zu wenden, und traf ihr Blick den seinen, dann schlug er ihn doch nieder. Sprach sie, so lauschte er und hielt den Athem an. Er wußte zuletzt kaum mehr, was er that, so hatte ihn Gabrielen's liebliches Wesen bezaubert. Sie war aber auch ganz geeignet, solchen Eindruck auf ein reines Jünglingsherz zu machen.

Mit allen Reizen ihres Geschlechtes hatte sie die Natur ausgestattet, und diese schöne Hülle barg ein Herz, rein und klar, wie der Himmel, treu und fromm, sanft und demüthig, und doch war ihr Charakter beinahe männlich fest. Ihr Wesen war unbefangen und natürlich; ohne alle Zurückhaltung — sie war ein Kind der Natur, fern von dem frivolen Leben, das jene Zeit auszeichnete, und gleich fern von jenem formellen, steifen Zwang

erzogen, der schon damals die höhere Gesellschaft zu beengen begann. Daß ihr Bild sein Herz erfüllte, daß eine tiefe innige Liebe zu ihr in ihm erwachte, war eine nothwendige Folge ihres beiderseitigen Zusammentreffens, und beinahe ähnlich war es bei Gabrielen. Sie sah in Gui den ersten Jüngling ihres Alters, sah in ihm den vollendeten, schönen Jüngling — und auch ihr Herz liebte. Allein fremd und unbekannt war Beiden dies Gefühl, und darum ergriff es die unbewachten Herzen um so gewaltiger.

Nur mit innerm Widerstreben erhob sich endlich, als schon die Sonne zu sinken begann, Gui, um an die Rückkehr zu denken. Recht aufrichtig und herzlich bat ihn d'Arbeque, zu bleiben. Sein Herz wollte so gerne; aber sollt' er die treuen Freunde beängstigen durch sein Außenbleiben? — Dieser Grund bestimmte schnell seinen Entschluß. Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und mit Gabrielen's Bild in der Seele, riß sich endlich der Jüngling gewaltsam aus den ihn zauberisch umschlingenden Fesseln und eilte flüchtig, wie eine Gemse, den Felsenweg hinab, und in den letzten Strahlen der Sonne sah Gabriele ihn am Saume des Waldes verschwinden.

VI.

In einem Zustande, der dem Traum am nächsten verwandt, trat der Jüngling in die Waldesnacht, und in demselben Zustande schritt er, ohne zu bemerken, wohin er ging, fürbaß. Eine tiefe Finsterniß umgab ihn. Hin und wieder fiel mattes Sternenlicht auf ihn herab, wo der Bäume Laubdach es zuließ; allein es war zu schwach, ihn erkennen zu lassen, wo er ging und sich befand. Enger schloß sich der große Hund an seinen Herrn an und ging vorsichtig nur wenige Schritte vor ihm her. Plötzlich stand er und knurrte, und zu gleicher Zeit bemerkte Gui in der Entfernung ein großes Licht, um welches eine rasche Bewegung Statt zu finden

schien, ohne daß er jedoch zu unterscheiden vermocht hätte, was es sei, da die Entfernung noch zu bedeutend war. Er gebot dem wohl abgerichteten Hunde Schweigen und schritt vorsichtig dem Lichte zu. Als er näher kam, stellte sich ihm ein Schauspiel der allerseltsamsten Art dar. Ein großer, freier Raum lag vor ihm, in dessen Mitte ein großes Feuer flammte. Rings um den Platz lagen auf Matten, oder saßen vielmehr mit unterschlagenen Beinen eine bedeutende Anzahl schwarzbrauner, wildaussehender, phantastisch gekleideter Männer und Frauen reiferen Alters und Kinder. Um das Feuer tanzten eine gleichfalls nicht kleine Anzahl jüngerer Männer und Mädchen in wilden, mitunter äußerst üppigen Stellungen und Geberden. Sie hatten das Ansehen von Bacchanten — ihr Haar flog los im Wind, und ihre durch das Feuer gerötheten Gesichter sahen wild und leidenschaftlich aus. Dreie standen da und regelten den Tanz durch eine ebenso einfache als disharmonische Musik; der Eine bearbeitete den Dudelsack, indeß der Andere ein Schellentambourin schlug und der Dritte auf einer gellenden Pickelflöte eine wilde Weise blies. Alle Tänzer sangen — bisweilen ernst und gemessen, dann wilder und lauter und in schnellerm Zeitmaaß, und jedesmal richtete sich der Tanz nach ihrem Gesange.

Das ist die Zigeunerhorde! dachte Gui und hielt dem Hunde, der Laut geben wollte, den Mund zu. Einige Hunde aber, die bei der Horde waren, witterten alsobald den fremden Genossen und schlugen an, und in demselben Augenblicke riß sich Gui's Hund los und fiel jene mit großer Gewalt an.

Die Tänzer stoben auseinander und die ganze Bande erhob sich wie mit einem Zauberschlag, und ehe noch Gui überlegt hatte, was zu thun, faßten ihn schon vier kräftige Arme und rissen ihn rücklings zu Boden, und blitzschnell war er geknebelt und am Feuer unsanft auf die Erde geworfen. Neugierig standen die Mädchen und Frauen um ihn, in einer Gui ganz unverständlichen Sprache sich ihre Gedanken über ihn mittheilend. Eine Weile deliberirte die Bande mit einem alten Manne, dessen gelbbraunes Gesicht den

Stempel der Verschlagenheit, List und Büberei trug, und der ihr Hauptmann zu sein schien. Die Mädchen, denen der schöne Jüngling gefiel, lächelten ihn an und legten ihr Fürwort für ihn ein — jedoch vergeblich. Während noch die ziemlich stürmische Berathung dauerte, keuchte eine Alte, deren Haupt eine thurmartige Mütze seltsam zierte, auf ihren Stab gestützt, daher, ergriff einen Feuerbrand und beleuchtete ihn. Während ihr rothes, triefendes Auge ihn belugte, murmelte sie unverständliche Worte in den Bart; dann wendete sie sich zu den Männern, die noch immer im Kreise berathend standen, und rief mit einer krächzenden, widerlichen Stimme, Gui verständlich:

„Laßt ihn los, die Altmutter befiehlt es. Er ist Keiner von der Burg Arbeque, Keiner von der feindlichen Brut, die ihr vernichten wollt.“

Dieses Wort wirkte zauberisch. Schnell waren Gui's Bande gelöst, und er stand frei unter ihnen.

„Wer gibt euch das Recht, mich zu fesseln?“ rief er wild aus.

Die Altmutter sah ihn freundlich an, und die Augen der Mädchen ruhten wohlgefällig auf der schönen Gestalt, die jetzt in der drohenden, gebieterischen Stellung noch um Vieles schöner war.

„Gebt mir meine Büchse und meinen Hund und laßt mich meines Weges ziehen!“ donnerte er jetzt ihnen zu.

„Still, still, mein Söhnchen!“ krächzte die Alte. „Du bist jetzt nicht auf Saint-Flour, was ohnedem für dich verloren ist. Vergiß nicht, daß du hier nicht *gebieten*, sondern nur *bitten* und *gehorchen* kannst.“

Gui erbleichte vor Schrecken, das Geheimniß seiner Herkunft aus diesem Munde zu hören.

„Weib,“ sprach er nach gewonnener, ruhiger Besinnung, „woher kennst du mich?“

„Ei, ei,“ sagte sie in demselben Ton und auf dieselbe widerliche Art, „sollte ich dich nicht kennen? Habe ich doch in den Bergen von Auvergne zuerst das Sonnenlicht gesehen und seitdem

das Land lieb gehabt und oft dort herum mich aufgehalten, wo deiner Väter Stammsitz ist. Sollte ich dich nicht kennen, der du deines Vaters Abbild bist? Dich nicht kennen, da ich dich als Knaben fliehen sah mit deinem Rabaud in die Wälder und von da nach Dauphiné? Hat doch dein Vater mir noch dies Goldstück geschenkt, als er floh, meinend, ich (hier wurde sie wild und zornig, und ihr Antlitz glich einer Furie), ich, die so oft auf Saint=Flour sich sättigte, so manche Gabe von deiner Mutter empfing, ich könne ihn verrathen an Heinrich's Bluthund? — Nein, das konnte ich nicht, und es hat mir wehe gethan und ich habe das Sündengeld aufgehoben, bis ich ihn wiedersehe, um es ihm vor die Füße zu werfen. Doch" — setzte sie beruhigt hinzu, nach einer Pause — „ich vergebe es ihm, denn er war in Verzweiflung, dich zurück zu lassen."

Gui traute den Ohren kaum. — Aber er faßte die dürre Knochenhand der Alten und sagte: „Ist es, wie du sagst, und wie ich nicht zweifeln kann nach deinen Worten, so nimm jetzt meinen Dank, Adelma. Leider bin ich arm und kann ihn dir nicht thätig beweisen."

„Ei, daß ihr Leute doch Alles mit Gold abthun zu können meint!" zürnte die Alte. „Hat dich denn das Elend nicht klüger gemacht? Hast du denn noch nicht erfahren, daß auch arme" — hier wurde ihre Stimme ernst und feierlich — „heimathlose, verachtete, verstoßene, mißhandelte Menschen Gutes thun können ohne Lohn?" —

Gui drückte ihre Hand — und die frühere Freundlichkeit kehrte zurück auf ihre tief markirten Züge.

„Komm, sagte sie, „setze dich zu mir und ich will dir erzählen von den Zeiten, die du nicht kennst. Weg da!" rief sie — „ich nehme ihn unter meinen Schutz — er ist eines braven Mannes verstoßenes Kind." — Alle wichen auf die Seite, und die Alte führte Gui zu ihrem Sitz am Stamm einer alten Buche. „Gebt ihm seine Büchse wieder," rief sie, „er ist frei, ich will es!" —

Einer reichte ihm sein Gewehr.

Der Hauptmann der Horde aber trat jetzt zu der Alten und redete wieder heftig mit ihr in unverständlicher Sprache. Sie erwiederte kurz, aber bestimmt, einige Worte, und er zog sich mürrisch und das Haupt mit dem rothen Käppchen schüttelnd zurück.

„Die Narren meinen," sprach sie nun halblaut zu Gui, der durch seine Dankbarkeit und die Erinnerung an die von seinen Eltern empfangenen Wohlthaten ihr ganzes Herz gewonnen hatte; „die Narren meinen, du könntest die auf Arbeque warnen, da sie morgen die Burg zu überfallen denken, da der alte Robert d'Arbeque uns geschmäht, mißhandelt hat, und sie so eine blutige Rache nehmen wollen; aber sie wissen nichts, als was gestern geschah. Sie wissen nichts von dem blutigen Hasse zwischen deinem Vater und dem d'Arbeque, der ihn auch bitter gekränkt hat, obwohl er ihm so nahe verwandt."

„Verwandt?" fragte Gui, den die Mittheilungen der redseligen Alten in eine fieberhafte Spannung versetzten.

Die Alte schüttelte den Kopf ungläubig. „Weißt du denn nicht, und bist doch ein schmucker Junge, daß die d'Arbeque's deine Blutsverwandten, deine Vettern sind? Ist es dir denn unbekannt, daß sie de Viole heißen, wie du?"

Gui sah sie verwundert an. Das Räthsel konnte er nicht lösen. Nie hatte er davon durch Salers oder Rabaud eine Silbe vernommen. Ein Gefühl stieg in ihm auf, das er nicht nennen konnte, und der Gedanke tagte in ihm, Gabrielen's Retter aus dieser Gefahr zu werden. Schnell stand er klar vor seiner Seele, und eben so schnell war sein Plan entworfen, durch Schmeichelei die Alte zu kirren.

„Was du mir sagst, Mutter," sprach er nach kurzem Besinnen, „ist mir fremd. Nie hat Salers etwas gesprochen von diesem Verhältniß, nie Rabaud. Nie wurde der Namen d'Arbeque genannt."

„Adelma kennet der Menschen Herzen, wie die Tage der Zukunft," sprach wieder die Alte. „Weil sie wußten, wie d'Arbeque deinen armen Vater gekränkt, darum schwiegen sie, um nicht auch

dir den Haß mitzutheilen. Aber, Knabe," fuhr sie in höher steigendem Affecte fort, „vergiß nicht, was ich dir sage, könnte d'Arbeque deinen Stamm mit einem Dolchstoße niedermachen, er würde nicht eine Minute zaudern. Doch —" sagte sie, „es gibt vielleicht eine Zeit, wo ich dir mehr sagen kann, und du hörst gewiß lieber von deiner Mutter. — Gui, sie war ein Engel. Nur ihr — — gönnte ich deinen Vater, den ich — — lache nicht des Alters, Knabe, dem freilich die Gefühle der Jugend — nur einer fernen Heimath ähnlich sind, zu der das Auge mit einem leisen Heimweh hinblickt, — den ich liebte, weil er eine Zierde seines Geschlechtes war. Damals, Gui, war aber auch Adelma nicht die alte Hexe, wie man sie jetzt nennt, damals war sie ein blühendes, schönes Mädchen, um das mancher schmucke Jüngling warb — nur dein Vater übersah sie. Ich haßte ihn damals, denn verschmähte Liebe ist bitterer als der Tod; und als er deine Mutter heimführte, da glich mein Zustand der Raserei, und ich würde sie ermordet haben; — aber da sah ich sie — sie, die schön war wie ein Engelbild, und gut wie ein Engel, und sie nahm mich, die Leidende, auf das Schloß, und pflegte meiner und haßte mich nicht, obgleich sie den Grund meiner Krankheit errieth — Gui, da lernte ich ihr Herz anbeten; und als die Kunde kam, sie sei zu den Vätern gegangen, da weinte Adelma um sie, wie du jetzt — mein Sohn — und mein Herz war seitdem der Altar, auf dem ihrem Andenken oft Opfer der Liebe gebracht wurden. Es war geheilt von der frühern Thorheit, dieses Herz." —

„Darum aber danke Gott, daß ich dich heute fand und dich vom unvermeidlichen Tode rettete — und daß ich es konnte, Gui — das ist meinem alten Herzen viel, viel werth, denn ich habe so eine Schuld der Dankbarkeit abgetragen."

Gui war innigst gerührt durch die Sprache der Alten. Doch konnte er nicht begreifen, wie bei solchen wirklich edeln Empfindungen wieder der glühende Haß, ob einer Beleidigung wohnen könnte. Er suchte das Gespräch wieder auf die Unternehmung auf Schloß Arbeque zu lenken — sogleich aber waren wieder alle feindseligen

Leidenschaften erregt, und er war froh, als die Alte fragte, wie er doch hierher gekommen?

Er konnte ihr leicht ein Mährlein erzählen und sie glaubte gern an seine Verirrung. Mit gutem Vorbedacht erwähnte er nun der Angst und Besorgniß, die Salers und Rabaud um ihn haben würden.

„Ja, da hast du Recht," sagte die Alte. „Ich kenne sie, es sind gute Menschen, die deinen Vater liebten und auch dich gleichermaßen lieben. Darum thust du wohl, sogleich mit Tagesanbruch heim zu eilen. Jetzt möchte es zu spät sein; denn sieh nur, wie das Volk schläft. Ja, ja, das ist der Fluch des Alters, daß der süße Schlummer sein Auge flieht — doch es findet Ersatz in der langen Vergangenheit, in die es zurückblicken kann, wie in ein verlornes Paradies."

„Obwohl es spät ist," nahm Gui das Wort, „so möchte ich doch gerne noch in dieser Nacht heim, zur Beruhigung meiner Freunde."

„Du hast Recht," sagte die Alte, „die Angst ist peinlich. Weißt du denn den Weg von hier aus? Pont de Royan liegt rechts, Arbeque links, und mitten durch in gerader Richtung, etwa zwei Stunden weit, liegt das Dörfchen."

„Ich finde mich leicht zurecht," sprach freudig Gui, der so unerwartet die Richtung vernahm, die er nehmen mußte, um Arbeque zu finden, „und im Falle ich irren sollte, blicke ich zu den Sternen und finde mich."

„Ja, die trügen nicht," sagte ernst und mit einem tiefen Seufzer die Alte.

Sie gebot jetzt denen von der Horde, die noch wachten, sich niederzulegen, und nahm Gui's Hand — sah hinein und sagte dann dumpf — „du gehst eine blutige Bahn — da stürmt's — Hu — wie wild — doch — sei ruhig — das ist das Glücksrad — — geh', geh' — bleibe fromm und treu — und zertritt kein Herz, das dich liebt — wie dein — Vater. — Leb' wohl!"

Sie drängte ihn, fortzugehen. Er drückte ihre Hand und

sagte: „Habt Dank, Adelma! Ihr habt mir Dinge gesagt, die ich nicht wußte. Wohl will ich Eurer Mahnung eingedenk bleiben und stets die Pflicht über Alles stellen!“

„Wohl!“ sprach sie, „folge der. Ich sehe dich wieder. Wie — wo? das weiß ich nicht — doch vielleicht in den ernstesten Stunden deines Lebens. Geh', Adelma will dir wohl — denn du bist deines Vaters Sohn und deiner Mutter Herz schlug über dir. — Leb' wohl!“

VII.

In süßem Schlummer lag Gabriele — sie träumte von dem Jünglinge, der so tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Ruhiger, als seit den letzten acht Tagen, schlief d'Arbeque, da er von der Zigeunerhorde heute in der Nähe um das Schloß nichts entdeckt hatte. Auch die Wehrmänner des Schlosses genossen der Ruhe. Es mochte Zwölfe vorüber gewesen sein, als Gui die Alte verließ. Eine Weile hielt er die Richtung nach seiner Heimath, um die, die ihn etwa beobachten möchten, zu täuschen; dann aber wandte er sich schnell links, und hielt, so gut er es vermochte, eine gerade Richtung. Lange Zeit wanderte er in der Finsterniß der kühlen Herbstnacht. Er konnte unmöglich entdecken, wo er sich befand. Als aber nun die Müdigkeit sich einstellte und er den Entschluß gefaßt hatte, den Morgen zu erwarten, dünkte es ihm, als würde der Wald lichter. Muthiger schritt er nun fürbaß und hatte bald die Freude, die dunkeln Umrisse der Burg vor sich, und des Wächters Laterne auf dem höchsten der Thürme zu sehen. Vorsichtig stieg er die felsige Anhöhe hinab. Er suchte lange, bis er den Weg fand, der zur Burg wieder am jenseitigen Berge hinauf führte. Nach langem Suchen traf er ihn endlich. Er stieg nun so leise er konnte hinan, doch vermochte er das Geräusch, welches durch das Rollen der losen Steine verursacht wurde, nicht zu vermeiden, und es dünkte ihm, als er schon nahe dem Thore war, einen gellenden Ton, wie den einer Pfeife, zu vernehmen. Da fiel unten im

Abhange des Berges ein Schuß — und die Kugel pfiff an seinem Ohre vorüber und fuhr schmetternd gegen das Thor. Jetzt pochte Gui heftig. Der Schuß weckte die Wächter; es gab Lärm in dem Schloß; aber ein zweiter Schuß fiel bald in größerer Nähe und die Kugel fuhr in Gui's rechten Schenkel, daß er mit einem lauten Schrei des Schmerzens niedersank. Jetzt kamen Windlichter auf die Mauern — es wurde lebendig im Hofe. Gui's Hund wimmerte, Gui rief mit matter Stimme — aber Niemand öffnete. Wohl vernahmen sie den Ton des Schmerzens draußen deutlich, und einige der Burgmänner waren der Meinung, man solle nachsehen. Andere dagegen, vorsichtiger und besonnener, wendeten ein, daß es unklug sei, da es leicht eine List der starken Horde sein könne, die Burg mit leichterer Mühe zu überfallen. Der Rath der Letzteren, des ältern Theils der schwachen Besatzung, siegte, und Gui lag derweile, von einem heftigen Blutverlust ermattet, auf einem Felsblock, auf den er hingesunken war. Ohnedem sehr ermüdet, sanken ihm bald die Augen zu. Während in der Burg Alles zur Vertheidigung gerüstet ward und auch d'Arbeque sich eingefunden — schlich leise, Verrath ahnend, ein Zigeuner, der mit einigen seiner Gesellen zur Beobachtung der Burg sich im Gehölz am Abhange des jenseitigen Berges verborgen gehalten und jenen, für Gui so unheilbringenden, Schuß gethan, leise heran, den zu suchen, den sein Blei, wie er nach dem Sichverlieren des Klagelautes schloß, getödtet, indem er argwöhnte, es möchte jener Jüngling sein, den Adelma so merkwürdig und auffallend in ihren Schutz genommen — gegen den Willen der Horde und des Hauptmannes. Gui's treuer Hund lag zu den Haupten seines Herrn. Das treue Thier vernahm den anschleichenden Zigeuner und ließ ihn nahen, bis er nur wenige Schritte von Gui entfernt war — da sprang mit fürchterlichem Gebell das starke Thier mit einem Sprung an des Zigeuners Hals. Panischer Schrecken ergriff diesen, als er sich so gefaßt fühlte und rücklings stürzte ihn das Thier nieder, und wühlte mit seinen Zähnen grimmig in der Brust desselben. Bald ermannte sich dieser wieder und kämpfte nun mit

dem Thier einen hartnäckigen Kampf. Kaum drang der Schall dieses Streits und das Heulen des Hundes zu den Ohren d'Arbeque's, als er plötzlich den Zusammenhang ahnte. Schnell ließ er das Thor nieder und stürmte hinaus. Der plötzliche Lärm zog den Hund einen Augenblick von seiner Beute ab, und mit unglaublicher Gewandtheit sprang der blutende Zigeuner auf und in mächtigen Sätzen den Berg hinab, im Dickicht verschwindend. Wüthend rannte das Thier ihm nach — doch bald kehrte es blutend und heulend zurück und kroch zu seinem Herrn, den jetzt d'Arbeque entdeckte.

Er schrie laut auf, als er den bleichen, blutenden Jüngling sah.

„Ha, ich ahne es," rief er, „der Jüngling kannte die Gefahr und wollte mich warnen. Armer, du wurdest ein Opfer deiner Freundschaft für mich," klagte er.

Die Männer waren jetzt zu Gui heran getreten. „Er ist nicht todt, gnädiger Herr," sprachen sie, „der Blutverlust hat ihn bloß betäubt!"

Dies war eine frohe Botschaft für d'Arbeque. Schnell befahl er, den Jüngling in die Burg zu schaffen, und Alles anzuwenden, ihn wieder ins Leben zurück zu rufen. Einige Männer ergriffen ihn und trugen ihn vorsichtig hinweg. Langsam kroch der treue Hund nach, dem das Messer des Zigeuners eine Wunde beigebracht hatte. Im Schloßhof angelangt, wurde sogleich das Thor wieder geschlossen, die Zugbrücke aufgezogen und die Wachen bezogen mit gemessenen Befehlen des Burgherrn ihre Posten.

Gabriele, wähnend, der Kampf tobe schon heftig, fuhr, durch den Lärm und die Schüsse geweckt, aus ihren Träumen empor. Ihre Dienerinnen, ängstlicher als das muthige Mädchen, standen zitternd um die entkleidete Gebieterin und beteten leise. Gabriele sah sie an und erstaunte. „Pfui doch," sprach die Jungfrau, „ihr zittert, wo ihr handeln solltet. Geht und sucht Leinwand zu bereiten, wenn etwa der Unsern einer sollte verwundet werden."

Sie trieb sie weg, kleidete sich schnell an, und eilte dann

hinab in den Burghof, wo sie eben ankam, als sie den bleichen Gui hereintrugen. Ein Schrei augenblicklichen Entsetzens entfuhr ihr, und erbleichend sah sie den bleichen Jüngling. Sie konnte keinen Zusammenhang in diesen Ereignissen finden, und fragte nur, ob er noch lebe. „Er lebt," sprach froh der Vater, „eile nur und hole stärkende Essenzen, daß wir den Ohnmächtigen erwecken."

Deren aber bedurfte es nicht. Gui schlug das Auge auf, blickte um sich, und als er mit deutlichem Bewußtsein inne wurde, wo er sich befand, reichte er d'Arbeque die Hand, die dieser mit Rührung drückte.

„Redet nicht," wehrte er; „Ihr seid zu matt!"

Er trieb die Männer an, und bald war Gui im warmen Gemache, wo allmählich wieder Leben in seine, von der kalten Herbstnacht fast erstarrten Gebeine kam. Gabriele flog herbei. Liebend beugte sie sich über den Jüngling und bestrich ihn mit ihren Essenzen, die der Vater ihr von Paris hatte kommen lassen. Die Wunde wurde, nachdem sich die sittige Jungfrau entfernt, untersucht, die Kugel ausgeschnitten, die zum Glücke nicht tief eingedrungen war, und durch den Verband, den ein vielerfahrener Krieger unter den Wehrmännern des Barons angelegt, fühlte sich Gui ganz leicht. Er verlangte aufzustehen; doch d'Arbeque litt es nicht. Gabriele kehrte wieder und war hocherfreut, den Jüngling so heiter zu finden.

Neugierig, aus seinem Munde den Zusammenhang der Ereignisse zu erfahren, von dem nur dunkle Vermuthungen in den Gemüthern der Bewohner des Schlosses waren, umgaben sie sein Ruhebett.

Gui erzählte nun, wie er, sich vom Schloß d'Arbeque entfernend, die Zigeuner gefunden, und was sich dort begeben; wohlweißlich verschwieg er jedoch seine Unterredungen mit Adelma. „Ich eilte sogleich hierher," fuhr er fort, „Euch von der Gefahr zu benachrichtigen, die Euch gewiß binnen dieser und der folgenden Nacht droht. Die Horde mußte jedoch einige von ihren Leuten in die Nähe des Schlosses zu Wächtern gestellt haben, und einer dieser

vernahm das Geräusch der rollenden Steine und traf mich zufällig mit seiner Kugel."

„Vergebt," nahm d'Arbeque das Wort, „daß wir nicht sogleich Euch zu Hilfe eilten. Hätten wir es ahnen können, daß Ihr es wäret, dann würde Euch schnelle Hilfe geworden sein. Wir aber hielten das Wimmern für eine List des Gesindels, uns leichter zu überfallen. Euer treuer Hund wurde Euer Retter; denn erst als er mit dem Mörder kämpfte, stürmten wir hinaus und fanden Euch. Wie soll ich Euch danken," sprach er dann bewegt, „was Ihr für mich, den Fremdling, der Euch gekränkt, freilich wohl ohne Absicht, thatet? Ihr habt eine große Gefahr entfernt von uns; und nach der Art zu denken und zu handeln, die dieses Gesindel zu befolgen pflegt, habt Ihr mir und Gabrielen — ja uns Allen das Leben gerettet!"

Gui wollte das durchaus nicht gelten lassen; allein d'Arbeque blieb auf seiner Meinung.

„Glaubt Ihr wirklich, daß sie einen Versuch wagen werden?" fragte er den Jüngling.

„Allerdings," entgegnete Gui, „und ich freue mich, daß meine Wunde so unbedeutend ist, daß ich mich dankbar für Eure Wohlthat erweisen kann. Vielleicht noch ehe der Morgen vollends anbricht, werden sie nahen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Schüsse auf Schüsse fielen, und ein wildes Geschrei draußen sich vernehmen ließ.

„Er hat die Wahrheit gesagt," rief d'Arbeque, „sie sind da!"

Und Alles stürmte hinaus auf die Mauern und ließ Gabriele und Gui allein. Die Jungfrau, die bisher den lebhaftesten Antheil an Allem genommen, ohne doch mitzureden — stand in diesem Augenblick unschlüssig da; denn zwei Pflichten stritten in ihrem Herzen um den Vorrang, die mehr dem Manne zukommende, Theil zu nehmen an dem Vertheidigungskampfe, zu der ihr kräftiger, entschiedener Charakter sie hinzog, und die mehr weibliche, Pflegerin des leidenden Retters zu sein. Doch nur einen Augenblick dauerte jener Streit, und die Weiblichkeit siegte. Sie blieb aber in sicht-

barer Spannung. Keins der Beiden war eines Wortes mächtig. Gui horchte eine Zeit lang, dann schien er seinen Zustand zu vergessen, riß sich empor, sprang vom Ruhebett, auf dem er angekleidet lag, griff nach seinem Gewehr und eilte zur Thür.

„Um Gotteswillen, bleibt!“ rief Gabriele voller Angst. „Wollt Ihr denn gewaltsam Euern Zustand verschlimmern?“

Kaum aber sprach sie das Wort, so ließ die Ueberspannung der Kräfte des noch schwachen Jünglings nach, und er taumelte und sank fast ohnmächtig in die auffangenden Arme des Mädchens, das, erröthend aus Scham, Furcht und Liebe, ihn krampfhaft hielt und an ihr Herz drückte. Er sah matt zu ihr auf, aber mit einem seligen Gefühl, und dies sprach sich im Blicke klar und deutlich aus. Schnell ermannte er sich und kehrte, geleitet von Gabrielen, zum Ruhebette zurück.

Er reichte ihr stumm seine Hand, seinen Dank anzudeuten. Glühenderes Roth malte ihre Wange — aber sie gab ihm die ihre, und Gui drückte sie im überwallenden Gefühl an sein Herz.

Schnell aber entzog sie ihm Gabriele — einen fast zürnenden Blick warf sie auf ihn und eilte hinaus.

Da lag er nun, und bittere Vorwürfe über seine Kühnheit quälten sein Herz, und die Sorge um Salers und Rabaud, die Treuen, marterte ihn, und draußen hörte er das dumpfe Toben eines erbitterten Kampfs — und jenes konnte er nicht gut machen, das andere für den Augenblick nicht mindern und an diesem nicht Theil nehmen, da der Blutverlust ihn zu sehr entkräftet und der Verband ihn zu gehen hinderte.

Und dennoch mußte er in dieser Lage verweilen noch eine Stunde, die zu einer Ewigkeit heranwuchs. Jetzt aber, als er lange diese Pein erduldet, schien es ihm, als verlöre sich das Getümmel, das Schießen wurde seltener — allein er vernahm den Ton der Klage, des Bedauerns — auf dem Korridor, der an seines Gemaches Thüre hinlief, vernahm er schwere Männertritte, sie naheten — die Thür öffnete sich, und schwer verwundet wurde d'Arbeque hereingetragen.

Gui sah nur ihn, nur die bleiche Gabriele, die keine Thränen weinte — in deren Brust aber der tiefste Schmerz wühlte. Gui sprang von seinem Ruhebett auf, und die Männer legten den Greis darauf. So schwach er war — jetzt fühlte er sich stark. Er untersuchte des Barons Wunde, sie war nicht ohne Gefahr. Er wusch, er verband sie mit vieler Geschicklichkeit. Dann fragte er, wie es mit dem Kampfe stehe? —

„Sie sind entflohen," sagte der Reisigen Einer, „und ihrer Viele decken den Kampfplatz. In den Dörfern läutete man Sturm — da flohen sie in wilder Unordnung, und in wenig Stunden sind sie schon weit weg, und die Gegend ist rein von dem Gesindel."

„Gut," sagte Gui, „so eilt nach dem Dörfchen meiner Heimath und holt meinen Vater hierher; er ist der Heilkunst mächtig und weiß der Kräuter Kräfte!"

Seine Befehle wurden schnell vollzogen.

Gabriele reichte ihm die erquickenden Spezereien, die er mit kindlicher Sorgsamkeit anwandte, und jetzt erst vermochte sie die Worte hervorzubringen: „Ist es gefährlich mit meinem Vater?" Und nach dem Worte perlten die Thränen herab.

„Seid ruhig, edle Jungfrau," erwiederte Gui — „noch ist keine Gefahr, und der Himmel wird sie von dem theuern Haupte fern halten."

Gabrielen's Hände falteten sich, und ihr Blick wandte sich verklärt empor. Sie wurde ruhiger und vermochte thätiger zu sein um den theuern Vater, konnte Gui's Bemühungen theilen, und es war, als ob Bruder und Schwester wetteiferten in liebender Sorgfalt um des geliebten Vaters Leben.

Ihre Bemühungen gelangen. d'Arbeque schlug die Augen auf und lächelte sie an — dann reichte er Gabrielen seine Rechte, Gui seine Linke und sprach leise freundliche Worte und fragte dann, schnell sich besinnend, wie es stehe um die Zigeuner?

„Sie sind entflohen," antwortete Gui, „und die Wahlstatt decken ihre Leichen."

Er lächelte und schloß das Auge wieder und entschlummerte

sanft — doch zuckte manchmal der Schmerz im Schlaf über das Gesicht.

An seinem Lager saßen Gabriele und Gui. Die Sonne hatte gesiegt über den herbstlichen Morgennebel — der Tag schien freundlich und hell durch die Bogenfenster des Gemaches. Bleich waren Gabrielen's Wangen. Gui sah dies mit Trauer. Er bat sie, der Ruhe zu genießen, weil er wache an des Vaters Lager.

„Ach," antwortete sie, „ich sollte ruhen können? Und Ihr, der Ihr Ruhe bedürftet, selbst verwundet seid, vergeßt Euch selbst über meinen Vater, und ich sollte an mich denken, da ich mich doch stark fühle? — Nein — das verlanget nicht, oder Ihr kennet nicht die Kindesliebe."

Gui seufzte tief auf; diese Worte berührten eine Saite, deren Ton wehmüthig fortklang im Gemüthe des Jünglings. Selbst in der Nähe des Wesens, das er mit aller Kraft eines reinen jugendlichen Herzens liebte, konnte er die Wehmuth nicht bannen, die diese Erinnerung weckte, und er versank in tiefes Sinnen. Wo ist er jetzt vielleicht, dachte er, der treue, unglückliche Vater, wenn er noch lebt? Er bedurfte vielleicht meiner in den trüben Stunden eines freudenleeren Daseins, und ich bin fern! —

Es vergingen mehrere Stunden, bis Rabaud kam. Tiefen Ernst, ja eine deutliche Mißbilligung des Vorgefallenen, glaubte Gui in seinen Zügen zu lesen. Er reichte ihm seine Hand mit dem Ausdrucke der treuesten Liebe. „Ich habe Euch Sorge gemacht, mein Vater — verzeiht — es geschah nicht mit Vorsatz, und daß ich Euch nicht noch in derselben Nacht wieder sah, verhinderte die Erfüllung einer heiligen Pflicht!"

Rabaud's Züge erheiterten sich.

„Ich zürne dir nicht, Gui, ob deiner That, nicht ob deines Ausbleibens — wenn ich auch gleich nicht froh sein kann über das, was geschah. Oft ist ein unbedeutendes Ereigniß das Saatkorn einer Zukunft, die reiche Kummerernte liefert" — doch diese Worte schienen ihm unwillkürlich entschlüpft — er sah jetzt Gabrielen — und erschrak.

„Verzeiht, Fräulein," sprach er ernst, „daß ich Euch zu grüßen versäumte — ich hatte nur Augen und Sinne für Gui."

Nun forschte er nach der Wunde d'Arbeque's. Gui sagte ihm seine Bemerkung. Gabrielen's Augen hingen an seinem Munde, sie zitterte fieberhaft.

„Ist's also, dann seid ruhig, Fräulein, und bittet Gott, daß er meine Mittel segne. Ich hoffe, Eueren Vater zu heilen. Und du, Gui," fragte er dann — „du schweigst — wie steht es um dich?" —

„Mir ist ja so wohl, Vater," sprach der Jüngling in einem Doppelsinne, den nur er verstand — den aber Gabriele ahnen mochte, denn eine leise Röthe flog über ihre bleichen Züge, und sie entfernte sich.

Leise erzählte nun Gui die Begebenheiten der jüngst verflossenen Stunden. Rabaud empfahl ihm Ruhe und Pflege seiner selbst und beobachtete dann den Baron. —

„Wir haben große Angst ausgestanden um dich, Gui," sprach er dann wieder; „Gottlob, daß sie in einer Hinsicht wenigstens umsonst war." —

Jetzt schlug d'Arbeque die Augen auf und richtete sie fest und forschend auf Rabaud. Es war, als suche er in seinem Gedächtnisse nach diesen Zügen, die ihm schon irgendwo begegnet seien.

Gabriele war wieder herein getreten.

„Was will der Mensch?" fragte der Baron heftig seine Tochter.

„Unser Retter hat ihn beschieden zu Eurer Heilung, mein Vater," sagte sie sanft. — „Es ist sein Vater Rabaud."

Da richtete sich d'Arbeque hastig auf und sah scharf in Gui's Züge. —

„Euer Vater?" fragte er dann mit einer seltsamen Heftigkeit. „Es ist mir, als sei dieses Gesicht mir begegnet an Orten, die ich nicht liebe, und in der Gemeinschaft mit Menschen, die ich hasse" — stieß er wild heraus.

„Ihr täuscht Euch wohl," sagte sanft Gabriele. „Vertraut

Euch ihm an. — Er ist ja der Vater dieses jungen Mannes, dem Ihr so viel verdankt."

„Du hast Recht, Kind," sprach er dann — „es ist wohl nur ein Fiebertraum."

Und er ließ nun Rabaud die Wunde untersuchen —, verbinden — jedoch ununterbrochen fixirte er ihn mit stechenden Blicken.

Rabaud behauptete einen Gleichmuth, der sich durch Nichts irren ließ.

Er that seine Pflicht — empfahl Ruhe und sagte dann — nicht ohne Empfindlichkeit: „Es gibt Züge, gegen die wir oft einen Widerwillen haben, weil sie uns an Begebnisse mahnen — die — — doch, es wird besser sein, ich entferne mich — da ich das Unglück habe, Euch zu mißfallen. Zudem bedarf Gui der Wartung und Pflege; darum werden wir uns heimbegeben, und ich kehre wieder, wenn der Verband neu angelegt werden muß — auf den Fall, daß Ihr es wünschet, gnädiger Herr!"

Gabriele ergriff seine rauhe Hand. „Laßt Euch das bittre Wort nicht verletzen, das vielleicht nur die Fieberhitze sprach. — Ich beschwöre Euch, zu bleiben. Zudem darf Euer Sohn nicht hier weg — wir sind ihm zu hoch verpflichtet." —

d'Arbeque richtete sich auf. „Nein," sagte er — „das kann nimmer geschehen, und auch Ihr solltet nicht mein Wort so scharf nehmen. — Ich bitte Euch, bleibt."

In Gabrielen's Auge flimmerte eine Thräne, sie sah Gui so bittend, so flehend an. Gui war in seltsamer Lage. Er blickte forschend in Rabaud's Gesicht, das unverändert den Ausdruck eines finstern Ernstes behielt. Er sah ihn bittend an.

„Wohlan," erwiederte Jener, „Euer Wille geschehe. Erlaubt aber, daß mein Sohn der Ruhe genießen darf."

Gabrielen's Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten. Sie flog hinaus, für Gui ein Gemach zu bereiten, und bald ging er, gestützt auf Rabaud, dahin.

Rabaud setzte sich zu ihm; aber kein Wort kam über seine Lippe. Er schien nachzudenken über unangenehme Dinge.

Gui war zu begierig, den Zusammenhang dessen zu erfahren, was er ahnte, ohne es sich bewußt zu sein. Er fragte Rabaud. Ganz wider seine Gewohnheit schwieg dieser lange — dann sagte er — „laß das jetzt. Nur so viel wisse — es liegt eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns, dir und diesem Hause. — Darum“ — er faßte des Jünglings Hand und drückte sie mit inniger Liebe — „wache über dich und dein Herz! — Dein Name muß ewiges Geheimniß bleiben vor d'Arbeque's Ohren. Es kommt vielleicht bald eine Stunde, wo ich dir, wenn diese Mauern hinter uns liegen, mehr sagen kann, mehr,“ setzte er mit tiefer Betonung hinzu, „als dir und mir lieb sein dürfte.“

VIII.

Sie blieben Beide noch acht Tage. Die Zigeunerhorde war verschwunden, der Statthalter der Dauphiné ließ sie verfolgen — aber es schien fast, als seien sie in die Erde versunken; denn nirgends wollte man sie gesehen haben.

Gui konnte nach Tagen wieder gehen. Rabaud's Kunst heilte schnell seine Wunde; auch d'Arbeque genas schneller, als es sonst im höhern Alter der Fall zu sein pflegt. Seit Rabaud in die Burg getreten war, schwebte ein finsteres, unheimliches, Grauen erregendes Wesen über Allen und verstimmte die Gemüther. Nur Gabriele blieb sich gleich, und diese Heiterkeit, diese unverdrossene Thätigkeit, diese liebevolle Aufmerksamkeit zeigte sie Gui in einem immer liebenswürdigern Lichte. Sprach sie mit ihm, dann war sie ernst, gemessen, oft feierlich. Sprach er vom Scheiden, dann umflorte Wehmuth ihren Blick. Bald schwamm sein Herz in einem Meere von Wonne — bald nagten Zweifel an seiner Seele.

Rabaud's klarer Blick sah tiefer, er sah die Liebe keimen, wachsen, und ihn brannte es auf der Burg an die Sohlen. Eine Unruhe, eine Angst sondergleichen trieb ihn um. Auch d'Arbeque ahnte das Geheimniß, das noch tief und unbekannt in Gabrielen's

Busen lag. Der Stolz des Freiherrn empörte sich gegen diese Liebe zu einem Jünglinge niedern Geschlechtes. Willkommen war ihm darum eines Tages die Erklärung Rabaud's, gegen den er ohnedem einen unbezwinglichen Haß im Herzen trug — daß seine Gegenwart fürder nicht mehr nöthig sei.

d'Arbeque wollte ihn reich belohnen, nicht sowohl um seiner, als seines Sohnes Dienste, dem er Lohn zu bieten durch seine Hochachtung gegen den Jüngling verhindert wurde.

Rabaud sah ihn groß an. „Ich danke Euch, gnädiger Herr," sagte er; „gebt die Summe den Armen; ich bedarf ihrer nicht und diene nicht um Lohn."

Den Baron verdroß der Stolz des Mannes.

„Ich weiß es," versetzte er, „daß Ihr deß bedürft — Ihr seid arm." —

„Ihr irrt," erwiederte Rabaud — „wir haben aus den Stürmen so viel gerettet, daß wir leben können, und der Parlamentsrath de Viole ließ nie einen treuen Diener darben."

Bei diesen Worten erbleichte d'Arbeque. — „So ist es doch wahr," rief er aus, „was ich vermuthete — so dientest du dem Verhaßten, und ich sah dich auf Saint-Flour!?"

„Euer Gedächtniß täuschte Euch nicht," fuhr Rabaud ruhig fort; „der Haß sieht scharf. Wohl dem, der so vergelten kann — wie mir sich die Gelegenheit darbot!"

d'Arbeque schwieg. Er unterdrückte den innern Grimm. In diesem Augenblicke trat Gui herein. Sein Auge leuchtete — eine unbeschreibliche Seligkeit lag auf seinen Zügen. — — Er hatte von Gabrielen sich beurlauben wollen — — er fand sie in tiefe Gedanken versunken im Saale, wohin er sich begeben, um noch einmal die Bilder seiner Ahnen zu beschauen; sie fuhr auf, als sie ihn kommen sah. Gui wollte zurücktreten — doch sie bat ihn, zu bleiben. Eine Weile standen sie stumm vor einander. Gui war tief bewegt. „Ich muß Euch Lebewohl sagen, Fräulein," sprach er dann mit zitternder Stimme. „Nehmt den Dank eines — treuen Herzens!" — Gabrielen's Thränen rannen — sie gab

ihm ihre Hand — sie bat ihn, nichts von Dank zu reden — sie gedachte seiner Hilfe — daß er ihr Retter geworden. — Gui pries sich glücklich — obgleich er bescheiden das Verdienst ablehnte. Er hielt ihre Hand noch, er drückte sie an seine Lippen, an sein Herz. Sein Muth wuchs mit seiner Liebe — er wagte, sie an sein Herz zu ziehen. Da fuhr ein Schauder durch Gabrielen's ganzes Wesen — sie schlang ihre Arme um ihn, drückte ihr Haupt an seine Brust — dann riß sie sich gewaltsam los und verschwand durch eine Nebenthüre. Lange stand Gui auf der Stelle wie bezaubert. — Dann ging er mit einem Himmel in seiner Brust auf d'Arbeque's Gemach zu und trat gerade ein, als Rabaud jenes Geheimniß enthüllt.

„Und dieser ist nicht dein Sohn!“ rief d'Arbeque aus — „die Züge sind de Viole's Züge!“ —

„Ihr habt auch das errathen!“ sprach mit fürchterlicher Kälte Rabaud. „Es ist sein verwaistes Kind — Gui de Saint-Flour.“

Da flammte eine wilde Gluth in d'Arbeque's Blicken auf.

„Lebt wohl!“ — rief jetzt Rabaud, und ergriff Gui's Hand. — „Ihr seid des Dankes überhoben!“

Und rasch zog er den Jüngling mit sich hinweg — durch die Höfe des Schlosses. Als das Thor hinter ihnen sich schloß, athmete Rabaud erst wieder frei auf. Gui war in einem Traume befangen. Er wußte sich das, was er gehört, kaum zu deuten — der Contrast war recht wie ein Maifrost in die Blüthen seiner Liebe gefallen, die sich kaum erschlossen und ihn doch so glücklich gemacht hatten. Er beschwor Rabaud, ihm Rede zu stehen. Dieser aber zog ihn mit sich fort und beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

So mußte er folgen, ohne zu wollen. Nur als sie die Höhe jenseit des Thals erklommen hatten, riß er sich los, um noch einmal nach dem Schlosse zu blicken, das seine Welt umschloß. Da wehte ihm Gabrielen's Tuch den Scheidegruß zu, und eine innere Stimme rief ihm zu: das sei der Scheidegruß für diese Welt. Er schauderte. Noch einmal winkte auch er — und des Waldes Dickicht entzog ihn ihren Blicken. Kräftig schritt Rabaud

weiter. Kaum vermochte ihm Gui zu folgen. Auf keine Frage gab er eine Antwort, und endlich schwieg Gui unmuthig. Erst als sie schon eine gute Strecke zurückgelegt hatten und eine freie Stelle des Waldes sich ihnen darbot, stand Rabaud still.

„Vergib mir, Gui,“ sagte er, „mein seltsames Benehmen. Es wird dir mancher Auftritt der letzten Stunden räthselhaft sein — ich will dir die Räthsel jetzt lösen.“ — Er hob nun an, aus dem frühern Leben seines Vaters die Begebenheiten mit d'Arbeque zu erzählen, nachdem er ihm vorher gesagt, wie nahe ihm d'Arbeque verwandt. Gui hörte mit steigendem Interesse, aber auch mit wachsendem Schmerze der Erzählung zu. Als Rabaud geendet, schien es ihm, als schlössen sich des Paradieses Pforten hinter ihm. Rabaud's letzte Worte fielen centnerschwer auf sein Herz.

„d'Arbeque's Haß,“ hatte er gesagt, „ist ohne Ziel und Ende. Nie vergibt er; darum ist unseres Bleibens in diesen Gegenden jetzt nicht mehr lange, zumal er uns kennt.“

„Und wird nicht gerade der Dienst, den ihm des Feindes Sohn geleistet, sein Herz milder stimmen und die Reue über den blinden Haß in ihm wecken?“ fragte Gui.

„Kannst du die Steine hier erweichen?“ war Rabaud's Antwort; „kannst du dem Bache, der dort über die Felsen hinab in den Abgrund stürzt, gebieten, daß er seinen Lauf rückwärts nehme? Kannst du den starren Winter umwandeln zum blühenden Lenze?“

„Euer Urtheil ist fürchterlich hart; verzweifelt Ihr an der Möglichkeit der Besserung eines Menschenherzens?“

„Nein, Gui. Ich will glauben, daß der Verbrecher ein edler Mensch werden kann, aber nimmer, daß d'Arbeque's Haß sich in Wohlwollen verkehre. Ich kenne ihn, ich weiß, was dein Vater that, ihn auszusöhnen — aber es war Alles umsonst. Sein Sinn ist eisern.“

Gui brach ab. Schmerz, bitterer, herber Schmerz erfüllte sein Herz. Er fühlte zum ersten Male die brennende Wunde in seinem Innern. Gabriele — war für ihn verloren. Die Träume

seines Glückes, denen er oft in stiller Nacht auf Schloß Arbeque Gehör gegeben, sie zerrannen.

Finster kehrte er heim. Der treue Salers starrte ihn an. „Was ist geschehen?“ fragte er.

Rabaud winkte ihm Schweigen zu.

„Dir, Gui, habe ich einen seltsamen Gruß,“ sagte Salers darauf, sich zu Gui wendend. „Ein Zigeunerweib war hier vor ungefähr acht Tagen, die alte Adelma, die so oft auf Saint-Flour war. Sie gebot mir, diese Zeilen dir zu reichen.“

Gui riß das Blättchen auf.

„Sie brausen schon, die Stürme, die ich dir verkündet,“ schrieb eine fast unleserliche Hand; „noch ist ihr Ende nicht da. Erst wenn Blutströme um dich geflossen sind — erst dann kommt Frieden — er liegt weit, weit von dir. Das aber hättest du mir nicht thun sollen! Ich allein weiß, was geschah, denn ich folgte dir. Du hast gebüßt — wüßten es meine Söhne — du möchtest fliehen, wohin du wolltest — ihr Dolch fände dein Herz. Adelma zürnt dir nicht.“ —

Er hatte die Worte laut gelesen.

„Neue Räthsel!“ rief Salers — „woher kennst du das unselige Weib?“

Gui erzählte ihnen ohne Rückhalt seine Begebenheiten mit der Zigeunerbande.

„Unseres Bleibens ist nicht länger hier,“ sprach Salers. „Unser Frieden ist gestört. Gebe Gott, daß nicht Schlimmeres folge!“

Gui erhob sich. „Nicht euer Friede, der meinige ist gestört. Darum laßt mich ziehen. Dieses unthätige Leben paßt ohnedem nicht mehr für mich. Ihr kennt die Anzeichen eines blutigen Kampfes der Glaubensparteien im Vaterlande. Mein Entschluß ist gefaßt; ich trete in die Reihen der Kämpfer für meinen heiligen Glauben und seine Rechte ein, für die mein Vater mit einem andern, schärfern Schwerte stritt!“

Ein tiefes Feuer leuchtete aus seinen Blicken bei diesen

Worten. Rabaud sah ihn erschrocken, aber mit einer innern Freude an. Er schwieg indessen, wie Salers, der endlich äußerte: „Nur nicht zu schnell, mein Gui. Laßt uns als besonnene Männer handeln, wohl erwägen, — dann sei's in Gottes Namen!“

IX.

Die Heiterkeit, der Frieden — der sonst in dem engen Häuschen der Freunde gehauset — er schien gebannt, verschwunden für immer. Auf Gui's Herzen lag eine Last, die er nicht abzuwälzen im Stande war, nicht die Freunde, so gerne sie es gethan hätten. Ruhe war in seinem Innern — aber eine kalte Grabesruhe, die Frucht der Resignation auf des Lebens schönstes, der Liebe Glück. So gern auch das jugendliche Herz den Anker der Hoffnung noch faßt und fest hält, selbst an der Grenze der Möglichkeit — so gab ihr doch Gui nicht mehr Raum in seinem blutenden Herzen. Rabaud's Worte waren von zu mächtigem Einfluß auf ihn, und jenes dunkle Wort Adelma's, so frei von dem Aberglauben, den die Menschen seiner Tage hegten, besonders von der die Zukunft enthüllenden oder durchschauenden Macht dieses nomadisirenden Volkes auch übrigens Gui's Seele war, übte dennoch seinen geheimnißvollen Zauber aus und fügte neue Wolken zu denen, die bereits seine Seele umnachteten. So floß fortan still und öde das Leben der Dreie hin. Nur der Plan Gui's brachte eine Abwechselung in das einförmige Treiben. Dabei fiel indessen wieder eine Last auf seine Seele, die nämlich, welche der Gedanke an die kriegerische Ausrüstung brachte. Sollte er als Landsknecht zu den Truppen der Protestanten, welche Coligni führte, stoßen, so bedurfte er eines Rosses und der nöthigen Waffen. Nach Allem, was er wahrnahm, war er arm, denn der König hatte ihn ja, als er seinen Vater ächtete und für ewig des Landes verwies, ja seinen Namen, als einen dem Galgen Entgangenen an den Galgen auf dem Montmatre schlagen ließ, aller seiner Güter beraubt. Wie sollten es die beiden Alten möglich machen, die

Mittel aufzubringen, deren er jetzt bedurfte? Um sie nicht zu kränken, wagte er nicht einmal eine Frage, sondern setzte still voraus, er werde mit seiner schweren Büchse, und wie er gehe und stehe, in Coligni's Lager gehen und seine Dienste anbieten müssen. Daß man ihn bei seiner Jugend und Kraft zurückweise, befürchtete er gerade nicht; allein es lag doch etwas Schmerzliches darin, daß er nicht dort eintreten konnte, wie es sein Stand und sein Herkommen würde unter andern Umständen bedingt haben, — was überwunden sein wollte.

Eines Tages, wo Sturm und Hagel, wie ihn die Tage des Aprils wohl noch einmal zu bringen pflegen, um das Häuschen tobte, saß er still in der Ecke eines Fensters und blickte hinaus in das wilde Toben des unfreundlichen Wetters. — Er war allein in dem Gemache, denn heute waren Salers und Rabaud häufig allein in dem kleinen Raume gewesen, der ihnen zur Schlafstätte diente; sie kramten da viel in Papieren und redeten oft eifrig miteinander. Das hatte er gehört, als er vorüber ging, und es war ihm aus dem Grund auffällig, weil sonst eine so tiefe Stille in ihrer Wohnung zu herrschen pflegte.

Jetzt wurde die Thüre geöffnet und Beide traten ein. Unverkennbar lag etwas Feierliches in ihrem Wesen, das so wenig zu der einfach gemüthlichen Weise paßte, welche sie sonst angenommen hatten.

„Gui de Viole de Saint-Flour,“ hob endlich mit einer bebenden Stimme Rabaud an, „Ihr seid den Kinderschuhen längst entwachsen und in Eurer Seele ist ganz frei und unabhängig der Wunsch entstanden, Euren Arm der heiligen Sache des Evangeliums zu weihen, das seiner bedarf. So ist es würdig des Namens, den Ihr traget, den ein ungerechtes, vom Religionshasse eingegebenes Urtheil wohl schmähen, aber nicht entehren konnte. Jetzt aber, wo es dieser Entschluß fordert, daß Ihr würdig Eures Namens auftretet, thut es Noth, daß Ihr Mittel habet, die Euch das gestatten, und uns, als treuen Dienern, ist es heilige Pflicht, Euch eine Rechenschaft zu geben von dem, was wir Beide gerettet haben in dem

Schiffbruche Eures edlen Vaters, den Gott segne, und wie wir es verwaltet haben. Wir legen die Nachweisen und Rechnungen hier vor Euch nieder. Prüfet sie!"

Gui stand wie erstarrt vor Rabaud. Er schaute mit einem Gefühl in sein Angesicht, das aus Schrecken und Staunen gemischt war; denn mit einem Male war ja hier Alles anders geworden. Das väterliche Du war einer Anredeweise gewichen, welche die, welche dadurch bisher vereint waren, auseinanderriß und die Scheidewand kalter Lebensformen dazwischen stellte, deren trennende Gewalten er erst recht kennen gelernt, als er mit d'Arbeque zusammentraf.

„Was soll das?" rief er mit dem Ausdruck des Gefühles, das seine Seele erfüllte. „Was soll das? Wollt Ihr mich wegstoßen von den treuen Herzen, die bis jetzt meine Zuflucht und Heimath waren? Was hab' ich gethan, daß ich solches Gutes verlustig geworden bin?" —

In den Augen der beiden Männer zitterten Thränen und Rabaud war zu bewegt, um reden zu können. Salers sagte: „Der Zeitpunkt mußte einmal kommen, wo das Verhältniß ein anderes werde; wo wir in das Verhältniß der Diener zurücktreten, aus dem uns das Unglück Eures Hauses gehoben hatte."

Ehe aber noch Salers diese Worte vollendet, lag Gui in Rabaud's Armen. Er bat, er flehte, er drohte, nie wieder zu ihnen zurückzukehren, wenn nicht Alles bliebe, wie es bis heute gewesen Sein Dank, seine Liebe sprach sich in einer Weise und Fülle aus, daß die Männer davon überwältigt wurden. Lange aber dauerte es, bis sie sich dazu verstanden, einen Entschluß aufzugeben, der aus ihrem Pflichtgefühl erwachsen war. Aber wie glücklich hatte sie das gemacht, was sie eben erlebt? Wie reich war durch Gui's Liebe Alles belohnt, was sie in aufopfernder und hingebender Treue die lange Reihe von Jahren ihm geleistet hatten.

Als endlich die Ruhe in ihren Herzen zurückgekehrt war, bat Rabaud den Jüngling, sich zu ihm zu setzen. Er legte ihm genaue

Rechenschaft ab. Da stellte es sich denn heraus, daß er immer noch ein ansehnliches Vermögen besaß, das zwar in keinem Vergleiche mit jenem stand, welches seine Voreltern, ja noch sein Vater, besessen, aber dennoch hinreichte, über die Sorgen des Lebens den Geist hinauszuheben. Rabaud hatte wohl gesorgt, als er Saint-Flour verließ und du Plessis-Mornai ahnete es nicht, daß der treue Salers, der in Manches durch seinen Herrn eingeweiht war, was sonst Niemand wußte, einen Schatz bei sich trug, als er, Paris verlassend, den Sohn seines Herrn aufzusuchen, die Spur seines Freundes Rabaud verfolgte. Das hatten nun Beide in Eins zusammengeschmolzen, treu verwaltet und in sich selbst wachsen lassen.

Mit Erstaunen sah Gui, daß er reich sei!

„Aber was soll ich mit dem, was übrig bleibt, wenn ich mir ein Roß, ein Koller, Pistolen und Schwert gekauft?“ fragte er. „Es sei Euer, Ihr Treuen,“ sprach er. Eueres Alters Tage sollen nicht von Mangel getrübt werden. Gott weiß es, ob ich je im Stande sein werde, Euch zu ernähren und die Liebe zu vergelten, die Ihr an mir geübt.“

„Verwalten wollen wir es denn,“ sagte Salers, — „denn unsere Bedürfnisse sind klein, und es bewahren für kommende schwere Zeiten.“

Rabaud besprach sich nun mit Gui über seine Ausrüstung und über seinen Eintritt ins Heer.

„Ich will erst genauere Kunde einziehen über die Verhältnisse unserer Glaubensgenossen und ihre Stellung gegen den Hof, ehe wir handeln,“ bemerkte er, und Gui war wohl damit zufrieden.

Indessen nahmen die Ereignisse damals schnell eine ernste Wendung, die Gui's Wünschen sehr zusagte und ihm eine Laufbahn, wie er sie suchte, zu eröffnen verhieß.

Die Hinneigung Katharinen's von Medicis zum Protestantismus trug einen Schein der Aufrichtigkeit, der Montmorency und den Marschall von Saint-André mit Furcht und Schrecken erfüllte, die so fanatische Katholiken waren.

Die Proclamation des Edictes von Saint-Germain en Laye mehrte diese Furcht. Sie sahen ihren Fall, den Fall ihrer Macht, ihres Einflusses nahen. Es galt ein schnelles, kräftiges Handeln, den Strom zu dämmen, der brausend sich heranwälzte. Franz von Guise, der Dritte des unheilvollen, fanatischen Bundes, war nicht in Paris. Er weilte seit einiger Zeit in Lothringen, Plane schmiedend mit dem schlauen Cardinal zu der Ketzer Vertilgung, und des eigenen Hauses Glanzerhöhung und Machtanwuchs.

Ein Eilbote Saint-André's beschied ihn nach Paris, wo seine Gegenwart jetzt unumgänglich nöthig war, denn man wußte, daß Katharina, den Stolz und die Macht des Triumvirats und des Guisischen Hauses fürchtend, an Condé geschrieben, ihn dringendst gebeten hatte, sich mit Coligni und Dandelot, seinem Bruder, ihrer und des Königs anzunehmen und sie aus den Banden der Guisen zu befreien. Man wußte, daß die Protestanten im Stillen sich rüsteten. Franz empfing diese Botschaft mit Freude. Schnell verließ er Lothringen mit einem bedeutenden Gefolge von Herren, die auf seiner Seite standen und einer nicht unansehnlichen Macht von Soldaten; Montmorency und Saint-André sammelten eine Armee bei Paris, und bei Orleans machten die Protestanten, an ihrer Spitze Condé, Coligni, d'Andelot, Anton von Croi, die Herren von Larochefoucault, Roban, Genlis und Grammont, Miene sich zu vereinigen.

Franz von Guise eilte. Es war am 1. März 1562, als er in Vassy, einem Städtchen in der Champagne, eintraf, um dort eine kurze Frist von der angestrengten Reise zu rasten. Der Herzog ließ alsbald in der Kirche des Ortes Messe lesen und sein Gefolge begleitete ihn dahin, jedoch faßte die Kirche die Menge nicht, die mit der Partei der Guisen dahinströmte, und viele derselben mußten außen weilen. Da erschallte unweit davon der Gesang der Protestanten, die in einer Scheune ihren Gottesdienst in heiliger Andacht hielten. Es war eine willkommene Gelegenheit für die fanatisirten Diener und Söldner Guise's sich an den ruhig ihres Glaubens lebenden Protestanten zu vergreifen. Sie störten durch Steinwürfe

und beleidigende Worte, durch Lärm und Unzucht den Gottesdienst der Protestanten, die in einer nicht kleinen Zahl hier vereint waren. Anfangs litten es diese ruhig; aber diese Ruhe erhitzte Jene desto mehr, und bald kam es zu Thätlichkeiten. Die Protestanten mußten Gegenwehr leisten den Angreifenden, und so entspann sich ein erbitterter Kampf, der von Seiten der wehrlosen Protestanten einstweilen nur mit Steinwürfen geführt wurde.

Der Lärmen außerhalb der Kirche endigte die Messe. Guise stürzte heraus und ein heftiger Steinwurf traf ihn sogleich so heftig an die Stirne, daß er fast besinnungslos in die Arme eines der Seinen taumelte und mit Blut bedeckt wurde.

Das war die Losung eines entsetzlichen, wüthenden Kampfes zwischen den erbitterten Parteien. Man ergriff schnell die Waffen, und ein unmenschliches Blutbad erfolgte. Schonungslos wütheten die Guisischen unter den Hugenotten. Sechszig Leichen deckten die Wahlstatt von protestantischer Seite, und über zweihundert Verwundete zählten sie. Auch die Guisen hatten gelitten und ihr Verlust war ebenfalls nicht unbedeutend.

Zitternd trat der Richter von Jassy vor den grimmigen Herzog und flehte um Schonung für die unglücklichen Protestanten, die ja doch den Streit nicht veranlaßt.

„Seid Ihr auch ein Ketzer!“ fuhr ihn zornig der Herzog an.

„Nein,“ sprach muthiger der Richter, „ich bin ein Katholik, wie Ihr, gnädigster Herr — aber mein Herz blutet bei dem Morden; um so mehr, da es gesetzwidrig, wie unmenschlich ist, und das Edict vom Januar freie Religionsübung den Protestanten verheißt.“

Mit rollenden Augen sah ihn der Herzog an; dann riß er sein Schwert aus der Scheide und rief: „Dies soll jenes verfluchte Edict zerhauen!“ —

Der Richter verließ mit tiefem Abscheu den unmenschlichen Herzog. Das Blutbad dauerte fort, bis der Schleier der Nacht die Greuel dieses Tags umhüllte. Die Protestanten flohen in die Berge, in die Wälder, und die schreckliche Kunde dieses Tages von

Vassy drang mit Windeseile durch Frankreich und zu den Ohren Coligni's. Die Fackel des blutigen Bürgerkrieges war angefacht! Das blutige Loos war geworfen in den Schooß einer unheilschwangeren Zeit!

X.

Auf dem Wege von Grenoble nach Sainte-Marcelline ritt eines Tags in späten Nachmittagsstunden Gui de Viole auf einem überaus schönen und guten Rosse, das er eben erst in Grenoble um hohen Preis erstanden. Die Ausführung seines Vorhabens war nahe. Zu seinen Ohren waren sie schon gedrungen die Greuelthaten von Vassy. — Es war ihm die Rüstung seiner Glaubensgenossen bekannt geworden, und Rabaud hatte Tags vorher die Botschaft gebracht, es werbe für Coligni's Heer der Herr von Maugiron in der Dauphiné. Diese Kunde bestimmte den Jüngling zur raschen Ausführung des Planes, den er mit seinen väterlichen Freunden erwogen hatte und zu dem ihn, wie sein Herz, so die Lage drängte, in welcher er sich befand. So sehr aber auch die neue Laufbahn des Jünglings Ehrgeize schmeicheln mochte, so war doch sein Herz tief bekümmert. Auch jetzt wieder war sein Herz bei Gabrielen. Es war so still und einsam in der Gegend, durch die er ritt. Neben ihm am Wege hin, jedoch in einem beträchtlich tiefen Bett, strömte die Isere und ihr Brausen war das einzige Geräusch, das die Stille der Einöde unterbrach, und dieses Brausen wiegte ihn noch mehr in seine Träume ein. Die Vergangenheit lag vor ihm mit ihren kargen Freuden, und die Zukunft dunkel und blutig. Gabrielen's Bild schwebte vor seiner Seele. Ihre Liebe war ja der einzige Sonnenblick seines Lebens, und so schnell ging er vorüber, so eisern war die Macht des Verhängnisses zwischen ihre Herzen getreten! Lebhaft wurde der Wunsch in seinem Herzen wieder rege, den er so oft schon bekämpft, sie wieder zu sehen, noch einmal in ihr Auge zu blicken und dann dem Lebensglück auf ewig Lebewohl zu

sagen. Schon war er im Geiste bei ihr, schon lag sie an seiner Brust. — In solchen Träumen schwelgte das liebende, hoffnungslose Herz des Jünglings. Er hatte den Zügel auf des Pferdes Hals gelegt und es gehen lassen, wie es wollte, ohne darauf zu achten, daß es nahe am steilen Ufer der Isere hinschritt und nur ein Fehltritt ihn in den Wellen des Stromes begraben konnte.

„Seht Euch vor," rief plötzlich hinter ihm eine starke Stimme, die einem Reiter angehörte, der im sausenden Galopp ihm folgte, „sonst liegt Ihr drunten in der Isere!"

Der Jüngling fuhr aus seinen Träumen auf, ergriff des Pferdes Zügel und riß es mit starker Faust herüber in den Weg, und sah alsbald den Warner an seiner Seite.

„Das hätte leicht so einen Sprung zum Leben hinaus geben können!" scherzte der Reiter, und sah dem Jüngling dabei in das bleiche, schöne Gesicht.

Es war ein junger Mann, von etwa acht und zwanzig Jahren, mit militärischem Anzug. Ein breitkrempiger Federhut saß recht unternehmend auf einer Seite, und ließ die langen braunen Lockenhaare graziös auf die Schulter wallen. Eine himmelblaue Feldbinde schmückte ihn. An seiner Seite hing ein schönes Schwert. Heiterkeit und Frohsinn strahlte aus seinen Blicken.

Gui grüßte ihn mit Anstand und dankte für die Warnung.

„Habt gewiß ans Liebchen gedacht, mein junger Freund!" fuhr lächelnd jener fort.

Gui erröthete, verneinte das aber stotternd, denn die Lüge wollte nicht über die Zunge, und bemerkte: „Es gibt so viele Dinge in unseren Tagen, die wohl geeignet sind, den, der Antheil daran nimmt, in rechte ernste Betrachtungen zu versenken.

Der Reiter neigte sich vor und sah scharf in des Jünglings Antlitz, das ihm dieser offen zuwendete. Dies ernste Wort und die Jugend des Redenden schien jenem so recht nicht zu einander zu passen. — Doch der Blick in Gui's Antlitz schien ihm Vertrauen eingeflößt zu haben.

„Da habt Ihr ein sehr wahres Wort gesprochen, junger Mann,“ entgegnete darauf derselbe; „es kommt nur darauf an, mit welchen Augen man die Vorgänge ansieht. Habt Ihr von Vassy gehört?“

„Wie sollte mir fremd geblieben sein, was jedes Gemüth empört?“ fragte Gui und sah scharf den Fremden an.

„Da habt Ihr sehr Recht,“ antwortete der; „selbst der gemäßigte Katholik hört's mit Abscheu und Entsetzen. Wie viel mehr der Protestant, der in diesen Vorgängen nur das sieht, was ihn früher oder später treffen wird und unausbleiblich ist“ — fuhr er fort, indem er dem Herzen freien Lauf ließ, „wenn nicht wir Protestanten uns selbst schützen, und uns die Glaubensduldung und Gewissensfreiheit erkämpfen, die man uns gutwillig nicht zugestehen will. — Aber sie ist endlich gekommen, die Stunde, wo die Kraft an die Stelle geduldiger Schwäche tritt. Orleans ist Zeuge der Vereinigung unserer Häupter, und es sind Namen, auf die Frankreich stolz zu sein gewöhnt ist.“

Gui hatte ihm stille zugehört. Jetzt fragte er: „Und werdet auch Ihr in ihren Reihen fechten?“

„Auf diese Frage möchte ich kaum antworten,“ versetzte hitzig der Fremde; „jedoch Ihr kennet mich nicht. Wisset also, ich heiße Maugiron und werbe hier im Lande für Coligni's und Condé's Heer, in denen ich Hauptmann zu sein, mir zur Ehre rechne.“

„Ihr sucht Waffengefährten?“ sprach Gui — „wollt Ihr mich dazu, so biete ich Euch hier meine Hand.“

Freudig schlug Maugiron ein. „Seid mir willkommen!“ rief er aus. „Doch sagt mir nun, da Ihr wisset, wer ich bin, auch Euren Namen!“ —

„Gui de Viole,“ heiße ich.

„Viole?“ fragte Maugiron. „Viole d'Arbeque — doch nein, dieser hat ja nur ein Kind, ein bleiches Mädchen, die ich heute noch sah. Aber welcher Viole seid Ihr denn? Ich kenne des Namens Niemanden mehr, in der Dauphiné und Auvergne, die ich weidlich durchstreift.“

„De Viole de Saint-Flour,“ versetzte Gui, dessen Seele von dem Gedanken an Gabrielen ergriffen war, die Maugiron ein „bleiches Mädchen“ nannte, die er heute gesehen habe. —

„Gehört Ihr also jenem edlen Parlamentsrath de Viole an — der so muthig für seinen Glauben stritt und seines Freimuths Opfer wurde?“

„Er war mein Vater,“ sprach wehmüthig der Jüngling.

„So sei die Stunde gesegnet, in der ich Euch fand,“ rief froh Maugiron; „denn im Sohne wird des Vaters Heldenmuth aufleben, und auf solche Streiter darf unsere Sache stolz sein.“ —

„Erlaubt mir eine Frage“ — unterbrach den Strom seiner Rede Gui — „Ihr sagtet eben, daß Ihr meinen Vetter d'Arbeque und seine Tochter gesehen, darf ich wohl fragen, wo dies gewesen?“ — Gui sprach dies mit einer Hast, die Maugiron auffiel.

„Wohnt Ihr vielleicht zu Schloß Arbeque?“ fragte er neugierig.

„Nicht doch“ — versetzte Gui — „ich — könnte dann, wenn ich von Euch Gewißheit erhielte, den Ritt dahin ersparen.“ —

„Ich sah sie jenseit Grenoble, in der Richtung von Paris. — Die Tochter, ein schönes Mädchen, schien krank, sie sah sehr bleich.“

Der redselige Maugiron ahnte es nicht, wie er das, ohnedem leidende Herz durch diese Kunde noch tiefer betrübte. Er bemerkte wohl seines Begleiters wachsende Verstimmung und meinte, durch seine Redseligkeit ihn zu zerstreuen. Er begann demnach die Stärke des Hugenottischen Heeres, die Tapferkeit seiner Führer, die Kampflust seiner Streiter zu schildern. Es kam ihm dabei nicht darauf an, ob er mit den größten Hyperbeln sich ausdrückte.

Gui blieb ernst und still. Er hörte nicht einmal Maugiron's Gerede, und erst als dieser laut zum zweiten Male fragte, wo er wohne — kam er zum klaren Bewußtsein zurück.

Er sah die Nothwendigkeit ein, Maugiron sein ganzes Verhältniß auseinander zu setzen. Mit mehr Geduld, als bei dem beweglichen jungen Manne zu erwarten war, hörte er zu und bezeugte ihm dann seine Theilnahme an diesem Geschicke. Gui

fragte ihn nun genauer um das Resultat seiner Werbung, um den Ort der Versammlung und die Zeit des Aufbruchs, indem er den Wunsch aussprach, recht bald nach Orleans zu kommen.

„Dazu kann Rath werden, mein junger Waffenbruder," sprach zutraulich der Hauptmann. „Euer Name sichert Euch eine nicht unbedeutende Stelle im Heere — darum will ich Euch sogleich zum Führer von hundert Geworbenen machen, die schon beritten sind und in Sainte-Marcelline meiner warten. Mit ihnen mögt Ihr die Reise schon übermorgen antreten. Ich werde erst später Euch wiedersehen, doch wo möglich noch ehe der erste Schlag fällt."

Dies war dem Jüngling sehr erwünscht. Jetzt, wo Gabriele nicht mehr hier weilte, wo ihn also nichts mehr fesselte, als die Liebe Salers' und Rabaud's, jetzt wollte er hinweg aus diesen Gegenden, die die Erinnerung an sein in der Blüthe zerstörtes Glück ewig wach erhielten, in den neuen Wirkungskreis, und freudig nahm er darum Maugiron's Anerbieten an. Sie hatten jetzt Sainte-Marcelline erreicht. Schon standen die Sterne am Firmament, und über den Bergen von Auvergne ging eben der Mond in seiner ganzen Fülle auf und beleuchtete ihren Weg. Gui konnte nicht weiter. Er blieb bei Maugiron und durchwachte mit ihm die Nacht, die Verhältnisse ihrer Partei besprechend und Abrede nehmend über den Zug nach Orleans. Beide gefielen sich wohl, und so schlossen sie innige Freundschaft.

Am Morgen versammelte Maugiron seine Leute. Er stellte ihnen in Gui ihren einstweiligen Führer vor, gab die genauesten Befehle zum Aufbruch und ließ sie Gehorsam in Gui's Hand geloben. Maugiron mußte weiter. Er umarmte Gui, ihm ein herzliches Lebewohl sagend, nachdem er ihm ein Schreiben an Coligni eingehändigt, in welchem er über den Erfolg seiner Bemühungen Rechenschaft gab und ihm Gui empfahl.

Gui eilte nun, nachdem ihn Maugiron verlassen, zu seinen Freunden. Freude erfüllte sie bei Gui's Nachricht, doch auch Trauer ob der Trennung betrübte sie wieder.

Rabaud prüfte mit kunstgeübtem Auge Gui's Roß. Er lobte das edle Thier und ließ es sich nicht nehmen, es selbst zu versorgen. Ungetrennt verlebten sie die wenigen Stunden ihres Zusammenlebens, die ihnen noch gegönnt waren. Eine tiefe Trauer war über ihre Gespräche verbreitet. Die beiden Alten liebten so innig den Jüngling, sie waren so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, daß es ihnen unendlich schwer wurde, sich von ihm zu trennen. Liebend bereiteten sie Alles für ihn vor, und manche Thräne benetzte die grauen Wimpern.

So kam die Scheidestunde. Tief gerührt segneten sie den Jüngling und drückten ihn an ihr Herz. Auch Gui war erschüttert. Er liebte die seltenen Menschen ja auch so herzlich, so kindlich, daß auch ihm die Trennung wehe that, weher, als er es selbst geglaubt. Er mußte sich gewaltsam losreißen. Tausend Segenswünsche begleiteten ihn. Er schwang sich aufs Roß und war bald den thränenden Blicken der Alten entschwunden, deren Schmerz allein darin Linderung fand, daß der Jüngling den Weg seines Berufs und seines Ruhmes ging, und ihnen verheißen hatte, recht oft Nachricht von seinen Schicksalen zu geben.

Auch Gui trocknete seine Augen. Auf der Anhöhe vor dem Dörfchen hielt er an. Wehmüthige Blicke sandte er dem Orte, wo er so harmlose und in der letzten Zeit so harmvolle Tage verlebt. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. — Er wandte sein Roß und flog den Weg nach Sainte-Marcelline dahin.

Dort traf er seine Schaar gerüstet und seiner harrend. Ein jubelndes Lebehoch! begrüßte den stattlichen Führer, und ohne Zeitverlust verließen sie den Ort, ihre Richtung nach Orleans nehmend.

XI.

Das sehr bedeutende Heer des Triumvirats stand in und jenseits Paris, welches einem ungeheuern Lager ähnlicher sah, als der Hauptstadt eines den Frieden, wenigstens scheinbar, wünschenden

Hofs. Obgleich Katharina von Medicis den Prinzen Condé dringendst gebeten, sie und den König aus den Händen der Guisen und ihrer Genossen, des Connetable's Montmorency und des Marschalls Saint-André, zu befreien; obwohl sie sogar den Protestantismus begünstigte, seine Lehren in ihren Gemächern hatte predigen lassen, so war sie doch viel zu sehr Meisterin in der Verstellungskunst, als daß sie dieses Benehmen nicht hätte bemänteln, es als ein von der Noth des Augenblickes gegen ihre Ueberzeugung ihr aufgedrungenes, darstellen sollen, um sich die furchtbaren Triumvirn, deren Fesseln sie jetzt trug, wieder geneigt zu machen. Ehe sie die desfallsigen Briefe an Herzog Franz von Guise schrieb, besprach sie sich mit einem Manne, den ihr ein Vertrauter als einen der erfahrensten und bewandertesten Astrologen, die jemals Andalusiens balsamische Luft geathmet und aus den Schachten maurischer Weisheit die Kunst geschöpft, aus den Constellationen des Himmels die Räthsel des Daseins zu lösen, empfohlen. Es war dieses ein finsterer, strenger, sehr leidenschaftlicher Mensch — weniger der Rede zugethan, sich um nichts kümmernd, als seine Beobachtungen und Berechnungen, und nur dann Antheil nehmend an den Ereignissen des Tages, wenn Katharina ihn befragte, was von ihnen die ewige Sternenschrift melde, oder wenn sie in schwierigen Lagen seines Rathes bedurfte. Katharina's Vertrauen war schwer zu erringen, und der finstere Acevedo würde schwerlich jemals es sich erworben haben — hätte nicht des Astrologen imponirendes Wesen, seine Sicherheit und Festigkeit — ja selbst seine genaue Kenntniß der Lage Frankreichs und ihrer selbsteigenen und seine geheimen Warnungen vor Saint-André und Franz von Guise nach seinen ersten Beobachtungen ihm in ihrem Aberglauben einen Freund gewonnen, dessen Einflüsterungen auch ihr nicht so leicht zu besiegendes Mißtrauen unterlag. Darum suchte sie den Meister ganz in ihr Interesse zu ziehen. Sie überhäufte ihn mit Geschenken. Nicht wenig aber erstaunte sie, als er nur einen kleinen Theil derselben behielt, und die anderen mit der Katharina schmeichelnden Bemerkung zurückgab: Er nehme nur so viel, als er bedürfe —

ihr Vertrauen sei sein reichster Lohn. Sie ließ ihn genau beobachten. Er hatte mit Niemandem Umgang, der ihr verdächtig war. Er ging nicht aus dem Louvre. — Das Alles ließ nicht länger an des Astrologen Treue zweifeln, und Katharina schätzte sich glücklich, ihn gewonnen zu haben, und gab das strenge Beobachten auf. Sie war jetzt ihrer Sache gewiß. Sie vertraute ihm ganz.

Die Lage, in welche sie sich jetzt versetzt sah, war so kritisch, forderte so gebieterisch Schlangenklugheit mit dem Scheine der Taubenunschuld, daß sie nicht ohne Acevedo's Rath handeln mochte. Sie beschied ihn daher zu sich.

Bleicher als gewöhnlich, finsterer noch, als sonst, trat er in ihr geheimes Cabinet.

„Ihr seht so bleich, Meister,“ sprach sie theilnehmend, „fühlt Ihr Euch unwohl?“ —

Er verbeugte sich tief, stumm dankend für die Theilnahme der Königin. Nach einer Pause erst sagte er mit einer hohlen Stimme:

„In den Sternen habe ich gelesen in letzter Nacht, und kein Schlaf kam in mein Auge.“

„Und das sollte auf Euch so nachtheilig eingewirkt haben, was Euch so oft begegnet?“

„Das nicht!“ antwortete Jener, und richtete den durchdringenden Blick des schwarzen Auges fest auf die Königin.

„So waren's die Dinge, die Euch die Gestirne kund gaben?“ fragte sie in wachsender Spannung.

„Ich leugne es nicht,“ sagte Acevedo.

„Und was, ich bitte Euch, was laset Ihr? — Was sahet Ihr?“

„Ströme Blutes!“ — sprach er grauenhaft feierlich — „die um Eure Majestät flossen, wie ein Meer. Ströme rauchenden Blutes.“

„Und ich?“ fragte bebend Katharina. —

„Ihr standet auf einem Felsen und das Blut floß um Euch, und Eure Hand war blutig.“ —

Sie schauderte. „Wurde Euch keine Kunde von dem Ausgange der jetzigen Verhältnisse?“ fragte sie nach einer Weile ruhiger.

„Das Schwert wird den Knoten lösen, Tausende bluten — und nichts gewonnen sein.“ —

„Nichts?? — Und Guise, Saint-André?“ —

„Ihr Ziel ist nahe. Ihre Sterne gingen unter, in der Nähe des Mars — schnell — sehr schnell — sie fallen. Guise durch Mörderhand.“

Katharina trat zum Fenster, die freudige Bewegung ihres Herzens den Augen Acevedo's zu verbergen.

„Wie aber stand es mit den Hugenotten?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Wolken verhüllten mir die Sternbilder. Der Tag war nahe und mein Werk vorüber in dieser verhängnißreichen, wunderbaren Nacht.“

Katharina maß jetzt mit raschen Schritten das Gemach. Es war deutlich zu bemerken, wie die Leidenschaften in ihrem Innern tobten, wie sie sich vergebens bemühte, sie zu beschwichtigen. Der Astrolog stand ruhig und fest, wie ein Standbild, da; aber ein stechender Blick folgte ihr überall und beobachtete ihre Züge, und ein hämisches Lächeln flog schnell über die seinen.

Nachdem die Königin einige Zeit so auf- und abgegangen war, ließ sie sich endlich in die Kissen ihres Ruhebettes nieder, dem Astrologen einen Wink gebend, sich unweit von ihr zu setzen.

„Meine Lage ist Euch kein Geheimniß, Acevedo,“ hob sie, nachdem sie sich gesammelt, an; „Euch sind meine Plane klar.“ —

„Trenne und herrsche,“ sagte er, finster vor sich hinblickend.

Die Königin verzog unwillig die Lippen, doch wollte sie es nicht hören und fuhr fort: „Ihr wißt, daß ich mich in Condé's Arme zu werfen gedachte, den Guisen zu entgehen. Es mißlang. Condé zauderte zu lange. Ihr wißt, welche Opfer es mich kostete, diesen Schritt zu versuchen, daß ich selbst den Schein annahm,

den Ketzern gewogen zu sein, den Ketzerglauben, den meine Seele wie die Hölle haßt, in meinen Gemächern predigen ließ. Sie sind umsonst gebracht, diese Opfer, und der Haß Guise's ist der Gewinn. Gebt mir Euren Rath, wie ich dieser Lage mich entwinde."

„Eurer Majestät Einsicht bedarf meines Rathes nicht;" sagte ausweichend Acevedo — „doch noch einmal sage ich, hütet Euch vor Saint-André, Guise und dem alten Connetable."

Katharina schwieg mürrisch. Sie hatte Acevedo's Rath erwartet und sah nun, daß er ausweichen wollte.

„Ihr habt mir sonst Euern Rath nicht vorenthalten, warum wollt Ihr's jetzt?" fragte sie heftig. „Ihr seht es ein, daß meine Lage nicht die günstigste ist. Mir scheint nur ein Weg offen, der — an Guise zu schreiben, ihm meine wahre Gesinnung zu entfalten. Mit einer Lüge muß ich jenes tolle Hinneigen zum Protestantismus bekleiden. Ich muß Guise sagen, daß ich Condé locken wollte."

„Sollte das wirklich eine Unwahrheit sein, meine glorreiche Gebieterin?" fragte Acevedo mit einem schlauen Lächeln.

„Laßt das und rathet mir, soll ich jenen Schritt thun?"

„Wenn die ausgesprochene Eurer Majestät wahre Gesinnung ist, wie ich nicht zweifle, da ich mich nicht überreden kann, daß es Euch jemals Ernst gewesen mit Eurer Hinneigung zu den Ketzern, so stimme ich, wenn meine Meinung bei Eurer Majestät Gewicht hat, ganz in die weise Absicht, die Ihr heget."

Katharina sann nach. „Es sei denn!" sprach sie dann entschieden. „Kommt nach einer Stunde wieder, Meister — denn Ihr sollt an Guise die Briefe überbringen."

Acevedo neigte sich tief und entfernte sich.

Katharina setzte sich, stützte den Kopf in die Hand — ergriff dann schnell den Kiel und schrieb.

Eine Stunde floß hin, und Acevedo trat wieder in das Gemach der Königin.

Sie reichte ihm die Briefe.

„In Franz von Guise's eigene Hand!“ befahl sie, und Acevedo ging, die Briefe in seinem Gewande verbergend.

Aber sein Weg führte jetzt nicht zu Franz von Lothringen — wohl aber in den östlichen Theil des Louvre, wo er seine Wohnung hatte. Er trat hinein, und hinter ihm flog die Thür ins Schloß und ein gewaltiger Riegel rasselte. Zwei ganze Stunden währte es, bis er wieder heraus trat und nun sich zu Franz von Guise begab, der jenseits Paris, doch unweit der Barriere, sich in der Mitte seiner Truppen, umgeben von seinen Offizieren, in einem prunkvollen Gezelte befand.

Er ging festen Schrittes durch die Zeltgassen, durch die Reihen der, die seltsam abentheuerliche Figur des Astrologen begaffenden und spöttelnden Soldaten auf des Herzogs Gezelt zu.

Ein tumultuarischer Auftritt fand gerade dort Statt. Man führte eben einen mit Ketten belasteten Mann in des Herzogs Zelt, das von Offizieren umgeben war. Unweit desselben lehnte an einem Baum ein Knabe von etwa 15 Jahren. Bleich, aber schön waren seine Züge. Reiche Locken flossen um das schöne Gesicht, und heiße Thränen rieselten über die Wange, die noch kein Flaum bedeckte. Acevedo's Blick fiel auf ihn — doch sein Auftrag hatte Eile. Er verlangte zu dem Herzog.

„Ihr müßt einen Augenblick verziehen, Meister,“ sprach der Marquis von Tavannes, der ihn öfters im Louvre gesehen.

„Mein Auftrag leidet keinen Aufschub, Marquis,“ sprach er gemessen, „er kommt von der Königin Mutter — meldet mich!“

Der Marquis ging in das Zelt und kam bald wieder, ihn einzuführen.

Saint-André, Montluc, Poltrot de Mercy mit dem unstäten Blick, der seinen Glauben verlassen, um Guise's Mörder zu werden, standen mit mehreren Anderen umher. Der Herzog saß in einem Feldsessel. In einiger Entfernung stand der gefesselte Gefangene, den man eben eingeführt, mit dem der Herzog in harten Worten sprach.

Acevedo sah ihn an und erschrak. d'Arbeque! rief er in

sich hinein und wandte schnell den Blick ab, den Herzog gebührend zu begrüßen, der seinen Gruß nachlässig erwiederte und ihn fragte, was er bringe?

„Mein Auftrag geht an Euch allein, Durchlaucht!“ erwiederte Acevedo.

Ein Wink des Herzogs und Alle traten ab — selbst Saint-André, doch mit Zögern.

Acevedo reichte dem Herzog das Billet der Königin.

Er las es flüchtig, dann lächelnd noch einmal.

„Meldet der Königin,“ sprach er dann mit herrischem Stolze, „daß ich die Ehre haben würde, meine Antwort mündlich zu überbringen, wenn es Ihrer Majestät genehm sei.“

„Saint-André!“ rief er dann.

Acevedo verbeugte sich und ging — doch vernahm er noch des Herzogs Worte zu dem Marschall: „Habt die Güte, der Königin den Vorgang mit dem Ketzer zu melden!“

Acevedo trat aus dem Zelte. Noch stand der Knabe an dem Baum und rang die Hände. Das jugendliche, leidende Gesicht sprach zu Acevedo's Herzen. Er trat zu ihm.

„Warum weinst du, mein Sohn?“ fragte er so sanft, als es ihm möglich war.

Der Knabe sah ihn zweifelnd an; doch schien er Vertrauen zu fassen zu dem Einzigen, der ihn hier mit Theilnahme angeredet.

„Ach,“ sagte er, „sie haben meinen Herrn gefesselt, wie einen Verbrecher, und werden ihn wohl morden, und ich habe Niemanden, der sich seiner und meiner annimmt in der fremden Stadt!“ Er sprach das so rührend, und doch so unsicher, so beängstigt, daß es Acevedo jammerte.

„Komm' mit mir, Knabe,“ sagte er dann, „vielleicht kann ich etwas für deinen Herrn thun, und bei mir soll es dir wohl gehen, wenn du treu und verschwiegen bist.“

Der Knabe sah ihn ängstlich zweifelnd an.

„Ach, ich kann ihn nicht verlassen!“ sprach er dann. „Die Ungewißheit seines Schicksals würde mich tödten!“

„Es wird ihm nichts geschehen, glaube mir und laß uns eilen, damit ich für ihn thue, was möglich ist.“

Er nahm des Knaben Hand und zog ihn mit sich fort. Fast willenlos folgte ihm dieser.

„Wo führt Ihr mich hin?“ fragte er ängstlich, als sie schon innerhalb der Mauern von Paris waren.

„In das Louvre,“ sagte Acevedo, „wo ich bei der Königin für deinen Herrn sprechen will.“

Sie kamen dort an.

„Weile hier!“ gebot Acevedo, „ich gehe zur Königin.“

Er meldete der Monarchin des Herzogs Antwort, die sie mit Wohlgefallen vernahm, und verließ sie dann schnell, um mit dem Knaben in sein Gemach sich zu begeben.

Dort angelangt, begann er den Knaben auszuforschen, wie d'Arbeque nach Paris gekommen?

Erröthend und stotternd erzählte dieser, daß er die eigentliche Ursache nicht kenne, doch schiene es ihm, als ob er geheime Gründe gehabt, die Dauphiné zu verlassen und nach Paris zu gehen, zumal da der Hof sich auf die Seite der Hugenotten geneigt. An den Vorposten habe man sie angehalten. Montluc habe seinen Herrn erkannt und ihn gefangen genommen und als Verbrecher behandelt.

Thränen entquollen ununterbrochen bei dieser Erzählung den schönen ausdrucksvollen Augen des Knaben, und tiefer Kummer leuchtete aus seinen Zügen.

Acevedo betrachtete ihn forschend. Er schlug das Auge nieder. Acevedo faßte seine Hand — sie war zart und weich. — Er sah schnell in das Geheimniß, und es schien, als erschüttere es sein Gemüth.

„Gabriele d'Arbeque!“ sagte er dann, „danke dem Herrn, daß ich dich fand. Ich kenne deinen Vater, doch woher? das frage nicht. Dein Geheimniß ist mir heilig; mein Arm schützt dich. Vertraue mir, und du wirst es nicht bereuen!“

Da sank der Knabe, einer Ohnmacht nahe, vor ihm nieder,

umschloß jammernd seine Kniee und flehte um Schutz zu seinem Herzen.

„Steht auf, Fräulein," sprach Acevedo, „nur vor Gott müßt Ihr knieen."

Dann hob er seine Hand empor. „Gott sieht uns," sagte er feierlich, „zu ihm schwöre ich Euch, daß ich Vaterpflicht an Euch erfüllen will!"

Da drückte das Mädchen seine Hand an ihre Lippen und dankte Gott und dem edlen Retter.

„Hört mich," sagte dann Acevedo, der tief erschüttert war. „Der Boden, auf dem wir stehen, ist gefährlich. Euer Geschlecht muß verborgen bleiben. Du bist mein Diener fortan, Gabriele — meinem Herzen Kind — und ich will träumen — du seist mein Sohn — !" —

Da lag Gabriele an seinem Herzen, und Acevedo wischte die Thränen aus den Augen.

Er verließ sie nun. Saint-André konnte jetzt bei der Königin gewesen sein. Und während er mit stürmisch bewegtem Herzen zu Katharina ging, lag Gabriele auf ihren Knieen, dem Schöpfer brünstig dankend für die Rettung zur Stunde der höchsten Noth.

Die Königin empfing ihn mit den Worten: „Ihr kommt zur guten Stunde, Meister, Saint-André hat mich eben verlassen. Man hat einen der berüchtigtsten Hugenotten gefangen genommen, der an den Unruhen der Dauphiné und des Venaissin den thätigsten Antheil genommen. Der schlaue Fuchs ist selbst in die Falle gelaufen! Saint-André meint, man sollte ein recht gräßliches Beispiel statuiren."

„Ich bin zu fremd in der Dauphiné," versetzte Acevedo, „um ohne genauere Bezeichnung den Mann zu erkennen. Gefällt es Eurer Majestät nicht, mir den Namen zu nennen?" —

„Es ist der Baron de Viole d'Arbeque."

„Es ist doch nicht jener Parlamentsrath de Viole, der einst" —

Die Züge der Königin entstellte bei diesem Namen eine wilde Leidenschaft. —

„Ha! wär' es der!“ rief sie aus — „doch, setzte sie hinzu, „der ist dem Urtheil entgangen, geviertheilt zu werden, und bedarf dessen wohl nicht mehr! Nennt mir aber nie den Namen mehr!“

Acevedo lächelte in sich hinein, ohne daß es Katharina sah, und verbeugte sich.

„Und was gedenkt Eure Majestät zu thun?“

„Noch ist nicht mein Entschluß gefaßt. Er sitzt einstweilen sicher in der Bastille. — Doch muß ich den Triumvirn nachgeben.“

„Müssen?“ fragte scharf betonend Acevedo. „Seid wann muß Frankreichs Regentin — ich will nicht sagen — gegen die Gefühle ihres Herzens — doch gegen die Milde, welche eine umsichtige Klugheit erheischt, handeln?“ —

Katharina erhob sich stolz. Sie warf sich in die Brust. „Ihr habt Recht, Acevedo,“ sagte sie — „aber gebietet nicht eben die Klugheit jetzt Nachgeben?“ —

„Ich bescheide mich, Eurer Majestät Vorschläge zu machen,“ versetzte jener, „allein mit keiner Partei brechen, mit keiner in allzu enge Verbindung treten und — Alle beherrschen, das war der Weg, den ich Euch mit hoher Bewunderung so sicher, so energisch gehen sah. Habt Ihr Ursache gehabt, ihn zu bereuen?“

So schlau Katharina war — sie war Weib. Die Schmeichelei war so unabsichtlich gesprochen, kam von einem Manne, der sich nicht um ihre Gunst beworben, darum wirkte sie um so mehr. Ein Lächeln des Beifalls überflog ihr Gesicht, doch nur schnell vorübergehend.

„Ich sehe, Acevedo, Ihr leset nicht allein in den Sternen!“ sagte sie, und ein freundlicher Blick des schwarzen Flammenauges begleitete die Worte. „Wie würdet Ihr in diesem Falle, jenes Ziel verfolgend, handeln?“

Kalt und ernst sprach Acevedo: „Ich würde den Ketzer in die Bastille stecken und ihn dort fest halten, als eine Münze, die früher oder später ihren bedeutenden Werth bei den Hugenotten haben und, zur guten Stunde ausgegeben, einen Schritt näher zum Ziele führen wird. — Dann müssen diese schweigen, und jene werden

nicht erbittert. Leicht ist die Ausflucht gefunden. — Die Erklärung, man wolle mit des Ketzers Hinrichtung bis zu einem Zeitpunkte warten, wo solch ein Beispiel kräftiger wirke, muß Guise und Saint=André beschwichtigen."

Katharina stand einige Augenblicke nachdenkend da; dann sagte sie: „Ihr habt nicht so ganz Unrecht, und es wird Euer Rath sein, den ich befolge."

Acevedo hatte seine Absicht erreicht und dankte dem Himmel im Stillen. Katharina's Herz lag zu klar vor ihm enthüllt, er kannte all die geheimen Triebfedern ihres Handelns zu gut, als daß er nicht mit Gewißheit auf die Erreichung dessen, was er beabsichtigte, hätte zählen können.

Gnädig entließ ihn die Königin, die er um die Erlaubniß bat, vier Tage ungestört seinen Beobachtungen sich hingeben zu dürfen.

„Der Vorabend wichtiger Ereignisse scheint gekommen," sagte er, „es wird darum um so nothwendiger sein, den Schleier der Zukunft zu lüften."

Gerne gestand sie es ihm zu, und er verließ der Königin Gemach. Ueber einen weiten finstern Gang führte der Weg zu seinem Gemache.

In Mitten des Ganges trat ihm leise ein Vermummter entgegen und flüsterte: „Du Plessis=Mornay."

„Gut," erwiederte Acevedo, reichte ihm ein Blatt, das jener schnell verbarg und dann verschwand.

XII.

In einem großen stattlichen Hause des Prevot von Orleans saß der Admiral Coligni an einem großen Tische, der voller Papiere und Briefe lag, in das Lesen derselben vertieft. Gegen ihm über saß, mit auf die Brust gesunkenem Haupte, gedankenvoll ein Unbekannter, der in der letzten Nacht, man wußte nicht wie,

unbemerkt von den Wachen, in die Stadt gekommen, und nun schon seit drei Stunden mit Coligni allein war.

Das Gemach, in dem beide sich befanden, hing mit einem Vorsaale zusammen, der jetzt der Aufenthaltsort der Offiziere Coligni's war, die seiner Befehle dort harrten und über das unbegreifliche Alleinsein des Räthselhaften mit dem Admiral allerlei seltsame Vermuthungen hegten, ohne doch ins Klare kommen zu können. Aus dem Gemache, worin sich der Admiral mit dem Fremden befand, führte eine Thür in den Garten des Prevot, von wo aus man in eins der winkeligsten Gäßchen der alterthümlichen Stadt gelangte. Die Fenster des Gemaches gingen ebenfalls nach diesem Garten, und durch keine gegenüberstehenden Gebäude beeinträchtigt, verbreiteten sie ein helles, wohlthuendes Licht in das, durch ein hohes Getäfel von dem kostbarsten Holze, mit allerlei Schnitzwerk in den seltsamsten Formen, Gewinden und Schnörkeln ohnedem etwas verdunkelte Gemach.

Coligni war in ein einfaches, grünes Gewand gekleidet, über welches er seine reichen Waffen und die Feldbinde seiner Partei trug. Der gegen ihm über sitzende Fremde hatte ein sehr bizarres Aeußere. Ein langes, rothbraunes, fast mönchisch geformtes Gewand, das um den Leib von einer breiten Binde gehalten wurde, floß faltenreich um die große, vom Alter nicht, wohl aber von Leiden gebeugte Gestalt. Sein langes, dunkles, hin und wieder erst greisendes, Haar fiel auf das am Halse fest anliegende Gewand, und über die Brust wallte ein reicher, schöner Bart fast bis zum Gürtel. Das Gesicht war bleich, die Wangen eingefallen, die Züge starr, der ganze Ausdruck des Gesichtes kalt und fürchterlich ernst. Das feurige Auge lag tief in seiner Höhle. Es allein gab dem kalten, starren, man hätte sagen mögen, steinernen Gesichte Ausdruck und Leben. Man hätte schwören mögen, daß über diese Züge niemals das Lächeln der Freude glitt. Das ganze Wesen des Mannes war fast grauenhaft, gespenstig anzusehen.

Es herrschte eine tiefe Stille im Gemache. Coligni las ohne aufzublicken, und der Andere schien den ernstesten Betrachtungen nachzuhängen.

Als der Admiral, dessen Gesicht, sonst so ruhig, so mild und wohlwollend, den Ausdruck des Unwillens, ja des Zorns angenommen, gelesen, warf er die Papiere heftig auf den Tisch — stand auf und maß mit großen, hastigen Schritten das Gemach, und rief dann endlich, in der Nähe des Fremden stehen bleibend, mit Heftigkeit aus:

„Das ist eine Verworfenheit, deren ich dies Weib nicht fähig gehalten! Ihre Denkweise hat zwar einen so ächt italienischen Anstrich, daß man ihr wohl schon viel zutrauen darf“ —

„Alles“ — schaltete, ihn unterbrechend, der Fremde ein mit einer tiefen, hohlen Stimme.

„Allein,“ fuhr Coligni fort, „daß sie so mich täuschen würde, ahnte ich nicht!“ Er trat wieder zum Tische, sah aufmerksam in die Papiere und trat dann schnell vor den Fremden.

„Mensch,“ rief er, „wenn du mich hintergingest? Wenn du durch Büberei die Fackel des blutigen Kriegs anfachtest — welche Strafe wäre groß genug für dich?“

„Keine,“ versetzte der Fremde; aber sein Gesicht blieb sich gleich. Seine Ruhe blieb dieselbe. Er sah fest in Coligni's Auge. —

Eine Weile stand der Admiral so vor ihm. Sie sahen sich Auge in Auge. Kein Wort kam über ihre Lippen.

Endlich faßte der Admiral seine Hand. „Meister Acevedo,“ sagte er, „ich fasse Zutrauen zu Euch. Die Züge der Schrift sind authentisch und es bleibt mir kein Zweifel übrig; allein wie kamt Ihr dazu?“

„Das ist mein Geheimniß, Herr Admiral; ich habe niemals Euch nach dem Eurigen gefragt, auch kein Recht, darnach zu fragen.“

„Ihr gebt mir da einen herben Verweis,“ sprach lächelnd der Admiral; „aber Ihr solltet das nicht. Bedenkt Ihr, wie viel diese Briefe wiegen, jetzt wo Ihr sie in die Waagschaale des Völkerwohles legt, dann werdet Ihr die Frage billiger beurtheilen.“

„Ihr wißt bereits," antwortete Acevedo, „daß ich das zweifelhafte Glück habe, Katharina's Vertrauen zu besitzen, daß ich im Louvre in ihrer Nähe wohne, daß ich das einzige Gut, wenn man's so nennen will, das man mir ließ, das arme elende Dasein, der heiligen Sache meines Glaubens geweiht habe; fragt nun nicht weiter."

„Doch noch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wie gelangtet Ihr zu diesem Vertrauen?"

„Ich lese in den Sternen die verschlungenen Wege des Geschicks," erwiederte er feierlich, „Einer, dem sie vertraut, hat mich ihr empfohlen."

„Und sie fragte nie nach Eurem Glauben?"

„Niemals."

„Nie nach Eurer Heimath?"

„Herr Admiral," sprach mit bitterm Ausdruck der Astrolog, „so viel fragte sie mich nie, als Ihr. Ihr wißt, Euch diene ich nicht. Lohn fordere und verlange ich nicht. Darum schweigt jetzt. Es thut mir weh, Euch das sagen zu müssen; allein ich muß. Mögt Ihr denken von mir, wie Ihr wollt. Selbst der Menschen Meinung von mir ist mir gleichgiltig geworden. Einem bin ich Rechenschaft schuldig. Ich habe nichts zu fürchten — zu hoffen — nur das Grab. Lebt wohl!"

Er stand auf.

Coligni faßte seine Hand, ihn zurückzuhalten. Ein tiefes Mitleid bewegte sein Herz. „Armer Mann," sprach er wehmüthig — „Euch muß ein schreckliches Loos gefallen sein."

„Das schrecklichste, gnädiger Herr," erwiederte der Astrolog — „doch laßt mir meine Geheimnisse." Indessen drang des Admirals mitleidiger Ton wohlthuend in sein Herz. „Lohn' Euch Gott die Theilnahme an einem Manne, den die Menschheit ausstieß!" sagte er sanft. Er machte seine Hand aus der des Admirals los und trat zum Fenster, wie es schien, eine sich seiner bemeistern wollende Rührung zu unterdrücken. Er versank dort wieder in ein Sinnen, das ihn völlig theilnahmlos machte, denn er blickte nicht einmal

herum, als nun die Thür sich öffnete und ein Offizier hereintrat, der leise dem Admiral rapportirte, und als dieser mit dem Haupte schweigend genickt, wieder abtrat, und bald darauf wieder mit einem Fremden hereintrat. Der Admiral schien verlegen. Ihm wäre es lieber gewesen, Acevedo hätte sich entfernt; allein er dachte zu schonend, dieses wunde Gemüth durch eine derartige Mahnung zu verletzen.

Mit dem Offiziere trat ein Jüngling herein, der mit edlem Anstande den Admiral begrüßte und ihm ein Blatt überreichte.

„Ah! Maugiron," sprach dieser laut, als er die Schriftzeichen sah, „bringt Ihr mir gute Kunde von ihm?"

„Die beste," antwortete bescheiden der Jüngling, den Coligni wohlgefällig betrachtete; „ich habe ihn gesund, thätig und in seinen Bestrebungen glücklich verlassen!" —

„Das ist eine frohe, willkommene Botschaft," sagte Coligni, das Blatt entfaltend und las dann eifrig.

„Ihr seid warm empfohlen," sprach Coligni nach einer Pause, in der er den Brief durchgelesen, „und Maugiron's Empfehlung gilt viel bei mir, junger Mann; Ihr bringt mir wackere Kämpfer und wohlberitten, wie der Capitän schreibt. Wie viel sind's ihrer?"

„Hundert, gnädiger Herr," versetzte jener.

„Und Euren Muth und Arm dazu! Seid mir willkommen! Habt Ihr schon gefochten?"

„Unter Eurer Führung, gnädiger Herr, hoffe ich zum ersten Male in meinem Leben den Sieg erkämpfen zu helfen."

Coligni lächelte. „Ihr habt die Schaar ohne Anstand hierher geführt; seid Ihr mit der Mannschaft zufrieden?"

„Sehr wohl."

„Dann mögt Ihr der Führer bleiben im Feldzug und durch Tapferkeit werdet Ihr mein Vertrauen rechtfertigen!"

„Mein Wille ist gut," sprach feierlich, die Hand aufs Herz legend, der Jüngling.

„Wohl dann Euch," sprach Coligni mit einem Seufzer, „denn

der ist des Menschen Himmelreich. — Doch fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen, was auch Maugiron in der Eile, womit er diese Zeilen schrieb, vergaß, — Euren Namen?“ —

„Gui de Viole de Saint-Flour.“ —

Bei diesen Worten, die der Jüngling laut und vernehmlich aussprach, fuhr, wie von einem elektrischen Schlage getroffen — Acevedo herum — der bisher auch nicht die entfernteste Notiz von dem Vorgange genommen, nicht einmal sich nach den Eintretenden umgeschaut hatte. Ein wildes Feuer loderte in seinem Auge. — Er sah den Jüngling an — und er erbebte. Seine Hände falteten sich so krampfhaft, daß alles Blut aus ihnen zurücktrat; sein Blick haftete durchbohrend auf dem Jüngling. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus der Brust hervor, und sein Herz pochte fast hörbar.

Was mit ihm vorging, sah der Admiral nicht, der ihm den Rücken zuwandte, und Gui war in diesem Augenblicke zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um es wahrzunehmen, und der Offizier war abgetreten. Beide vernahmen nicht den Ausruf, den er jedoch auch gedämpft ausstieß: „Großer Gott!!“ —

„De Viole de Saint-Flour?“ wiederholte der Admiral — „das ist ein Namen, der einen hellen guten Klang in Frankreich hat.“ —

„Er stand am Galgen auf Montmartre!“ stöhnte halblaut Acevedo, und ein Schauder durchrieselte seine Gebeine; aber sein durchbohrender Blick wich nicht von dem Jünglinge, sein ganzes Wesen war in einer fürchterlichen Spannung. —

— „Dann seid Ihr ohne Zweifel ein Angehöriger des edlen Parlamentsrathes de Viole, den man so schändlich mißhandelte?“ — fuhr Coligni fragend fort.

„Sein einziger Sohn!“ sprach Gui, und das freudige Bewußtsein, einem edlen Vater anzugehören, hob des Jünglings Brust.

Acevedo's Hände sanken jetzt schlaff herab. Er sank in einen Stuhl und seine Brust arbeitete fürchterlich. — Er lehnte sich weit vor und sah mit unbeschreiblichem Ausdruck in Gui's Gesicht.

Dann fuhr seine Rechte nach dem Herzen und er flüsterte leise: „Herr, Herr, du thust Großes an deinem Knechte! Gib ihm Kraft, daß er es trage!“ —

— „Dann seid Ihr mir zwiefach willkommen,“ fuhr freudig Coligni fort, ihm seine Hand reichend. „Möge des edlen Vaters Sinn und Geist und Muth in Euch neu aufleben, zu Heil und Frommen unsers heiligen Glaubens! Ihr habt ihn frühe verloren, mein Sohn,“ sprach er wohlwollend — „Frankreich, das undankbare, sollte blut'ge Thränen weinen am Grabe seines edelsten Sohnes; vor allen aber muß dies unsere Glaubensgemeinschaft; denn sie hat in ihm eine ihrer kräftigsten Stützen, einen ihrer muthigsten, edelsten und beredtesten Vertheidiger verloren. Er hätte sollen an Beza's Seite zu Poissy stehen, und noch größer wäre unser Triumph, noch größer des eitlen, herzlosen Cardinals Niederlage gewesen!“ —

Diese Worte des Admirals brachten eine fürchterliche Wirkung bei Gui hervor. Wohl hatten die Freunde Salers und Rabaud auch schon die Vermuthung gehegt, die tief betrübende, Gui's Vater sei nicht mehr; wohl hatte er selbst innig getrauert — aber das jugendliche Gemüth gibt sie nicht leicht auf, die beglückende Hoffnung, und immer trug sie Gui noch im Herzen, dennoch einst den theuren Vater wieder zu finden. Jetzt traf ihn, so entschieden ausgesprochen, diese Nachricht unerwartet, und darum um so gewaltiger.

Coligni's liebevolle Behandlung, die Erfüllung seiner allerkühnsten Wünsche, hatten die bleichen Wangen des Jünglings mit dem Roth der Freude seit langer Zeit zum ersten Male wieder gemalt — jetzt erblich er, wie eine Leiche, und mußte einen Stuhl fassen, um nicht zu sinken.

„An seinem Grabe? sagt Ihr, gnädiger Herr,“ — rief er mit bebender, fast erstickter Stimme.

Coligni sah sein Erbleichen und eilte, ihn zu halten. „Was ist Euch?“ fragte er besorgt. „Wußtet Ihr nichts von des Edlen Tode?“ —

Gui sah ihn starr an und schüttelte das Haupt, gewaltsam die Thränen des Gefühles zurückhaltend, die hervorbrechen wollten.

„O, dann thut es mir sehr wehe, daß ich es gerade sein mußte, der Euch diesen herben Kelch reichen mußte!“ klagte Coligni; „allein es ist geschehen und ich kann es nicht widerrufen — er ist nicht mehr, Euer edler Vater; ich habe die sichere Kunde von Plessis-Mornai, dem treuesten Freunde Eures Vaters.“

Da bedeckte Gui mit beiden Händen das Gesicht und schluchzte laut.

Coligni hielt den Jüngling, den er vom ersten Augenblick an lieb gewonnen, umschlungen, und eine Thräne des Mitgefühles zitterte im Auge des Helden.

Der Astrolog war aufgestanden. In einer vorgebeugten Stellung stand er da, und es schien, als wolle er hinzueilen, um den Jüngling ans Herz zu drücken. Sein Gesicht war leichenblaß, seine Lippen zuckten; Thränen standen in seinen Augen, aber es waren keine Thränen des Schmerzes — denn über die bleichen Züge des Mannes war eine Verklärung verbreitet — die aus einer andern Quelle mußte entsprungen sein.

Coligni wandte sich jetzt zum ersten Male wieder zu ihm mit den Worten: „Wahrlich, Meister, man möchte den Vater im Grabe beneiden um die Trauer eines wackern Sohnes!“

„Sei stark, mein Herz!“ sprach leise zu sich Acevedo, der heftig zusammengefahren war, als Coligni ihn angeredet. Mühsam sammelte er sich.

Einige Offiziere mußten den Ton des Schmerzes gehört haben, sie stürzten herein und betrachteten verwundert die Scene, die sich ihnen darbot, und bei dem Anblick des weinenden Jünglings flog ein spöttisches Lächeln über das Gesicht des Einen.

Coligni bemerkte es.

„Capitän,“ sprach er ernst, „habt Ihr einen Vater, den Ihr kindlich liebt?“

Der junge Mann fuhr zurück vor dem strafenden Blicke des Admirals und bejahte verblüfft die Frage.

„Dieser junge Mann hat einen Vater verloren, den er, den Frankreich mit Stolz nennt, und erfuhr jetzt eben von mir die Trauerbotschaft. Dies zu Eurer Nachricht, und noch die Bemerkung, die Ihr nicht vergessen wollet, daß wer einer Thräne spotten kann, keine Thräne verdient. — Laßt uns jetzt allein!“ —

Tief beschämt entfernte er sich mit den Anderen.

Gui blickte auf. „Ich fühle es,“ sagte er, „daß der Ausbruch meines Schmerzes hier nicht hätte stattfinden sollen; verzeiht mir, gnädiger Herr!“ —

Coligni sah ihn mißbilligend an und sagte dann: „Ihr habt Euch Eurer Gefühle nicht zu schämen, denn auch den grauen Helden ehrt die Thräne des Gefühles.“

Gui drückte seine Hand an sein Herz. Reden konnte er nicht.

„Euer Verlust ist unersetzlich,“ sagte nach einer Pause Coligni; allein bedürfet Ihr jemals väterlichen Rathes, väterlicher Hilfe — dann suchet mich auf — ein Vaterherz findet Ihr dann immer!“

Acevedo konnte sich jetzt nicht mehr halten. Rasch trat er herzu und reichte Gui seine Hand, indem er mit bebender Stimme sagte: „Und hier biete ich Euch die Freundes-Hand; verschmäht sie nicht!“

Der Jüngling sah ihn durch Thränen lächelnd an und drückte die dargebotene Hand herzlich.

Da ergriff's mit fürchterlicher Gewalt den Alten. „Gott, Gott!“ rief er aus, und eine heiße Thräne fiel auf des Jünglings Hand.

„Herr Admiral,“ rief er dann diesem zu: „Fordert mein Herzblut, und es ist Euer!“

Dann eilte er rasch der Thüre zu, die nach dem Garten führte und verschwand.

„Seltsamer, räthselhafter Mensch!“ sagte nachdenkend der Admiral. „Wie gräßlich muß das Schicksal gewesen sein, das diesen Geist beugte und die harte Rinde um dieses Herz legte!?“ —

Gui richtete sich auf in einer heftigen Bewegung. „Wer war der Mann?“ fragte er.

„Das kann ich Euch nicht sagen, denn ich kenne ihn selbst erst kurz; allein daß er ein edler, großer Mensch ist, das weiß ich.“

Gui entschuldigte sich noch einmal. „Schweigt, Herr de Viole,“ antwortete der Admiral, „auch ich war Sohn und verlor einen edlen Vater.“

Er rief jetzt seine Offiziere und stellte ihnen Gui vor, empfahl ihn ihrer Freundschaft und entließ mit herzlichem Wohlwollen den Jüngling.

XIII.

Des Admirals warme Empfehlung erwarb Gui die zuvorkommendste Behandlung bei den Offizieren, und das öftere Zusammensein mit dem Admiral, der dem Jünglinge wohlwollte, die Auszeichnung, die ihm von dem Prinzen Condé bei der Musterung des Heeres wurde, und die Zuneigung, die Mouvans, sein Obrist, und der wackere Maugiron, der der allgemeinsten Achtung ob seiner Thätigkeit und Tapferkeit genoß, ihm bewiesen, machten seinen Aufenthalt in Orleans angenehm, benahmen ihm wenigstens das Einerlei eines ruhigen Lagerlebens und die damit für viele der Offiziere verbundene Langeweile.

Die ersten Tage seines Aufenthalts in Orleans waren traurig und forderten mitunter schmerzliche Opfer. Er sollte heiter sein unter den Fröhlichen, scherzen mit den Scherzenden, jubeln mit den beim Gelage Jubelnden — und sein Herz war so voll, so schwer; sein Gemüth so düster, so wehmüthig seine Stimmung, daß er oft meinte, das Herz müsse brechen, während er sich bemühte, eine heitere Miene zu machen. Hier hatte er noch keine Seele gefunden, der er sein Inneres erschließen konnte. Maugiron war edel und gut — er achtete, schätzte ihn; allein er stand durch sein reiferes Alter doch wieder dem Jünglingsherzen mit seinen schwärmerischen Gefühlen zu entfernt; auch war ihre Freundschaft noch zu jung, um Ansprüche auf solche gänzliche Hingebung machen zu können. Allein mußte Gui sein stilles Weh, den doppelten Schmerz, den

der Verlust des Vaters und seiner Liebe seinem Herzen brachten, tragen. An einem Nachmittage, wo Maugiron ihn gebeten, an einem frohen Gelage Theil zu nehmen, wo aber auch sein Gemüth ganz besonders wehmüthig gestimmt war, vermochte er es nicht, in der Reihe der Fröhlichen zu sein; er sehnte sich zudem nach einer Stunde im Freien. Er, der dort in der kleinen Hütte bei Salers und Rabaud nie lange geweilt, beinahe immer im Freien gelebt, er war nun schon lange in der Stadt, ohne im Freien die erquickende Luft geathmet und dort Frieden gesucht zu haben für das vielfach gequälte Herz. Darum eilte er hinaus vor die Thore Orleans; aber da war Zelt an Zelt und ein wildes, regelloses Treiben. Eilenden Schrittes ging er durch die Zeltgassen hindurch, bis er das Freie nun endlich erreichte. Er sah sich nach einem stillen Plätzchen um und entdeckte in einiger Entfernung einen Hügel, der, mit Gebüsch bewachsen, eine freie Umsicht versprach. Die Sonne war schon im Sinken. Gluthroth malte sie den Himmel und in wundervoller Verklärung lag Orleans mit seiner Häusermasse, das Lager mit seinem bunten Leben und die ganze freundliche Gegend mit dem breiten Silberbande der Loire vor ihm da. Aber alle diese Reize gingen fast unbemerkt für ihn verloren, da er hier einmal still und ungestört seinen Empfindungen nachhängen konnte. Seine innere, so gewaltsam erschütterte Welt that sich seinem Blick auf, und schmerzlich fiel er auf ein einsames Dasein, auf ein im Lenze der Jugend verödetes Leben. Diese Betrachtungen drückten den Jüngling nieder. Er vermochte die Thränen nicht zurückzuhalten, die den Augen entquollen, und Alles, was ihn umgab, verschwand vor seinem Blick. Allmählich sank die Sonne hinab. Das Gluthroth des Himmels verglomm. Die Tinten wurden immer tiefer und gingen zuletzt in ein dunkles Grau über, das nur noch ein Purpurstreifen säumte. In immer dunklere Schatten sank die Gegend, und der duftige Schleier der Dämmerung hüllte Alles ein. — Wie es außen dunkler wurde, so auch in Gui's Innerm. Immer düsterer wurden die Bilder seiner Phantasie, immer beklommener seine Brust — immer tiefer sein Schmerz.

Plötzlich berührte eine dürre Knochenhand die seine.

„Salam alecum!" sprach eine widrige, krächzende Stimme.

„Wer bist du, daß du mich störst?" rief Gui und griff nach dem Schwerte, das an seiner Seite hing.

„Eine schwere Stunde deines Lebens ist gekommen, Gui de Viole," sagte die alte Adelma. — „Friede sei mit dir! Das mein Wunsch. Ich halte Wort!"

„Willst du dich meines Elendes freuen?" fragte, von einer widrigen Empfindung durchdrungen, Gui.

„Du gleichst deinem Vater, mein Sohn," sprach die Alte, mit hörbarem Schmerz; „auch du scheuchst die Herzen von dir. O, thue es nicht, Gui de Viole! Adelma sollte dir grollen, denn vielen ihrer Kinder grubst du ein Grab. Der Sohn der Wüste haßt und rächt sich wild — Adelma nicht. Sohn deines Vaters, du hast ihre Liebe geerbt. Sie trauert mit dir — denn er soll todt sein. Er soll es sein — doch — er ist's wohl auch. — Meine Augen sehen nicht mehr klar und die Todten stehen nicht auf. — Sei stark, mein Sohn," fuhr sie fort, und ihre Stimme verlor das Widerliche — „der Kelch ist bitter. — Ich habe ihn auch getrunken — mein Herz empfand auch einen Verlust unermeßlich groß, und empfand ihn mit einer Gluth, die dir fremd ist — und keine Hoffnung blühte ihm — wie dir. Verzage nicht! Verzage nicht! — Verlaß den Ort hier — man harret dein!" Das rief sie aus der Ferne schon und der Ton verhallte.

Gui legte die Hand auf sein Herz. Es war ihm — als wäre Frieden ihm gegeben.

Adelma war verschwunden und er kehrte ruhiger heim.

Sein Diener meldete ihm, daß Oberst Mouvans schon zu dreien Malen nach ihm gesendet habe.

Gui verließ sogleich seine Wohnung, um dahin zu eilen.

Er trat in Mouvans' Gemach.

Da saßen drei Krieger noch um ihn — einer mit den Abzeichen der royalistischen Armee, wie Franz von Guise, Saint-André und der Connetable die ihrige nannten. Dies machte Gui betroffen,

denn er konnte es nicht begreifen, wie doch Mouvans mit seinem glühenden Religionseifer so traulich bei einem Feinde sitzen könne. Das Räthsel sollte sich bald lösen.

Mouvans und Maugiron traten ihm entgegen.

„Ihr habt lange auf Euch warten lassen," sagte sanft verweisend der Oberste, „wo wart Ihr doch?"

„Verzeiht," sprach Gui, „daß ich nicht zu Euren Diensten war — es geschah, ohne daß ich es beabsichtigt. Ich lebte in meiner Heimath stets im Freien, und so ergriff mich heute ein wahres Heimweh nach der freien Luft, die ich in Orleans nicht athmen kann. Auch Euch muß ich um Vergebung bitten, Maugiron, daß ich nicht Wort hielt!"

„Fürs erste Mal sei Euch vergeben, wenn Ihr Euch zu bessern versprecht," sagte, seine Hand drückend, Maugiron.

Mouvans nahm wieder das Wort.

„Hier ist ein Edelmann, der sich sehr gesehnt nach Euch, Hauptmann de Viole!" Er führte ihn zu dem Fremden, vor dessen Ehrfurcht gebietendem Wesen sich Gui tief neigte.

„Darf ich fragen, was mich dieser Ehre werth machte?" fragte Gui bescheiden.

Der Fremde antwortete nicht. Mit verschränkten Armen stand er vor Gui, den das Kerzenlicht beleuchtete. Es schien, als ob eine innere Bewegung ihn am Reden hinderte. Sein forschender Blick ruhte unverwandt auf Gui's Gesicht. Endlich sagte er:

„Ja, es sind die Züge seines Vaters!" — Doch diese Worte sprach er mehr zu sich selbst, und erst nach einer kleinen Pause setzte er bewegt hinzu: „Als ich Euch zuletzt sah, junger Mann, da waret Ihr noch Kind und ein Flüchtling, wie Euer Vater."

Gui sah ihn scharf an. Es dämmerte eine Erinnerung in ihm. Diese Züge waren ihm so fremd nicht. Die Erinnerung wurde allmählich klarer, und mit hoher Freude sprach er dann fragend:

„Du Plessis-Mornai?"

„Ja, der bin ich, deines Vaters Freund!" rief jetzt ergriffen der Fremde, und zog den Jüngling an seine Brust.

Mit leuchtenden Blicken standen die Anderen umher als stumme, aber innigst theilnehmende Zuschauer dieser Scene. Selbst über das düstere Gesicht des andern Fremden flog der Ausdruck der Rührung.

„Wie entsannet Ihr Euch doch des Namens noch?“ fragte du Plessis.

„Ich sah Euch so oft, und mein Gedächtniß hat mir Euer Bild bewahrt und den Namen meines und meines unglücklichen Vaters Retters grub die Dankbarkeit unauslöschlich in mein Herz,“ sagte Gui.

Mouvans konnte sich jetzt nicht mehr halten.

„Brav, brav, Viole!“ rief er aus; „der verdient es; denn seht, er hat uns bisher so treue Dienste geleistet im Stillen; und jetzt, wo die Entscheidung naht, tritt er öffentlich in unsere Reihen.“

Du Plessis zog jetzt Gui an seine Seite. „Zwischen damals und jetzt, zwischen dem Knaben Gui und dem Hauptmanne de Viole liegt ein so bedeutender Zeitraum,“ sagte er zu Gui, „und so manches mir dunkle Ereigniß, das ich wissen möchte, daß ich Euch recht dringend um dessen Mittheilung bitten muß. Vergeßt dabei nicht,“ setzte er hinzu, „daß auch das Kleinste mir von Bedeutung ist!“

Gui, der sich von der Theilnahme des nah Befreundeten so wohlthuend angesprochen fühlte, erzählte ihm nun, nachdem die drei Anderen in einem entferntern Theile des Gemaches mit einander eifrig sprachen, die Ereignisse seiner Jugend bis in das kleinste Detail. Nur eins verschwieg er, und ein tiefer Seufzer füllte die Lücke aus. Liebevoll und dankbar gedachte er der Freundschaft Salers' und Rabaud's.

„Ist denn niemals nach Euch geforscht worden?“ unterbrach du Plessis seine Erzählung.

„Nur dunkel entsinne ich mich,“ sprach Gui, „daß einst Rabaud von Grenoble kam und die Nachricht mitbrachte, daß man unsere Spur suche; sonst nie. Unser Schlupfwinkel lag so ver-

borgen, daß unsere Feinde uns nicht leicht finden konnten. Zudem galt ich für Rabaud's Sohn."

„Eure Feinde?" fragte du Plessis. „Nein, die forschten nicht nach Euch; wohl aber Euere treuesten Freunde, Euer Vater und ich! — Und nirgends entdeckten wir Eure Spur."

„O, mein Gott, mein Gott!" rief Gui schmerzlich aus. „So nahe war mir das höchste Glück meines Lebens — und nun ist's für immer dahin!"

„Nicht für immer, mein Sohn," sprach feierlich du Plessis — „unsere Hoffnung, wenn sie auch hienieden stirbt — reicht über das Grab hinaus!" —

Gui drückte gerührt seine Hand. „Ach," sagte er dann — — „erfüllt mir die einzige Bitte und sagt mir, was Ihr von den letzten Schicksalen meines Vaters wißt!"

„Es ist wenig, was ich Euch sagen kann," nahm du Plessis das Wort, „denn meine Kunde reicht selbst nicht weit. Seit Eure Spur sich im Dunkel verlor, wurden die geheimen Nachrichten von Eurem Vater, die ich durch die Vermittelung des Cardinals von Chatillon erhielt, seltener. Einmal hörte ich durch eine Zigeunerin etwas von Euch — aber ich mißtraute dem alten Weibe und hielt es für eine bei diesem schlauen Volke so oft vorkommende List."

„O, der hättet Ihr trauen dürfen," sagte Gui, „es war sicher die alte Adelma, die genaue Kenntniß von unsrer Familie hat und einen Antheil an mir nimmt, der über meine Erwartung und Begriffe geht."

„Warum wußte ich das nicht!" rief Plessis. „Wie würde diese Kunde ihn beglückt haben!"

Sie schwiegen Beide und versanken in schmerzliche Vorstellungen.

Plessis nahm darauf wieder das Wort und erzählte Gui, wie nun, nachdem Gui nirgends zu entdecken, auch Salers und Rabaud verschollen gewesen seien, auch alle Kunde von diesem gefehlt und selbst der Cardinal von Chatillon, der die wärmste Theilnahme für seinen Vater vielfältig bewiesen, seinen Aufenthalt in England nicht

wieder habe ausfindig machen können. Ein Zufall, den er jedoch selbst nicht genau kenne, habe endlich die Kunde von Viole's Tod diesem gebracht.

Mochte Mouvans, wahrnehmend die traurige Stimmung der Beiden, sie dieser entreißen wollen, oder war es das eigenthümliche Feuer seines Temperaments, das ihn in diesem Augenblicke hinriß, er rief plötzlich du Plessis zu, wenn er mit seinem Gefährten noch etwas zu reden habe, müsse er eilen, da er sich entfernen wolle, um morgen zur Reise rüstig zu sein.

Diese Bemerkung unterbrach jenes Gespräch, und erst jetzt erinnerte sich Mouvans, daß Viole nicht einmal wisse, wer jener andere Fremde sei.

„Montgommeri!" sagte er, „ehemals Hauptmann der königlichen Leibwache."

Gui betrachtete jetzt erst aufmerksam diesen und sah ein bleiches, finsteres Gesicht, in das der Kummer seine leserlichen Schriftzüge eingegraben.

„Seht in mir die unglückliche Ursache von König Heinrich's des Zweiten schauderhaftem Tode;" sagte Montgommeri zu Gui — „einen Königsmörder, ohne den Willen zu jener Greuelthat je gehegt zu haben."

Er hatte nämlich bei einem Lustturniere mit seiner Lanze den König tödtlich verwundet, der auch in Folge dieser Verwundung starb. Montgommeri blieb ungestraft, weil willenlos und ohne alle Absicht er des Königs Mörder geworden war. —

Mitleidig sah ihn Gui an. Man sah, jenes Unglück, dessen unschuldige Ursache er war, lag mit Zentnerschwere auf seinem Herzen.

Du Plessis zog ihn in ein Fenster und sprach eifrig mit ihm.

„Und wohin geht der Hauptmann?" fragte Gui Maugiron.

„Nach Rouen," sagte dieser. „Condé hat ihm die Vertheidigung des Orts anvertraut. Guise macht Miene, ihn zu belagern."

„Laßt uns mit ihm gehen!" sprach plötzlich Gui eifrig. „Wozu liegen wir hier im trägen Nichtsthun. Laßt uns dort Lorbeern sammeln! Coligni wird es ja gestatten."

Maugiron legte die Hand an die Stirn und sann nach.

„Wahrhaftig,“ sagte er dann, „Ihr habt da einen herrlichen Gedanken ausgesprochen. Wer weiß, wann sich uns die Bahn öffnet! Es fehlt Condé noch an Geld und Leuten. Zwar hofft er von dem Mannweib auf Englands Thron Unterstützung — aber es dürfte sich noch in die Länge ziehen, bis sie kommt, obgleich Poinings bereits Havre und Dieppe besetzt und nun noch Rouen möchte in seine Hände haben. Elisabeth eilt nicht.“

Er verließ jetzt Gui und sagte zu Montgommeri:

„Wie wär' es, wenn wir Beide, de Viole und ich, Euch begleiteten? Wollt Ihr uns? Viole sprach den Wunsch eben aus, und ich theile ihn von Herzen.“

„Mit Freuden,“ sagte Jener; „allein ohne Condé's und des Admirals Erlaubniß, wißt Ihr, darf ich nicht. Erwirkt Euch die, und Niemand soll mir willkommener sein, als Ihr, wackere Kämpfer!“

Recht freundlich blickte du Plessis auf den Jüngling, und gleicherweise Mouvans.

„Der Wunsch macht Euch Ehre, Viole,“ sagte er zu ihm, „denn in Rouen gibt es heiße Tage. Ich werde Euch die Stelle bei Eueren Reitern offen halten und will morgen des frühesten bei dem Admiral Euch vertreten — doch nein — Ihr mögt mich begleiten.“

Nun schieden sie mit frohen Aussichten. Auf die herzlichste Weise entließ du Plessis den Jüngling.

Früh am andern Morgen trat Gui mit Mouvans in das Gemach des Admirals, bei dem sie schon Condé antrafen.

Kurz und bündig trug Mouvans Gui's Bitte vor.

„Ich kenne Euern Wunsch schon, de Viole,“ sprach freundlich der Admiral, „und zweifle nicht, daß des Prinzen Hoheit Euch diese Bitte gewähren werde.“

„Geht in Gottes Namen!“ sprach Condé, „und kämpft wacker für unsere gute Sache. Haltet Rouen und laßt es Euch nimmermehr nehmen!“

Jetzt war Gui's Wunsch erfüllt, und nach Verlauf mehrerer Stunden ritt er und Maugiron neben Montgommeri an Mouvans' Quartiere vorüber, der ihnen Heil und Sieg wünschte, den Weg nach Rouen.

Schon unterwegs brachten ihnen Kundschafter die Nachricht, daß das royalistische Heer nahe. Schnelle Tagreisen gab es nun; aber sie erreichten Rouen noch zu guter Zeit mit ihren Truppen, ehe noch das katholische Heer sich blicken ließ. Auch Poinings warf noch eiligst eine kleine Anzahl Engländer hinein, zu Montgommeri's Unterstützung, der sich nicht stark genug fühlte, dem mächtigen Heere, das Guise hierher führte, lange zu widerstehen. Eifrig wurde nun an der bessern Befestigung der Stadt gearbeitet. Montgommeri war überall selbst; und wo er war, da begleitete ihn Gui und Maugiron und theilten seine Arbeiten, seine Mühen und Entbehrungen. Er versagte sich selbst den Schlaf, um seiner Pflicht zu leben und die Stadt in den rechten Vertheidigungsstand zu setzen.

XIV.

Es war in den letzten Tagen des Monats September 1562, da eben die Arbeiten zur Befestigung Rouens längs den Ufern der Seine unter Montgommeri's Leitung vollendet waren — als flüchtige protestantische Landleute in die Stadt stürzten und die Ankunft des feindlichen Heeres meldeten. — Montgommeri befahl schnell Maugiron und Gui de Viole, in anderen Theilen der Stadt die nothwendigsten Vertheidigungsanstalten zu treffen. Der Jüngling flog dahin, ordnete die Anstalten aufs Vorsichtigste und kehrte, nachdem er sich von Allem selbst überzeugt, an Montgommeri's Seite zurück, der auf dem Walle stand und dem nahenden Heer entgegen sah. Bald zeigte es sich in ziemlicher Nähe. Deutlich sah man, wie die Regimenter vorüber zogen, ihre Stellung in einem bedeutenden Halbkreis einnehmend. Der Klang kriegerischer Musik tönte lustig herüber, und man sah die fliegenden Fahnen. Eine

dumpfe Stille lag auf Rouen. Auf allen Gesichtern schwebte ein finsterer Ernst, der jedoch weit von Muthlosigkeit entfernt war. Eine Ahnung künftiger Leiden lag schwer auf allen Gemüthern. Der Bailli, der Prevot, waren bei Montgommeri, an dessen Seite auch der wackere Vertheidiger des Evangeliums, Augustin Marlorat, der angebetete Prediger des protestantischen Glaubens, stand. Unzählige Menschen bedeckten die Wälle und sahen es mit an, wie das Heer der Hofpartei das Lager schlug. Montgommeri's Falkenauge entgingen die Streitmassen nicht, die sich dort entwickelten. Im Stillen erwog er seine Kräfte im Gegensatze jener, und so niederschlagend ihm auch die Einsicht der eigenen Ohnmacht wurde — so war dennoch heute seine Stirne glätter und sein Auge heiterer als je, und er scherzte selbst mit denen, die ihn umgaben.

Aller Blicke flogen von dem Lager der Feinde zu Montgommeri's Antlitz, dort neuen Grund zu Besorgnissen oder Muth zu suchen. Gewiß war des Hauptmanns und Befehlshabers Heiterkeit von dem besten Erfolg in diesen kritischen Augenblicken.

Noch war das Lager der Feinde nicht vollendet, als der Abend sich herabsenkte und manchem angstvoll pochenden Herzen Ruhe verhieß.

In Begleitung Montgommeri's untersuchten Gui und Maugiron die Posten, und kehrten mit ihm zum Stadthause zurück, wo Montgommeri sein Quartier genommen. Dort angelangt, überraschte sie freudig eine Deputation der Bürgerschaft und aller Gewerke der Stadt, die den Commandanten baten, mit den Truppen gemeinschaftlichen Antheil an der Vertheidigung der Stadt nehmen zu dürfen.

Montgommeri nahm mit Vergnügen diese Anträge auf. Er ließ die Vorgesetzten der Stadt zu sich bescheiden. Die Listen der waffenfähigen Mannschaft wurden ihm vorgelegt, und mit Wohlgefallen vernahm der Commandant den bedeutenden Zuwachs seiner Macht. Die Bewaffnung wurde angeordnet, mit Beihilfe der Vorgesetzten der Stadt, die Eintheilung der Bürger bestimmt, ihre Anführer ernannt, und ehe noch der Tag graute, war das Formelle

dieser wichtigen Handlung vollzogen. Kurze Rast gönnte sich Montgommeri und genossen seine beiden Freunde Maugiron und Saint-Flour. Der Morgen rief zu neuer Thätigkeit. An Maugiron und Gui de Saint-Flour übertrug nun Montgommeri die Vertheidigung des Stadttheiles, der jenseits der Seine lag und mit der Stadt durch die Seinebrücke in Verbindung stand.

„Gehet dort hin, meine Freunde," sprach er, „wo Eure Tapferkeit ein weites Feld findet. Es mag Euch nicht entgehen, daß gerade dort gewissermaßen die Vorhut der Stadt, also ein gefährlicher, ein um so bedeutenderer Posten ist. Erwäget darnach das Vertrauen, das ich in Euch setze, und die Freundschaft, die ich für Euch hege. Ich lege Alles in Eure Hand, und was Euch, mein theurer Viole, an Erfahrung noch abgeht, das ersetzt Maugiron's Umsicht, und somit geht mit Gott ans Werk."

Gerührt von des edlen Mannes Freundschaft schieden sie und nahmen ihre Stelle ein, die ganz das war, was Montgommeri von ihr gesagt; denn gerade in dieser Richtung stand die Hauptmacht der Feinde, und es war zu erwarten, daß bei einem Sturme dort gerade der Angriff am hitzigsten werden würde.

Mit außerordentlicher Schnelligkeit war das feindliche Lager aufgeschlagen worden. Katharina von Medicis, mit ihren Söhnen Carl dem IX. und dem jüngern Heinrich, der Connetable und Saint-André und König Anton von Navarra, waren im Lager gegenwärtig. Franz von Guise stand mit einer andern Heeresabtheilung bei Paris, Condé und Coligni, die noch immer in Orleans zauderten, beobachtend und erwartend.

Schon am Morgen dieses Tags erschien als Parlamentär der Marquis von Tavannes an den äußersten Linien der Vertheidigungswerke Rouens und verlangte zu den Befehlshabern. Mit verbundenen Augen wurde er vor Maugiron geführt, der bereits an Montgommeri Gui de Saint-Flour abgesendet.

Montgommeri lächelte, als ihm Gui seine Meldung machte.

„Die Antwort stelle ich in Euren Willen, sagt das Maugiron," war seine Entgegnung, und in fliegender Eile kehrte der Jüngling, der nach Thaten sich sehnte, zurück.

„Sagt dem Connetable, der Königin, dem Könige, wir seien treue Unterthanen Seiner Majestät.— allein nie werden wir uns freiwillig der Blutgier der Guisen und ihrer Partei unterwerfen," sprach Maugiron mit besonderem Trotze zu Tavannes, „und nur über unsere Leichen gehe der Weg nach Rouen. Sagt ihnen," wiederholte er, „das Alles aufs Bestimmteste und spart die Wiederkehr."

Er wandte ihm dann höhnisch den Rücken und sagte zu Gui, „laßt uns eine Partie Schach spielen, Herr de Viole!"

Tavannes' Auge fiel bei Nennung dieses Namens durchbohrend auf Viole, er zauderte noch.

„Ihr seid entlassen;" herrschte ihm schneidend Maugiron zu und setzte sich an den Tisch, auf dem das Schachbrett stand. Die Offiziere, die den Abgesandten begleitet hatten, verbanden ihm die Augen und führten ihn wieder vor die Werke hinaus.

Die Belagerungsarbeiten der Feinde wuchsen riesenmäßig und schnell. Das Landvolk der Normandie wurde zusammengetrieben und mußte Hand anlegen zum Verderben seiner Glaubensbrüder in der Stadt, und bald begann das Feuer des Geschützes den grimmigen Gruß der Stadt zuzubrüllen. Alles, was in Maugiron's Kräften stand, die Arbeiten außen zu hemmen, geschah. Sein wohlunterhaltenes und wohlgeleitetes Feuer zerstörte oft die Arbeiten mehrerer Tage in kurzer Zeit. Häufige Ausfälle thaten den Belagerern heftigen Schaden und steigerten die Erbitterung aufs Heftigste.

Katharina sah es ungern, daß Rouen sollte mit Sturm genommen werden. Sie versuchte Alles, was in ihren Kräften stand. Trotz der Wachsamkeit Montgommeri's und Maugiron's, wußte sie dennoch ihre heimlichen Anerbietungen an die Bürgerschaft, die sie durch Montgommeri beherrscht und geknechtet glaubte, gelangen zu lassen; allein sie erstaunte, als ihre Antwort der glich, die Tavannes zurückgebracht hatte. Immer näher rückten indessen die Werke der Belagerer — größer wurde im Innern der volkreichen Stadt die Noth, da alle Zufuhr abgeschnitten war und die

Belagerung nun schon einen Monat gedauert hatte. Der Connetable, welcher von dem Herzog von Guise die bittersten Vorwürfe, ob seines Zauderns, empfing — wollte nicht mehr länger zusehen und ordnete einen Sturm an. König Anton von Navarra entriß sich den Armen der buhlerischen Hofdamen Katharina's, um an dem Sturme ritterlichen Antheil zu nehmen. Er begann mit dem grauenden Morgen gerade da, wo Maugiron und Gui befehligten. Mit grimmiger Wuth war der Anfall. Ein mörderisches Geschützfeuer wühlte in den Reihen. Der Wall war schon erstiegen von Tavannes' Leuten, als Gui mit einer Abtheilung Bürger und Engländer sich auf diese stürzte und sie vernichtete. Mit gleichem Muthe stritt man überall, und gegen Mittag zogen sich die Belagerer zurück und ließen eine große Zahl der Ihrigen in den Gräben als Opfer des Wagnisses liegen.

Auch König Anton von Navarra war verwundet worden. Die Wundärzte achteten indessen diese Wunde gering, und Anton, der nun an der Belagerung keinen Antheil mehr nehmen konnte, fand Zerstreuung bei den Hofdamen. Unerwartet verschlimmerte sich seine Wunde, und nach wenig Tagen beschloß er eine Laufbahn ohne Ruhm, und keine Thräne wurde ihm im Lager von Rouen nachgeweint.

Aber seit dem Tode Anton's gewann die Belagerung Rouens einen ernsteren Anstrich. Unermüdet thätig war der alte Montmorenci. Die Laufgräben wurden eröffnet; die Minen der Belagerer sprengten die Vertheidigungswerke in die Luft; das Feuer zerstörte sie und brachte den Gebäuden der Stadt unersetzlichen Nachtheil. Mit jeder Stunde wuchs die Gefahr der Belagerten, und die Noth griff mit Riesenarmen um sich. Krankheiten der gefährlichsten Art im Gefolge des Mangels, der Entbehrung, der Unruhe und Angst, wütheten gräßlich, so unter der Bürgerschaft als der Besatzung, und trostloser wurde Rouens Lage mit jedem Augenblicke. Kummervolle Blicke richteten die Befehlshaber in die Richtung von Orleans — aber kein Entsatz, keine Hilfe kam. Unter diesen Umständen ordnete der Connetable Montmorenci einen Hauptsturm an.

Am Abend vor dem Sturme trat spät der Diener Gui's de Saint-Flour in das Gemach seines Herrn, der, erschöpft von den unaufhörlichen Anstrengungen, sich in seiner Rüstung auf das Lager geworfen hatte, einige Stunden der Ruhe zu genießen. So schwer es auch der treuen Seele wurde, des Jünglings tiefen Schlaf zu stören — er mußte — denn ein unbekannter Mensch hatte ihm einen Zettel gegeben, den er sehr wichtig genannt, und ihm befohlen, ihn augenblicklich in seine Hände zu bringen.

Als ihn der Diener rüttelte, fuhr der Jüngling hastig auf.

„Was gibt es!" rief er dem Diener zu.

Dieser erzählte die Umstände und reichte ihm dann das künstlich geschlossene Billet. Eine feste Hand schrieb:

„Seid auf Eurer Hut! Montmorenci stürmt morgen. Schont Euer Leben, Viole; Rouen könnt Ihr nicht halten. Sichert Euch den Rückweg, die Rettung!"

„Wirf ihn in die Flammen des Kamines, den entehrenden Brief!" zürnte der Jüngling und verließ das Lager, um zu Maugiron und Montgommeri zu eilen. Doch kehrte er wieder um, sich genauer nach demjenigen zu erkundigen, der die Zeilen gebracht.

Der Diener konnte ihm jedoch nur Unzulängliches sagen, und unbefriedigt eilte er von dannen.

Noch graute der Tag nicht, da rückten leise und vorsichtig die Truppen des Connetables an. Schlagfertig harrte in tiefer Stille der Theil der Besatzung, der noch waffenfähig war, unter den Befehlen Maugiron's und Gui's. Jetzt, als die Feinde nahe waren, donnerte mit einem Mal ihr Feuer mit entsetzlicher Gewalt unter sie und sie wichen. — Froher Jubelruf ertönte auf den Wällen; aber nur auf einen Augenblick; denn dicht, wie Heuschreckenschwärme, drangen sie wieder an. Die Sturmglocke von der Kathedrale heulte entsetzlich in die allmählich dämmernde Nacht. Das Geschütz brüllte, der Schlachtruf schallte gräßlich von allen Seiten.

„Kein Quartier!" schrieen die Feinde.

„Kein Quartier!" brüllten die Belagerten entgegen. Sie

hatten den Wall erstiegen und drangen unaufhaltsam herein. Gräßlich war der Tumult. Da mehrte das in dreien Theilen der Stadt ausbrechende Feuer das Schreckliche ihrer Lage. Wüthend kämpfte Gui und Maugiron.

Ihre Schwerter mäheten furchtbar. Aber der Andrang war zu heftig. Sie wichen gegen die Seinebrücke zurück. Neuer mörderischer Kampf entspann sich da. Ein Wall von Leichen bildete sich um sie — aber ihre Reihen wurden lichter und schmolzen von Minute zu Minute mehr zusammen. Vergebens sahen sie sich nach Hilfe von Montgommeri, von den Engländern um. Auf allen Seiten Rouens wüthete der Kampf, überall unglücklich für die tapferen Vertheidiger.

Allmählich graute der Tag und ließ sie das entsetzliche Schauspiel erblicken. Bald erleuchteten gräßlich die Flammen den Kampfplatz, bald hüllten dicke Rauchmassen sie ein und drohten sie zu ersticken. Schon waren die Feinde in der Mitte der Stadt — sie war erobert. Noch zogen sich kämpfend Gui, Maugiron und einige ihrer Leute zurück, und trafen in dem Augenblick in der Nähe des Stadthauses ein, als von der andern Seite ein Schwarm Feinde sie im Rücken anzufallen drohte.

Schnell warfen sie sich in das Gebäude und schlossen das Portal, nicht erwägend, daß so ihr Fall um so sicherer war. Jetzt standen die Freunde einen Augenblick da und überdachten ihre Lage.

„Unser Stündlein ist gekommen," sagte Maugiron. „Laßt uns die Seele Gott empfehlen und einen ritterlichen Tod sterben!" In diesem Angenblicke faßte eine unsichtbare Hand Beide.

„Folget mir!" sprach eine hohle Stimme.

Willenlos gehorchten sie.

Mit flüchtiger Eile ging es hinab und hinauf, über lange Gänge, und endlich öffnete ihr Führer eine Thür und zog sie hinaus. Und immer weiter ging es unaufhaltsam. —

Nach einer ziemlich langen Wanderung standen sie am Ufer der Seine. Der Mann, den sie jetzt erst, wo die Sonne blutigroth

über dem Greuel der Verwüstung aufgegangen war, deutlicher erblickten, drängte sie in einen Kahn, stieß rasch vom Ufer ab, und dahin glitt der Kahn und war bald, bei der schnellen Strömung des durch herbstlichen Regen angeschwollenen Stroms, außerhalb Rouen.

„Ihr seid gerettet fürs Erste," sprach dieser jetzt, und Gui erkannte in ihm jenen Unbekannten, den er einst bei Coligni gesehen.

„Ihr habt Euer Wort herrlich gehalten, edler Mann," sagte er dankbar, „das Ihr mir damals gabt, als ich Euch bei Coligni sah."

Des Alten Auge ruhte wohlgefällig auf ihm. „Schade," sagte er dann, „wenn auch das Leben zweier tapferer Streiter noch in der unglücklichen Stadt hätte verbluten sollen!"

„Weiter sprach er nichts mehr. Sein kräftiger Arm ruderte noch immer den Kahn weiter abwärts. In der Entfernung sahen sie jetzt nur noch die Rauchsäulen der brennenden Stadt.

An einer Stelle, wo dichte Waldung sich bis zum Ufer herabzog, legte Acevedo, denn er war es, den Kahn ans Ufer.

„Ich kann Euch nicht länger dienen," sagte er, „und muß Euch nun Eurer eigenen Klugheit überlassen. Haltet Euch heute noch in dem Walde verborgen und schlagt dann in der kommenden Nacht den Weg gen Orleans ein. Merket Euch die Richtung von Rouen und bleibt möglichst weit von der Stadt entfernt. Gott sei mit Euch!" rief er aus, und sprang, ohne auf ihren Dank zu hören, in den Kahn und ruderte schnell hinüber ans andere Ufer. Noch einen Gruß warf er ihnen zu und verschwand dann im Dickicht, die Geretteten ihrem Nachdenken überlassend.

„Der arme Montgommeri!" das war Maugiron's erstes Wort.

„Er wird wahrscheinlich auch gefallen sein. Schade für ihn — er war ein tapferer Mann, ein Held!"

Die Freunde trauerten um ihn aufrichtig.

Maugiron fragte nach ihrem Retter. Gui erzählte, was er

wußte, und das war wenig. Sie dachten nun an ihre Sicherheit und suchten tiefer im Wald ein Dickicht, wo sie sich in einem Zustande großer Erschöpfung niederlegten, und nach den heftigen Anstrengungen einer durchkämpften und durchwachten Nacht, in einen tiefen Schlaf sanken, der sie in seinen Fesseln gefangen hielt und fast einem Zustande der Bewußtlosigkeit glich. Der Abend nahte schon, und noch immer schliefen die beiden Ermüdeten.

Gui erwachte zuerst und fühlte zugleich einen ungemeinen Hunger und Durst. Er richtete sich auf und sah sich um. Alles war dunkel um ihn. Er fühlte nach Maugiron. Der schlief noch fest. Stören mochte er ihn nicht, und so legte auch er sich wieder auf das Moos, das sie weicher dieses Mal gebettet, als das weichste Pfühl.

In diesem Augenblicke dünkte es ihm, als rege sich etwas in seiner Nähe. Er horchte genauer und glaubte keuchende Athemzüge zu vernehmen. Maugiron war es nicht; denn es kam von der andern Seite.

„Gui de Viole!" rief jetzt eine bekannte Stimme, „bist du erwacht? — Siehe, ich bin dir nahe in den gefährlichsten Stunden deines Lebens!"

„Adelma!" rief freudig der Jüngling. „Lohne dir Gott deine Treue!"

„Stehe auf," sagte sie, „und wecke deinen Gefährten, denn es ist Zeit, daß ihr eilet. Die Verfolger waren euch nahe genug."

„Die Verfolger?" fragte erschrocken Gui.

„Ja doch," entgegnete die Alte. „Meinst du denn, euere Flucht sei so unbekannt in Rouen? Ich bin dort gewesen, um, wo möglich, dich zu retten — aber ich sah dich nicht. Doch meiner Söhne einer sagte mir, daß ihr, in Begleitung eines Fremden, glücklich entflohen."

„Ich eilte hierher, wohl wissend, welchen Weg ihr genommen — aber ich sah euch nicht, auch den nicht, der euch rettete, so sehr ich es gewünscht. Endlich entdeckte ich euere Spur und fand euch; aber zu gleicher Zeit schallte auch der Ton vieler Stimmen vom

Ufer her. Ich schleiche hin und finde den greulichen Tavannes, der euch verfolgen will. — Er kennt mich und fürchtet mich, da ich ihm so Manches prophezeiht, was ihm nicht gefällt, und er forscht mich aus. Ich erzählte ihm, meine Horde liege in dem Wald und ich weile schon den ganzen Tag über hier. Sogleich fragte er nach euch. Da habt Ihr einen Irrweg eingeschlagen, Marquis, sage ich ihm; denn seht, da drüben am rechten Seineufer liegt im Schilfe der Kahn, der sie wahrscheinlich rettete — deutlich anzeigend, in welcher Richtung Ihr sie zu suchen habt. Die Augen des schlauen Fuchses entdecken das Schifflein, und alsobald leuchtete ihm meine Weisung ein. Sie setzen über und suchen euch nun dort. Daran mögt ihr sehen, daß eueres Bleibens hier nicht länger ist."

Gui hatte der Alten mit steigendem Erstaunen zugehört. Er weckte Maugiron; aber dieser nahm Anstand, sich ihr anzuvertrauen. Gui verpfändete sein Ehrenwort für die Alte, die sich dadurch gewaltig geschmeichelt fühlte, und da erst folgte auch Maugiron der Führerin.

Ihr Weg ging durch Dickicht, über Stock und Stein. Die Alte humpelte schnell und unermüdet fürbaß; allein schon nach einer halbstündigen Wanderung erklärte Maugiron, daß er nicht mehr weiter könne, weil er eine gänzliche Erschlaffung und einen quälenden Hunger und Durst fühle.

Die Alte lachte. „Da langet zu," rief sie, und reichte ihnen ein rauhes Brod, das fast ungenießbar war. Gui fühlte sich gewiß in eben dem Zustande, wie Maugiron, allein er mochte nichts sagen. Nun aber griff er hastig nach der Brodrinde, die ihm die Alte reichte, und aß sie mit einer Lust, als wäre es die köstlichste Speise.

Adelma, die die Gegend genau kannte, schaffte auch Wasser, und neu gestärkt traten sie dann wieder ihre Reise an. — Doch der sonst so heitere Maugiron, der in jedem Ungemache scherzen konnte, war einsilbig und düster. Das Schicksal Rouens, der Tod Montgommeri's, den er als gewiß voraussetzte, schmerzte ihn tief. Er äußerte dies gegen Gui, als dieser nach dem Grunde seiner Verstimmung gefragt hatte.

„Da habt Ihr wohl Ursache zu trauern,“ sprach in ihrer gewohnten Art die Alte. „Adelma ist dort gewesen und hat Greuel der Verwüstung gesehen, vor der ihr schauderte.“

„Großer Gott!“ rief Maugiron erschüttert aus, „das muß schrecklich gewesen sein, wenn es selbst ein Zigeunerherz zum Schaudern brachte!“

Die Alte schien es zu überhören, oder wollte es nicht hören. Sie schwieg.

Gui bat leise seinen Genossen, sie nicht zu beleidigen. „Sie allein kann uns vor Irrwegen sichern, uns retten, da wir von Feinden umgeben und des Wegs unkundig sind. Thut es um meinetwillen, Maugiron,“ bat er. „Ich bin der Alten hoch verpflichtet.“

Maugiron lachte. „Meint Ihr denn, dieses Zigeunervolk habe so feines Ehrgefühl wie Ihr?“ sagte er lachend.

„Das will ich nicht untersuchen,“ entgegnete Gui; „allein auch unter der dichten Erdkruste liegt oft der Diamant, und warum wollt Ihr jeden Einzelnen verdammen, wenn ein Volk schlecht ist?“

„Seid ruhig, Viole; Ihr nehmt warmen Antheil an der Alten; aber glaubt Ihr, daß sie dort in Rouen, um menschenfreundliche Zwecke zu erreichen, herum strich oder um im Trüben leichter zu fischen?“ —

Adelma war weit voraus — sie vernahm ihre Unterredung nicht. Jetzt blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen, und Gui mußte seine Vertheidigungsrede, die er eben ihr zu halten sich anschickte, unterdrücken.

„Glaubt mir,“ sagte sie, in ihrer frühern Erzählung fortfahrend, „daß euere Landsleute in Rouen grimmiger gewüthet als Barbaren. Ich sah Säuglinge morden, Weiber und Jungfrauen schänden, Häuser anzünden — Greise würgen — ich sah — und mir lief's eiskalt über die Haut, einen Greis von hohem Alter und großem Verdienste, den edlen Marlorat, am Galgen!“ —

„Marlorat!“ riefen in düsterm Schmerze Beide wie mit einer Stimme.

„Ja,“ fuhr Adelma fort, „so war es. Und was meint ihr, daß die Ernte dieser Saat sein wird?“ —

„Du wirst uns zuletzt eine politische Offenbarung geben wollen!“ rief jetzt Maugiron; „laß das lieber und sage uns, ob du den Hauptmann Montgommeri kennst?“

„Den, der den König aufspießte im Turnier?“ — fragte sie — „ja, den kenne ich — er vertheidigte die Stadt.“

„Und weißt du, was aus ihm geworden?“

„Er ist der Strafe entgangen, die den Hauptmann de Crose traf.“ —

Maugiron erstaunte über des Weibes Kenntniß; aber eine innige Freude erfüllte sein Herz, da er Montgommeri gerettet wußte.

„Ist es aber auch sicher, du Alte,“ fragte er, „daß Montgommeri gerettet ist?“

„Ich lüge nicht, Hauptmann,“ sagte sie unmuthig. „Es war mein eigener Sohn, mein eilfter sage ich, der ihm durchhalf.“

„Möge ihm der Hauptmann reichlich lohnen, da der Lohn des Himmels nicht hell klingt!“ rief jetzt heiter werdend Maugiron aus — „wahrlich,“ setzte er hinzu, „du Alte hast Verdienste! Wer eilf wackere Söhne der Welt schenkte, die so tapfer die Gefallenen zu entkleiden wissen und mit den mitleidigsten Vögeln, den Raben, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld ziehen und mittlerweile Elsterntugenden üben — der verdient ein Denkmal!!“

„Ihr solltet des Alters nicht spotten, Hauptmann,“ sprach jetzt scharf verweisend die Alte. „Es ist im mindesten Betrachte nicht edel. An Anderes mag ich Euch nicht mahnen!“

„Nun, nun, Mütterchen, werde mir nicht gram! Sieh', ich biete die Hand zum Frieden, und will dir sie sogar mit ritterlicher Courtoisie küssen, wenn du es verlangst. Auch gebe ich einem deiner Eilfe oder Allen die Erlaubniß, alles Geld, was sie bei mir finden, wenn ich werde gefallen sein, von Rechtswegen zu behalten!“

Die Alte konnte doch ein Lächeln nicht verbergen über den komischen Ausdruck des Hauptmanns, und der Friede war hergestellt.

Während Maugiron mit der Alten scherzte, ging Gui nachdenkend und stille neben ihm her. Er dachte an jenen Hauptmann de Crose, den er in einem Ausfall als tapfern und menschlichen Soldaten kennen und achten gelernt hatte. „Was sollte ihm das Todesurtheil zugezogen haben?“ fragte er sich selbst und dann laut die alte Adelma.

„Ei,“ sagte sie, „wißt Ihr denn nicht, daß er auf Condé's Befehl Havre in der Engländer Hände lieferte? Dafür hat ihn der Connetable viertheilen lassen.“

Zwischen den Freunden entspann sich nun ein lebhafter Streit über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit des Todesurtheils über Crose. Maugiron war empört über jene Handlung Condé's, er nannte sie frei einen Verrath an Frankreich — ja er stellte den Herzog von Guise gegen Condé, der Frankreich von seinem Erbfeinde befreit hatte, und dieser lieferte ihm einen Hafen von so großer Bedeutung aus, der die Seine beherrschte und ihm den Weg in das Herz Frankreichs bahnte.

Der alten Adelma war nichts, was auf die jetzigen Verhältnisse Einfluß hatte, unbedeutend. Sie horchte begierig auf die Streitenden. Doch wurde ihr Reden endlich zu laut und sie mahnte an die nothwendige Klugheit in ihrer gegenwärtigen Lage, was die Beiden wohl einsahen und befolgten.

In gerader Linie hatten sie ununterbrochen ihre Wanderung fortgesetzt, denn Adelma wußte so geschickt die beiden Männer in Zigeuner umzuwandeln, daß auch kein Auge sie zu entdecken vermochte, und nach einer langwierigen und höchst ermüdenden Fußreise erreichten sie endlich Orleans, wo noch immer das hugenottische Heer stand, in gleicher Unthätigkeit wie früher. Es bedurfte eines Ereignisses wie die Eroberung und Zerstörung von Rouen, und die Ankunft deutscher Hilfsvölker unter den Befehlen des Herrn von Andelot, Coligni's Bruder, und des wackern Rodelshaussen, um endlich neues Leben in diese todten Massen zu bringen und Energie in das erschlaffte Wesen.

Condé und Coligni saßen vereint in ernster Berathung über die zu thuenden Schritte, nachdem d'Andelot angekommen war. Die Ungewißheit über Rouens Schicksal lag schwer auf ihren Herzen. Noch war keine Kunde zu ihnen gelangt über dessen Fall, und sie schmeichelten sich mit dem jetzt möglichen Entsatz, und besprachen die schnelle Ausführung dieses Plans eben, als man zwei Zigeuner meldete, die, wichtige Nachrichten von Rouen bringend, sie nur dem Admiral oder Condé'n eröffnen wollten.

Sie wurden alsobald vorgelassen.

„Welche Kunde bringt Ihr?“ fragte Condé hastig. „Kommt Ihr aus der Gegend von Rouen?“

„Aus Rouen selbst,“ antwortete der Aeltere der beiden Zigeuner — „das in den Händen des Connetables ist.“

„Das lügst du, Hund!“ rief Condé, aufspringend und auf ihn zueilend, „das ist unmöglich, tapfere Männer vertheidigen die Stadt!“

„Glaubt diesmal dem Capitän Maugiron, den Ihr ja auch tapfer genannt, gnädigster Herr, Rouen ist in Feindes Hand!“

„Maugiron? Ihr?“

„Leider!“ sagte der Hauptmann — „leider in schimpflicher Verkleidung und durch eine ans Wunderbare grenzende Rettung entgingen de Viole und ich, und wahrscheinlich auch der tapfere Montgommeri, dem allgemeinen Blutbade — wollte Gott, ich wäre auf Rouens Wällen gefallen!“

Höchst betroffen standen beide Anführer der Hugenotten da. Sie trauten kaum ihren Ohren, als Maugiron nun das erzählte, wovon er Augenzeuge gewesen, und was er von Adelma, deren Wort doch in der letzten Zeit bedeutend an Zuverlässigkeit bei ihm gewonnen, gehört hatte.

Den Admiral betrübte das Ereigniß tief — doch ertrug er es still und männlich. Condé klagte bald, bald fluchte und schwur er, blutige Vergeltung an Paris zu üben, und Marlorat's und Crose's Tod furchtbar zu rächen.

Coligni kannte sein Temperament, das von einem Extreme zum

andern sprang, und ließ ihn gehen. Im Stillen erwog er den Stand der Dinge, und war nur in so fern mit Condé einig, daß es jetzt an der Zeit sei, entscheidend zu handeln.

Maugiron und Gui de Viole verloren nichts in den Augen der Anführer. Aus ihren Erzählungen und aus der langen Dauer der Belagerung ging es hervor, daß tapferer Widerstand war geleistet worden.

Einige Tage nach ihrer Rückkehr ins Lager der Hugenotten kam auch Montgommeri an und bestätigte alle ihre Aussagen aufs Getreueste.

Freudig war das Wiedersehen der drei Freunde. Sie hatten sich gegenseitig für todt angesehen und aufrichtig betrauert. —

Als die Nachrichten von Rouen im Heere der Hugenotten bekannt wurden, stieg die Erbitterung gegen die Katholiken furchtbar. Laut verlangte das Heer, endlich ins Feld geführt zu werden, und die Heerführer sahen sich genöthigt, dem Wunsche Gewährung zuzugestehen.

Coligni, den kein Ungemach beugen konnte, war unermüdet thätig zur Eröffnung des Feldzuges. Condé kümmerte sich weniger darum. Sein Gemüth war noch immer in der größten Spannung; und ob auch Coligni ihn noch so sehr bat, nicht des Connetables Grausamkeit mit Gleichem zu vergelten, so vermochte er dennoch den Grimm des Prinzen nicht zu mäßigen über Marlorat's Mord, den er persönlich sehr hoch geschätzt und Crose's Blutgericht, der nur der Vollstrecker der Befehle des Prinzen gewesen. Er ließ öffentlich als Wiedervergeltung den Parlamentsrath Jean Baptiste Sapin, den er in Orleans gefangen hielt, und den ihm in die Hände gerathenen Abt von Gastines, Jean de Troyes, aufknüpfen.

Die Unternehmungen der Hugenotten waren überhaupt von unglücklichen Zufällen begleitet. Rouen war gefallen, nur Lyon und Orleans waren von den bedeutenden Städten Frankreichs noch in ihrer Gewalt. Die Engländer, mit denen Condé jenen unglück-

seligen Vertrag geschlossen, und denen er Havre und Dieppe überlieferte, erfüllten ihre Versprechungen nicht so, wie sie geleistet und von Condé erwartet wurden. — Die Kriegsvölker, die Duras aus Guyenne heranführte, wurden von dem grausamen Montluc geschlagen und zerstreut, und nur die Ueberreste sammelte Larochefoucauld und führte sie gen Orleans.

Alle diese Mißgeschicke waren aber nicht im Stande, Coligni's Heldenmuth und den der Seinen zu untergraben. — Höchst erwünscht waren daher die 8000 Deutschen, die d'Andelot heranführte, obgleich auch sie vielfach gelitten, und nur nach unbeschreiblichen Mühseligkeiten es ihnen gelang, Orleans zu erreichen.

Neuer Muth belebte das Heer, als die Nachricht des baldigen Aufbruches sich zu verbreiten anfing. Jubel und Frohlocken war überall. Auch Gui und Maugiron, die nichts wünschten als Krieg, um die Lorbeeren des Sieges zu ernten, sahen es mit Freuden.

Das hugenottische Heer brach endlich auf und erschien plötzlich vor den Thoren von Paris, wohin der Hof nach der Eroberung Rouens zurückgekehrt war. Allgemeiner Schrecken ergriff Paris, als es die Feinde vor seinen Thoren sah. Der Hof zitterte, indem er die gerechte Rache der Hugenotten fürchtete und aus Condé's Handlungen schließen zu müssen glaubte, was die Hugenotten thun würden, wenn Paris in ihre Hände fiele. Schnell knüpfte man Unterhandlungen an, die sich in eine für die Hugenotten sehr nachtheilige Länge zogen. — Der strenge Winter trat indessen ein. Paris war ununterbrochen befestigt worden. Sechstausend Spanier waren zum Heere des Hofes gestoßen, und die Unterhandlungen zerschlugen sich endlich ganz.

Condé's Heer hatte viel gelitten. Er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich in die Normandie zu ziehen, um neue Kräfte zu sammeln und die englischen Subsidien zu erzwingen.

Kaum aber war Condé von Paris abgezogen, als die bei weitem stärkere royalistische Armee ihm auf dem Fuße folgte.

XV.

Es war am 19. December, als beide Heere unweit der kleinen, aber alten Stadt Dreux, an den Ufern der Blaise, einander im Angesichte standen.

Coligni und Condé rechneten an diesem Tag auf keinen Angriff; dessenungeachtet stand ihr Heer schlagfertig.

Unvermuthet griffen die Feinde das Heer der Hugenotten an. Auf die Reiterei, die beste Heeresabtheilung der Hugenotten, stürzten sich die Feinde mit stürmischer Gewalt — aber mit Heldenmuth wurde der heftige erste Angriff zurückgeschlagen und die feindlichen Truppen geworfen.

„Drauf, Kinder!“ rief Mouvans freudig, „sie fliehen!“

Gleich dem reißenden Waldstrome stürzte sich Mouvans' Regiment auf die Schweizer, die wie ihre Berge standen und vom alten Connetable von Montmorenci selbst befehligt wurden. Mörderisch wütheten die Hugenotten in den Reihen der Schweizer, die endlich zu weichen begannen. Mouvans' Auge spähte nur nach dem Connetable — jetzt erblickte er ihn. Gui de Viole, der an seiner Seite kämpfte, erhielt schnell den Befehl, sich enger an ihn anzuschließen, und im sausenden Galopp ging's weiter — jetzt war der Connetable erreicht, von Gui's Reitern umzingelt.

„Ergebt Euch!“ schrie ihm grimmig Mouvans zu, indem er den Säbel über seinem Haupte schwang.

Der Connetable, wohl einsehend, daß er verloren sei, ergab sich an Mouvans und wurde von Gui zurückgeleitet, der alsobald wieder freudig mit seinen Leuten in das Treffen zurückkehrte. Condé hatte das Mitteltreffen des Feindes gänzlich geschlagen, sein Fußvolk zersplittert — aber allzu hitzig im Verfolgen des Sieges, den er zu seinen Gunsten schon entschieden glaubte, sein Fußvolk selbst entblößt.

Wie ein Tieger stürzte sich Franz von Guise, dies bemerkend, mit seinen Gensd'armes auf dasselbe und schlug es in eine regel-

lose Flucht. Saint-André warf sich jetzt zwischen die hugenottische Reiterei, die noch das feindliche Fußvolk verfolgte, und die Fußvölker, unter denen Guise mähete mit unerhörter Wuth — und plötzlich sah sich Condé im Rücken angegriffen. Seine Reiterei war zerstreut. Er mit Wenigen allein, sein Pferd war ohnedem verwundet, konnte nicht Stand halten und wurde von dem Sohne des Connetables nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen genommen. Der Royalisten Jubelgeschrei erfüllte die Luft; der Sieg schien sich auf ihre Seite entschieden neigen zu wollen.

Coligni, der nie größer war, als im Unglücke, sammelte hinter einem Gehölze das flüchtige Fußvolk und setzte über die Blaise, von Neuem bei dem Dorfe Blainville das Heer des Hofs angreifend. Mouvans kämpfte noch immer muthig mit Saint-André und zog sich kämpfend auf das Dorf zurück, wo Coligni sich mit ihm vereinigte und ein neuer heftiger Kampf sich entspann, der hartnäckig bis in die Nacht dauerte. In diesem Kampfe fiel Saint-André.

Mit Einbruch der Nacht zog sich Coligni zurück. Der Sieg war unentschieden, der Verlust gleich groß auf beiden Seiten. Das Schlachtfeld war weithin mit Todten und Verwundeten bedeckt. Auch Gui lag schwer verwundet unter seinem Rosse, das zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich verwundet worden war.

Die Nacht senkte sich kalt über das Schlachtfeld herab, die schreckliche Lage der Schlachtopfer noch durch ihre Kälte vermehrend.

Auch die Royalisten hatten sich zurückgezogen und die Verwundeten ihrem Schicksal überlassen.

Hell und glänzend waren die Sterne heraufgezogen. Ein schneidender Ostwind blies über das Schlachtfeld hin, wo der Tod in tausend Gestalten seine Opfer gesucht und gefunden, und gräßlich tönte das Wimmern und das Aechzen der Sterbenden und Verwundeten.

Haufenweise krochen sie zusammen, die Unglücklichen, Freunde und Feinde, und suchten Wärme in der schrecklichen Nachtkälte, und Mancher, für den noch Rettung möglich gewesen wäre, starb einen gräßlichen Tod.

Gui lag besinnungslos unter seinem Roß. Er war schwer verwundet. Nur einmal kam er zur Besinnung, aber der Schmerz raubte sie ihm bald wieder — denn ein feindlicher Säbel hatte einen furchtbaren Hieb über seinen Schädel geführt, und nur durch die Wendung der Klinge auf der Hirnschale war er dem augenblicklichen Tod entgangen. Dadurch aber war gerade die Wunde fürchterlich groß und breit geworden. In dem Augenblicke der Besinnung zog er die Decke seines Pferdes über die klaffende Wunde und fiel wieder in Ohnmacht, und den Jammer der Unglücklichen deckte der dunkle Schleier der Nacht, die sich in anderer Weise auf Manchen für dieses Leben herabsenkte.

XVI.

Eine sehr wahre Bemerkung war es, die Maugiron einst über das halbwilde, heimathlose Volk der Zigeuner gemacht hatte — es folgte in den kriegerischen Zeiten, wie der Raben Schwärme, den Schlachtfeldern, um die Gefallenen zu berauben. Ihr seltsamer, durch finstern Aberglauben gleichsam geheiligter Umgang mit den Menschen, ihr herumschwärmendes, regelloses Beduinenleben weihte sie bei ihrer Schlauheit in die tiefsten Geheimnisse ein, machte sie den Menschen weniger, als die Menschen und ihre Verhältnisse ihnen bekannt, und so hielten sie gewöhnlich auf des Todes Erntefeld eine Aehrenlese, die ihrer Arbeitscheu und Trägheit oft auf lange Zeit hinaus Vorschub leistete. Hauptsächlich im südlichen Frankreich und in den baskischen Provinzen sich aufhaltend, durchzogen sie von da ganz Frankreich und kehrten mit reicher Beute in ihre pyrenäischen Schlupfwinkel zurück. Adelma's Horde, eine der muthigsten und stärksten, die damals Frankreich durchzogen, folgte in ruhiger Ferne dem Heere der Hugenotten. Lüstern nach Beute, harrten Alle einer Schlacht. Die Alte allein verwünschte sie. Menschlicheren, ja edleren Gefühlen hatte einst das leidende Herz des Mädchens auf Saint-Flour sich geöffnet, wo die vollen-

dete Weiblichkeit mit dem hohen Reichthume der sanftesten und reinsten Tugenden und Gefühle in Gui's Mutter als Vorbild ihr leuchtete. Und der Nachklang dieses reinen Tones klang, wenn auch nicht ununterbrochen — doch stark durch ihr ganzes Leben fort. Sie allein dachte mit Schrecken an eine Schlacht, in welcher Gui, ihr Liebling, ihrer Wohlthäterin Sohn — der Sohn des Mannes, den einst ihr Herz mit aller südlichen Gluth geliebt, Schaden nehmen konnte. Sie hatte von den Anhöhen von Montfort die Schlacht beobachtet. Kaum sah sie das Zurückziehen der Heere, kaum fiel der schwarze Schleier der Nacht über das schreckliche Gemälde — da brach die Horde auf und nahte sich durch das Gehölze, das sich von den Anhöhen von Montfort bis Blainville und zu dem Ufer der Blaise herabzog, dem Schlachtfeld, um die Beute zu sammeln.

Mit einer Fackel in der Hand eilte sie über das Schlachtfeld. Eine bange Ahnung schnürte ihre Brust so fest zusammen, daß sie fast nicht athmen konnte, und doch mußte sie dem unbegreiflichen innern Drange folgen und eines ihrer Todtenlieder halblaut singen. Schauerlich klang die düstre schwermüthige Melodie, langsam und abgemessen gesungen, vou der häßlichen Stimme der Alten. Sie achtete nicht auf das Treiben der Leute ihrer Horde. Sie beleuchtete jeden Todten, jeden Verwundeten, und irrte so in allen Richtungen über das Schlachtfeld. Schon zu verschiedenen Malen war sie an der Stelle vorübergegangen, wo der unglückliche Gui lag, und hatte ihn nicht entdeckt. Jetzt kam sie zum dritten Male dahin und zog die Decke hinweg, die über seinem Haupte lag — und — erkannte ihn. Einen lauten Jammerschrei stieß sie aus und warf sich dann jammernd über den Jüngling hin. Einige Leute ihrer Horde eilten herzu, meinend, es sei der, von Allen geehrten, Aeltermutter etwas Schlimmes zugestoßen. Staunend sahen sie ihren Schmerz. Es kostete sie Mühe, die Alte von dem Körper zu trennen. Sie untersuchten ihn, und einer sagte dann: „Besinnt Euch, Mutter, der, um den Ihr trauert, ist nicht todt. Zwar ist er schwer verwundet, fast ist sein Kopf gespalten; laßt uns ihn verbinden.“

Die Alte wurde ruhiger. Sie untersuchte selbst den Jüngling. Matt schlugen die Pulse — er lebte noch. Sie ließ ihn aufheben, ließ ihm etwas Wein einflößen, ihn schnell verbinden, so gut es möglich war, und lud ihn dann den beiden Männern auf.

Sie wanderten nun über das Schlachtfeld hin, durch die Blaise, an der Stelle, wo eine Fuhrt den Durchgang möglich machte, und kamen nach langer Wanderung bei ihren Zelten an, die bei Montfort im Walde waren.

Dort angelangt, wurde Gui in der Nähe des Feuers so gut gebettet, als es möglich war, und nun von der Kunst, deren Mutter Noth und Natur war, verbunden. Der Aeltermutter standen einige Mädchen, ihre Urenkelinnen, mit sorglicher Treue bei, indeß die Männer in fliegender Eile zu dem Schlachtfelde zurückkehrten.

Den angestrengtesten Bemühungen der Alten gelang es, den Verwundeten ins Leben zurückzurufen. Matt schlug er — aber erst gegen Morgen, das Auge auf, und erkannte bald die Alte.

Sie jubelte, als sie es sah, daß er ins Leben zurückgekehrt sei.

„Siehst du, Gui," sagte sie freudig, „die alte Adelma hält ihr Wort. Sie ist dir nahe in den schwersten Stunden deines Lebens. O Dank dem Himmel, daß sie es kann!"

Gui drückte matt ihre Hand und deutete nach Oben.

„Nein, du stirbst nicht!" rief sie aus, „du darfst nicht sterben. Deine Bahn ist noch nicht am Ziele!"

Er schloß sein Auge wieder. Die Mädchen sorgten für stärkende Brühen, die Adelma ihm einflößte, und so schlummerte er wieder ein.

Ein allgemeiner Unwille war indeß bei dem männlichen Theile der Horde rege geworden, als sie die Anwesenheit eines Verwundeten vernahmen, den Adelma unter ihre Obhut genommen.

Ihr Sohn, der Hauptmann der Horde, machte ihr die bittersten Vorwürfe.

„Undankbarer!" rief sie, „du bist nicht werth, daß dich deine Mutter unter dem Herzen trug. Des Jünglings Mutter rettete

mich vom Wahnsinn und Tod, und du willst, daß ich ihr Kind dem Tode preis gebe!“

Er schwieg beschämt. Dann sagte er: „Wie willst du ihn fortbringen? — Wir müssen schnell nach der Dauphiné aufbrechen und so zwischen beiden Heeren hindurch ziehen; denn dort links steht das Heer Guise's, und Coligni zog sich nach der Normandie zurück. Die Beute ist ungeheuer, die wir gemacht. Wie wollen wir sie fortbringen und den Verwundeten dazu — da hier keine Sicherheit für uns ist?“

„So ziehet hin und laßt mich hier bei ihm!“ sagte Adelma bitter, und bei diesen Worten war ein Blick, in dem sich Verachtung und Vorwurf aussprach.

Der Zigeuner ging stille hinweg, erst außerhalb des Zeltes wagte er es, murmelnd seinem Herzen Luft zu machen; allein er hatte den Muth verloren, weiter zu protestiren. „Flechtet eine Bahre von Reisern,“ befahl er zwei Jünglingen, die alsbald gehorchend ans Werk gingen.

Eilig wurden die Zelten abgebrochen, die Beute aufgepackt und Alles machte sich reisefertig.

Der Hauptmann trat nun mit den Jünglingen und der Bahre zu Adelma. Ausgesöhnt durch ihres Wunsches Erfüllung, sah sie jetzt wieder freundlich auf ihren Sohn; ehe noch eine halbe Stunde verflossen war, suchte man umsonst eine Spur von den wandernden Söhnen der Wüste.

Ein Eilbote Guise's brachte eine Siegesnachricht im vollen Sinne des Wortes nach Paris. „Condé ist gefangen, die Hugenotten vernichtet!“ schrie jubelnd der fanatische Pöbel der Hauptstadt. Das Geläute aller Glocken verkündete den Sieg der trunkenen Stadt, und Tausende strömten zum hohen Portale von Notre-Dame hinein, ein Te Deum zu singen für den Sieg über die gemordeten Brüder.

In seinem einsamen Gemache saß an einem Folianten der Meister Acevedo und las eifrig. Der schöne, bleiche Knabe Gabriel saß, das Köpfchen in die Hand gestützt, an einem Fenster, und schien trübe Erinnerungen an der Seele vorüberziehen zu lassen, denn das klare, schöne Auge schwamm in Thränen. Da schlug der Ton des Geläutes an sein Ohr.

„Hört," rief er plötzlich aufspringend — „alle Glocken läuten, was bedeutet das?!"

Acevedo horchte. Er faltete dann seine Hände und rief schmerzvoll: „O Gott, das ist die Siegesfreude Frankreichs auf dem Grabe seiner Kinder!"

Ein kalter Schauer rieselte durch seine Gebeine und es schüttelte ihn wie Fieberfrost.

Gabriel stürzte herzu. Angstvoll fragte er: „Was ist Euch?"

„Kind," sagte der Alte, „du hast einen Vater im Gefängniß — wie wäre dir's, wenn du hörtest, die Gefangenen werden gerichtet, oder sie sind es wirklich?"

Gabriel erbleichte. „Großer Gott, es wäre schrecklich!"

„Siehe, so ist es mir, „fuhr Acevedo fort. „Dort haben Menschen gefochten, die mir — unendlich theuer sind. Leben sie noch? Wer kann mir Gewißheit geben?"

„Ach," sagte Gabriel, „Ihr leset ja in den Sternen — fraget sie!"

Acevedo seufzte tief. „Ach," sagte er dann, „der Tag ist noch so lang — und es ist eine schwere Aufgabe, das eigne Geschick zu erforschen!"

Er stand auf, denn eine peinliche Angst und Unruhe verfolgte ihn.

Da klopfte es leise an der Thüre des Gemaches. Schnell öffnete Acevedo. Eine Hand reichte einen Zettel herein und zog dann die Thüre schnell zu, so daß der Alte es nicht einmal sehen konnte, wer es gewesen.

Hastig trat er zum Fenster und las.

Darauf trat er zum Kamin und warf den Zettel hinein — aber seiner Stirne tiefe Falten glätteten sich nicht.

Schweigend verließ er das Gemach.

Gabriel legte die Hand auf's Herz. Er ist so gut, sagte er leise, und leidet doch auch so viel, der Arme, und die Welt muß ihm viel genommen haben. Ach, mein Vater! mein — — Gui! seufzte er und sank wieder in seine Träumereien zurück.

Zur Königin begab sich der Meister.

„Kommt Ihr, mir Glück zu wünschen, Acevedo?" — fragte mit triumphirendem Lächeln Katharina.

„Nein," sprach fest Acevedo — „denn anders ist das Loos gefallen."

„Wie?" rief die Königin, „Ihr wolltet an dem Siege zweifeln, den Paris mit Jubel verkündet? — Ihr?" —

„Ich," sagte, sich gleichbleibend, Acevedo. „Zwar noch hörte ich nichts von der Botschaft, die Ihr wahrscheinlich von dem Herzoge werdet erhalten haben; allein mag er Eurer Majestät melden, was er will — die Sternenschrift lügt nicht."

„Und was meldet sie?" fragte halb enttäuscht Katharina.

„Condé ist in Eurer Gewalt — Montmorenci in der Coligni's. Saint-André hat sein Geschick erreicht, wie ich Euch verkündigt — aber es fehlen sieben Tausende in dem Heere Guise's!" —

Katharina starrte ihn an. „So lügt der Siegesbericht; das ist kein Sieg Guise's — obwohl es ein Sieg für mich ist." —

„Wohl," sprach Acevedo, „denn Saint-André ist nicht mehr, und der, der Euch — vergebt, Majestät, daß meine Zunge das Gräßliche ausspricht, — der an Eure geheiligte Person frevelnd seine Hand legen wollte, Euch in der Seine ersäufen zu wollen aussprach — er folgt bald seinem Bundesgenossen. Also spricht der Sterne Wort."

Katharina's Züge nahmen einen erschütternden Ausdruck an. Alle Leidenschaften, deren ihr Herz fähig war, standen leserlich darauf geschrieben. Krampfhaft bebte und zuckte ihre Lippe — aber sie schwieg. Sie verstand den Astrologen, der so kalt, so ruhig dastand, als ob tiefer Frieden in seinem Innern sei. — Der

Aufruhr ihres Innern ging vorüber. Sie wandte sich lächelnd zu Acevedo: „Und wie wird es dann werden?“ —

„Katharina wird Frankreich beherrschen,“ sagte Acevedo. „Euer eignes Herz bestimmt das Wie!“

Eine Glorie verbreitete sich bei diesem Gedanken über Katharina's Züge.

„Was wisset Ihr von Condé's Geschick?“ — fragte sie darauf.

„Eure Majestät vergißt es nicht, wie nahe ihr Condé steht. Ihr vergebt ihm den Fehler der Uebereilung, zu dem ihn Parteihaß trieb.“ —

„Und wenn ich ihn nun hinrichten ließe, weil er Havre an Elisabeth verrieth?“ fragte mit höhnendem Stolze die Königin.

„Der Herr leitet wie Wasserbäche der Könige Herzen,“ sagte Acevedo, „Condé fällt nicht durch Eure Hand!“ —

„Was trieb Euch dann aber zu mir?“ fragte sie nach einer Weile.

„Die Bitte, daß Ihr mir es gestatten wolltet, in das Lager Guise's zu gehen, um Euch sichere Kunde zu bringen!“

„Es sei, Acevedo!“ rief sie aus; „doch seid klug. Ich lohne königlich, vergesset es nicht.“

Acevedo's Miene verzog sich spöttisch. Er entfernte sich schnell.

Er ging zu Gabriel. „Kind,“ sagte er, „bleibe du hier — doch nein, du magst mich begleiten! — Mein Herz will Ruhe und Frieden!“

„Und wohin führt unser Weg?“

„Weit, mein Sohn,“ sagte Acevedo. „Du möchtest hier nicht sicher sein; denn ich werde längere Zeit weilen in der Ferne.“

XVII.

Und weit und immer weiter hinab nach der Auvergne und Dauphiné zogen die Zigeuner und in ihrem Gefolge der immer gefährlicher erkrankende Gui.

Die alte Adelma verließ ihn nicht mehr. Wäre Gui eines ihrer Kinder gewesen, größere Liebe hätte das Mutterherz nicht üben können.

Alle Sorgfalt schien indessen fruchtlos bleiben zu wollen. Das Reisen in dieser Jahreszeit war dem Leidenden sehr nachtheilig, und doch traute die Horde nicht, sich lang aufzuhalten. Der Unwille über des Kranken Anwesenheit wuchs mit jedem Tag. Adelma selbst befürchtete zuletzt eine Freventhat. Und so faßte sie den Entschluß, den Jüngling zu Rabaud und Salers zu bringen. Wer malt aber die Freude und den Schrecken der treuen Freunde, als der geliebte Jüngling jetzt plötzlich wieder zurückkehrte in die stille Hütte und — dem Tode nahe war? —

Sie boten Alles auf, sie wetteiferten mit einander, mit Adelma, die noch weilte bei dem Liebling. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, ihn in einen bessern Zustand zu bringen. Der Wundarzt von Grenoble, den Rabaud holte, sprach von zweifelhafter Hoffnung, weil die Wunde sehr versäumt und gefährlich geworden sei.

Als Gui zum ersten Mal aus der todtähnlichen Bewußtlosigkeit erwachte und Rabaud und Salers sah und die bekannten Räume der Hütte — da schien es ihm Fiebertraum, und nur schwer überzeugte er sich von der Wirklichkeit des Verhältnisses. Seine Leiden waren groß, und weit hinaus schob sich die immer noch ungewisse Wiedergenesung.

Die Nachtheile der Schlacht von Dreux zu verhüten, vereinigte sich Coligni mit den Engländern in der Normandie. Seinem Bruder d'Andelot trug er die Vertheidigung des wichtigen Platzes Orleans auf, und dieser warf sich mit einer nicht unbeträchtlichen Macht hinein. Mouvans und du Plessis waren mit ihren Regimentern bei dieser Heeresabtheilung. Beide und der Dritte im Bunde, der wackere Maugiron, waren höchst betrübt über den

Verlust Gui's de Saint-Fleur. Keiner von ihnen hatte ihn fallen sehen — darum deutete ihnen sein räthselhaftes Verschwinden auf nichts Anderes, als Gefangenschaft.

Mouvans war unerschöpflich im Lobe seiner Tapferkeit, die er an seiner Seite bewiesen, und um so mehr bedauerte man seinen Verlust. Doch beruhigten sie sich schneller — da sie als Gefangnen wohl — aber ihn doch sicher wußten und die Hoffnung hegten, ihn wieder zu sehen.

Anders sollte es sich nach kurzem Zwischenraume gestalten.

Kaum war d'Andelot in Orleans eingezogen, als Franz von Guise, nun alleiniger Befehlshaber des Heeres, vor Orleans erschien, um die Belagerung mit allem Eifer zu beginnen; zu Schloß Cornée hatte er sein Hauptquartier, und von hier aus leitete er die Belagerung der Stadt, die d'Andelot mit ritterlicher Tapferkeit vertheidigte.

Von Guise's Treiben zu Schloß Cornée sprach man im Heere viel Seltsames und Ungereimtes. Ein geheimnißvoller Mensch, ein Sterndeuter, hielt sich bei ihm auf, sagte man laut, und er habe ihn eingeweiht in die Geheimnisse dieser unseligen Kunst. Es war nichts Unwahres, was man sprach. Seit einiger Zeit war Acevedo bei Guise, und manche Stunde der Nacht brachte er bei dem weisen Meister zu. Acevedo hatte sich ganz seines Vertrauens bemeistert.

Eines Abends, wo sie wieder in ihre tiefsinnigen Betrachtungen sich vertieft hatten, sprach Guise den schon oft berührten Wunsch aus, einige Zeilen in des Connetables Hände zu spielen, der von d'Andelot in Orleans gefangen gehalten wurde. Was er schon einigemal abgelehnt, nahm dieses Mal der Meister auf.

„Ich will es übernehmen,“ sagte er, „schützt mir den Knaben hier, und schon morgen bin ich in Orleans.“

„Wie aber wollt Ihr das vollbringen?“ fragte der Herzog.

„Dafür laßt mich sorgen,“ entgegnete der Astrolog. „Ich habe in Orleans gelebt, als der Hof sich dort aufhielt, und weiß Wege, die vielleicht Hunderten in Orleans fremd sind.“

Der Herzog war froh, dies zu vernehmen, und schon mit der einbrechenden Nacht trat Acevedo seine gefahrvolle Wanderung an.

Nach Orleans zu kommen, wo er wußte, daß du Plessis war, hatte Acevedo lebhaft gewünscht; allein seine Klugheit ließ es nicht zu, dem Wunsche des mißtrauischen Herzogs schnell zu begegnen. Jetzt endlich sah er sich am Ziele, und leicht gelang es ihm, der so genau hier bekannt war, in die Stadt zu kommen.

Der edle du Plessis saß allein in seinem Gemach und dachte den unglücklichen Folgen der Schlacht von Dreux nach, als seine Thüre sich öffnete und, in einen langen und weiten Mantel gehüllt, ein Mann hereintrat, den er im ersten Augenblicke nicht erkannte; als er aber den Mantel abwarf, flog Acevedo an seine Brust. Sie hatten sich lange nicht gesehen, darum war er innig und freudig, der Empfang.

„Bringst du mir Kunde von Gui?“ fragte du Plessis den Freund, und in dem Worte sprach sich der herzliche Antheil aus, den er an dem Jünglinge nahm.

Acevedo erschrak. „Gui?“ fragte er gedehnt — „von dir erwartete ich sie!“ —

„Großer Gott!“ rief, von banger Ahnung bewegt, du Plessis — „ist er nicht unter den Gefangenen?“

Acevedo stützte sich auf die Lehne des Stuhles. Seine Kniee wankten.

„Ich habe sie Alle gesehen, ich habe alle Verwundete gesehen, alle Todte auf dem Schlachtfelde betrachtet mit angsterfülltem Herzen, aber ich sah ihn nicht!“ Das sprach er mit zitternder Stimme.

Da faltete du Plessis die Hände.

„So weiß Gott allein, wo er ist und was ihn traf,“ sagte er bewegt, „denn er verschwand im Gefechte, nachdem er heldenmüthig an Mouvans' Seite gekämpft und mit ihm den Connetable zum Gefangenen gemacht; und erst, als die Nacht kam, denn früher verließ er nicht seinen Obersten, seinen Freund Maugiron, verschwand er.“

„O mein Sohn, mein Sohn!“ rief herzzerreißend Acevedo,

„so fand ich dich, um dir unbekannt zu bleiben und dich wieder zu verlieren!“

„Sei Mann, Viole,“ sprach Plessis, eine Thräne zerdrückend, und schloß den Freund an seine Brust. — „Gerade das Räthselhafte seines gänzlichen Verschwindens gibt einen Schimmer von Hoffnung.“

Aber es war umsonst, den Greis zu trösten. Tief und erschütternd war der Schmerz. Er verließ das Gemach du Plessis' nicht und hing ganz seinem Schmerze nach, der durch den Vorwurf, daß er sich dem Jünglinge nicht zu erkennen gegeben, unendlich gesteigert wurde.

Am andern Tage gewahrten die Belagerten eine ungewöhnliche Bewegung im feindlichen Lager. Alle waren eines Angriffes gewärtig — aber er erfolgte nicht. Erst in der Nacht löste sich das Räthsel gräßlich durch Kundschaften.

An dem mildklaren Februartage war Herzog Franz von Guise aus dem Lager vor Orleans nach seinem Quartiere, dem Schlosse Cornée, geritten. In Mitten des Weges lauerte auf ihn des Meuchelmörders frevlerische Hand. Poltrot de Meray war es, der, von fanatischem Eifer erfüllt, scheinbar zu den Katholiken sich hingeneigt und, um die Mordthat an dem gefährlichsten Gegner seines Glaubens zu verüben, zu dem Heere der Katholiken übergegangen war. Er ersah den günstigen Augenblick, wo der Herzog, von einer Anhöhe sich umzuschauen, sein Roß anhielt, und traf mit tödtlichem Blei Guise's Brust so sicher, daß er wenige Tage darauf seinen Geist aufgab.

Diese Nachricht weckte den unglücklichen Acevedo aus seiner Lethargie.

„Lebe wohl!“ sprach er zu du Plessis, „ich muß zurück ins Lager, noch eine Pflicht zu erfüllen — zurück nach Paris. Ich fühle, der mürbe Bau dieser Hülle bricht bald und der Bewohner kehrt zum Lande des Friedens heim.“

Trauernd entließ ihn der Freund, nachdem er Alles versucht, ihn zum Bleiben in Orleans zu bereden.

Acevedo kehrte ins Lager zurück, wo Gabriel in unsäglicher Angst seiner geharret.

Er sah des Mannes tiefen Schmerz und forschte liebevoll.

„Ach,“ sagte er, „ich habe das letzte Erdengut verloren — ich bin ein Fremdling hier!“

„Laß uns nach Paris zurückkehren,“ sagte er zu Gabriel, und so verließen sie das Lager.

So weit entfernt auch eine Ausgleichung der Parteien zu sein schien; ja ob sie gleich nach den Begebnissen der letzten Zeit, selbst jenseits der Grenzen der Möglichkeit zu liegen schien, so war sie doch näher, als man dachte, und Condé, der sich den Reizen des üppigen Hoflebens hingegeben, bot die Hand dazu dar. In Orleans wurden die Verhandlungen angeknüpft und nahmen einen so günstigen Fortgang, daß sie bald ihr Ende erreichten und von beiden Parteien bestätigt wurden. Die Vergünstigungen, die Katharina, die sich nun von zweien ihrer gefährlichsten Feinde befreit sah, den Protestanten zugestand, beruhigten diese, und gerne boten sie ihre Hand zur Befreiung von Havre, das noch immer in den Händen der Engländer war. Nur der edle Admiral und sein Bruder waren unzufrieden mit Condé's Handlungen. Sie zogen sich von der Unternehmung gegen Havre aus edlen Beweggründen zurück. Aufrichtig meinte es Katharina von Medicis nicht. Es galt ihr nur für den Augenblick Ruhe zu gewinnen. Andere Pläne bewegten ihre Seele. Sie fürchtete Condé's Theilnahme an der Regierung, da er nach dem Tode des Königs von Navarra, seines Bruders, Ansprüche zu haben schien. Klug berechnend die Umstände, ließ sie durch das Parlament von Rouen Carl den Neunten in seinem vierzehnten Jahre mündig erklären. Die größten Wünsche waren ihr erfüllt. Ihr Herz frohlockte, und Acevedo, der so hoch in ihrer Achtung, als sie niedrig in der seinigen stand, wagte es zum ersten Male, für Arbeque's Befreiung zu wirken. So erstaunt

auch Katharina über diese Bitte war, sie schien nicht abgeneigt, sie zu gewähren, da Acevedo ihr das Vortheilhafte dieser Handlung der Milde ins klarste Licht setzte.

Aber dieser Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden.

Arbeque, durch vielfache Leiden aufgerieben, kränkelte im Gefängniß, und sein Zustand ließ eine baldige Auflösung erwarten.

Acevedo, der dies erfuhr, wußte sich die Erlaubniß, ihn zu sehen, unter der Versprechung zu erwirken, ihn zum Katholizismus bekehren zu wollen.

Arbeque wußte seine Gabriele sicher bei dem menschenfreundlichen Manne, den er nicht kannte. Acevedo hatte sich Gelegenheit zu verschaffen gewußt, ihm diesen Trost schriftlich zu bringen.

Jetzt eilte er mit der trostlosen Gabriele zu dem Vater, der seiner Auflösung mit schnellen Schritten entgegen ging.

Erschütternd war der Augenblick, da Gabriele an des Vaters Brust lag — keiner Beschreibung fähig. Schmerzlich ergriff sie den edlen Acevedo, dessen Herz gebrochen war. Dieses Wiedersehen griff den Kranken so heftig an, daß er dem Tode näher kam, als es vielleicht andern Falls jetzt noch geschehen wäre.

Gabriele verließ ihn nicht wieder, und Acevedo kehrte oft zu ihm zurück. Der Hof trat indessen jene für die Protestanten unheilvolle Reise durch Frankreich an, die das Edict von Roussillon gebar, das dem kaum geschlossenen Frieden den Todesstoß zu geben verhieß.

Acevedo, den Katharina so gerne bei sich gehabt hätte, blieb in Paris zurück, seine wankende Gesundheit vorschützend, eigentlich aber nur um bei Gabrielen zu bleiben, wenn der Tod den Vater von ihrem Herzen risse.

Still und trübe flossen nun seine Tage dahin. Sein Auge blickte oft in den stillen Abendstunden sehnsüchtig hinauf zu der Gestirne Bahnen. Dort, im Lande des Friedens, war sein Alles, diese Welt bot ihm nichts mehr. Nur die Sorge um Gabriele, die seinem Herzen theuer geworden war, gab seinem Leben Reiz,

und der Gedanke, d'Arbeque's Haß in Liebe zu verwandeln, Versöhnung zwischen ihm und sich zu stiften, beseelte ihn.

So wandelte er denn auch einst wieder zu dem Leidenden. Weinend empfing ihn Gabriele. Er ahnete, was ihr Herz bewege, und ein Blick auf d'Arbeque zeigte ihm, wie nahe die Scheidestunde sei.

Der leidende Greis faßte seine Hand.

„Ich fühle es," sprach er matt, „mein Stündlein ist nahe. Ach, ich wollte gerne die Welt verlassen, — aber Gabriele ist hilflos." —

„Nein, das ist sie bei Gott nicht," rief Acevedo — „sie ist meinem Herzen theuer, und sie soll mein Kind sein, wenn Ihr sterbet."

Da verklärte sich d'Arbeque's Gesicht.

„Lohne es Euch Gott, was Ihr an meiner Verlassenen thut!" sagte er; „Gabriele sagte mir, wie Ihr sie beschützt, wie Ihr liebevoll für sie gesorgt, und das gibt mir die Hoffnung, daß Ihr sie nicht verlassen werdet!"

Acevedo hob seine Hand empor. „Bei Gott und seiner Gnade, die ich hoffe, schwöre ich es Euch, sie soll mein Kind sein!"

Da drückte krampfhaft der Kranke seine Hand.

„Gott segne Euch!" sagte er mit tiefer Rührung. „Ihr hebt eine Last von meinem Herzen; ach! sie war so schwer, und friedlich kann ich sterben."

Da ergriff's mächtig das Herz Acevedo's. — „d'Arbeque!" rief er, „du stehst nahe an der Pforte des Grabs, auch mir ist sie ferne nicht. — Der Schleier falle — ich bin Viole de Saint-Flour!" —

d'Arbeque richtete sich auf. Er zitterte heftig. „Du?" fragte er, und sein Auge ruhte forschend auf de Viole. „Du, de Viole?" wiederholte er, aber nicht der Haß, den er sonst gefühlt, erfüllte sein Herz.

„Und deinen Sohn habe ich fortgestoßen, als er mein Leben gerettet und Gabrielen, und ihre Herzen, die sich liebten, habe ich auseinander gerissen — und du willst Vater meines Kindes sein?

Kannst du mir vergeben, du Edler? O," rief er, „gib mir deine Hand!" —

de Viole zitterte. Er reichte ihm seine Hand.

Gabriele kam herein. „Kind," rief der Vater, „komm' — sieh', ich scheide freudig, denn Friede ist zwischen uns — er ist dein Vater, mein Freund! O, komm' an mein Herz!"

Da lagen sie an seiner Brust, und das selige Gefühl der Versöhnung zog durch Viole's Brust. —

Als er sich aufrichtete — sah er d'Arbeque's bleiche Züge — er sank zurück aufs Lager, er war nicht mehr!

Und ohnmächtig sank Gabriele in Viole's Arme.

Er brachte sie nach dem Louvre vermittelst einer Sänfte. Still ließ er d'Arbeque bestatten.

Gabrielen's Schmerz war namenlos. Viole (wie wir ihn jetzt nennen wollen) verließ sie nicht. Sein Herz fand Frieden bei Gabrielen's Schmerz, und sie Trost bei ihm. — Sie hatten ja Beide Alles verloren, und nur noch sich selbst. Aber lange, lange dauerte es, bis die Zeit Gabrielen's Schmerz milderte, bis sie im kindlichen Vertrauen dem, der jetzt ihr Vater, ihres Gui's Vater war, alle jene Begebenheiten, so weit es die jungfräuliche Scham zuließ, vertrauen konnte, die d'Arbeque berührt hatte, und die Viole unbekannt waren. Auch er fand Beruhigung in der Mittheilung seines Geschicks; aber er verschwieg Gabrielen den wahrscheinlichen Tod Gui's. Muthig und stark trug ihn der edle Mann. Er erkannte es, daß diese Mittheilung ihr Herz ganz brechen würde; aber er weihte sie ein in seine Geheimnisse, und höher achtete sie ihn noch und inniger, da sie die erhabenen Zwecke seines Wirkens erkannte.

XVIII.

Den harten, schweren Kampf des jungen, unverwüsteten, kräftigen Lebens gegen des Todes Gewalt kämpfte Gui lange Zeit. Eine gefährliche Krankheit gesellte sich zu seinem Wundfieber und

dem Schmerze seiner Wunden. Lange blieb dieser Kampf unentschieden. Alle Anstrengungen der Heilkunst blieben fruchtlos lange Zeit. Endlich, als des Frühlinges mildes Wehen neues Leben der Natur einhauchte, und frische Kraft durch alle Pulse der Schöpfung wallte, da auch wurde des Jünglings Zustand besser, und seine kräftige Natur entwand sich den Fesseln des Todes.

Aber seine Kräfte kehrten nur sehr langsam wieder. Es vergingen Monate, ehe er wieder kräftig in den Wäldern umherstreifen konnte.

Seines Herzens innige Sehnsucht zog ihn zu dem Orte hin, wo er die glücklichsten Stunden seines Lebens gelebt hatte, nach Schloß Arbeque. Hier hoffte er Kunde von der Geliebten zu erhalten. — Doch er täuschte sich.

Er kam eines Tags auf das Schloß. Ein mürrischer Alter öffnete, der ihn nicht kannte; als er aber sich zu erkennen gab, da erinnerte sich der Greis des Jünglings wieder, und mit aller breiten Redseligkeit des Alters erzählte er von seines Herrn unglückseliger Reise; von Gabrielen's Thränen nach Gui's Entfernung, deren Ursache man nicht gekannt; von ihrem Widerwillen gegen jene Reise nach Paris und endlich von des Barons Tod, und wie d'Arbeque, auf den Fall seines Todes, ihm die Verwaltung des Guts und der Burg für Gabrielen anvertraut.

„Wißt Ihr des Fräuleins Aufenthalt?“ — fragte Gui mit all der namenlosen Angst, die ihm ihre Lage, ihr Alleinstehen in der gefährlichen Hauptstadt einflößte.

„Leider kenn' ich den nicht,“ sprach betrübt der Greis; „allein sie selbst hat mir des Vaters Tod gemeldet, und die nöthigen Weisungen ertheilt.“

„Und woher?“ fragte eifrig der Jüngling.

„Aus Paris,“ antwortete der Greis. „Näheres aber sagte sie nicht. Sie nur in Person wird Rechenschaft von mir fordern. Auch weiß ich nicht, wo sie meine Nachrichten treffen sollten, da sie ihren Aufenthalt nicht weiter angab.“

„Wer wird ihr beistehen, wer sie schützen?“ rief Gui mit

bangen Ahnungen aus. „Ich will nach Paris und sie aufsuchen!“

„Seid Ihr jemals in Paris gewesen?“ fragte theilnehmend der Greis.

„In Paris war ich nie, obgleich ich mit Coligni's Heere davor stand.“

„Dann will ich mich nicht wundern, daß Ihr's für so leicht haltet, dort Jemanden auszukundschaften,“ versetzte Jener. „Glaubt mir, junger Herr,“ fuhr er fort, „hielt ich es für so leicht wie Ihr, ich würde heute noch aufbrechen, um meine junge Herrin zu suchen; allein Paris ist mir nicht fremd, und darum habe ich den Wunsch aufgegeben, der oft zum Vorsatz werden wollte. Auch täuscht Ihr Euch, wenn Ihr glaubt, es ginge ihr schlimm. Sie beruhigt mich ihretwegen; sie spricht von edlen Menschen, die sich ihrer väterlich angenommen. Es müssen also nothwendig Gründe obwalten, die die Verborgenheit ihres Aufenthaltes wünschenswerth machen, und diese zu erforschen, habe ich oft schon umsonst mich angestrengt.“ —

Gui verließ tief bekümmert den Ort. Sie lebt; der Gedanke erheiterte sein Gemüth, und wie ein freundlich tröstender Engel zog die Hoffnung in sein Herz, mit ihr aber auch die Sehnsucht, dorthin zu ziehen, wo die Geliebte sich aufhielt, um, vertrauend auf den himmlischen Schutz treuer, engelreiner Empfindungen — nach ihr zu suchen.

Auch diesem Wunsche nahte Gewährung, obgleich von einer andern Seite.

Die Freunde Rabaud und Salers kannten keinen sehnlichern Wunsch, als den, ihren Liebling, Gui, im rechtmäßigen Besitze der Burg seiner Väter zu sehen. Bisher war Saint-Flour noch immer Eigenthum des Staates gewesen, nachdem die verstoßene Diane de Poitiers die Burg hatte zurückgeben müssen.

Jetzt, wo der Frieden geschlossen war, wo der Hof geneigt schien, alle Mißhelligkeiten auszugleichen, wo Coligni sich in Paris aufhielt und des Jünglings Schritte unterstützen konnte, wo ein

edler Mann, wie der Kanzler l'Hopital, sein Gewicht in die Waagschale des Rechtes legen konnte; jetzt schien der günstigste Augenblick gekommen. — Darum bestürmten sie aufs Neue den Jüngling mit ihren Bitten und Vorstellungen, händigten ihm alle die wichtigen Dokumente ein, die Rabaud's Umsicht zu der Zeit der Flucht de Viole's gerettet, und ließen nicht nach, bis Gui zu handeln sich entschloß.

Gui war nun hergestellt. Seine Kräfte hatte er wieder; aber jene Frische der Gesundheit, jenes blühende, jugendliche Wesen war noch nicht wiedergekehrt und blaß waren seine Wangen noch. Allein sein männlich schönes Gesicht erhielt dadurch einen leidenden Ausdruck, der es anziehender machte. Die warme Jahreszeit war wieder gekommen — ohne Gefahr konnte er die Reise unternehmen, an deren Ziel die Hoffnung so viel Erwünschtes verhieß.

Gui trat diesesmal wieder, von den geretteten Schätzen aus besseren Tagen ausgerüstet, die Reise nach Paris an. Der alte Rabaud wollte selbst ihn begleiten, allein dies gab Gui nicht zu, weil er zu schwach war, und so zog der Jüngling allein des Weges mit einem Herzen voll schöner Träume.

Der Hof hatte eine Reise durch Frankreich unternommen. Katharina gab vor, den jungen König seinem Volke zeigen zu wollen, und dadurch die Bande der Liebe zwischen König und Volk fester zu knüpfen; aber gewiß lagen andere Beweggründe tief in diesem Herzen verborgen. Sie versäumte es nicht, den König auf die verwüsteten Gegenden, auf die zerstörten Kirchen und Städte aufmerksam zu machen, und alle Schuld auf die Protestanten häufend, des Königs Haß gegen die Ketzer nur mächtiger zu entflammen. Ueberall trug sowohl Carl der Neunte, als die Königin Mutter, die offenbarste Abneigung gegen die Ketzer zur Schau. Es war die günstigste Gelegenheit, den Samen, der in der Bartholomäusnacht so gräßliche Frucht trug, auszustreuen in Carl's Gemüth, und nichts wurde von allen seinen fanatischen Umgebungen versäumt, was zu dem Zwecke führen konnte. Mit den schrecklichsten Entwürfen trug man sich und Katharina nährte sie heimlich, wenn sie

auch wohl hin und wieder den Ketzern einen freundlichen Blick gönnte. Nicht Milde war es, die sie bestimmte, jenem Bündnisse, das zwischen dem Papste, dem Kaiser, Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzer hatte geschlossen werden sollen, nicht beizutreten, sondern eine wohlberechnende Politik, die nur auf sich selbst sich stützen wollte. Ihrem Ketzerhasse bot sich eine bessere Gelegenheit in Bayonne dar, wo die königliche Familie mit Elisabeth, Philipp's II. sanfter Gemahlin, zusammen kam. Aber nicht den Ergüssen der heiligsten Empfindungen mütterlicher und kindlicher Liebe waren die Tage geweiht. Alba, der in so naher Wahlverwandtschaft mit Katharina stand, der gräßliche Blutrichter, der allen Gesetzen der Menschlichkeit Hohn sprach, war hier ihr steter Gesellschafter. Während der Hof in üppigen Genüssen schwelgte, besprach sie mit ihm das Problem, das zu lösen ihr beiderseitiger Wunsch war, die Ausrottung der Protestanten. Alba legte den Grund eines umfassenden Plans in ihre Seele. Gewaltsame Unterdrückung mit einem Schlage, das war sein Grundsatz. Nicht gerade stimmte ihm Katharina bei, aber dennoch faßte seine Idee Wurzel, und sein Wort: „Daß der Kopf eines Lachses mehr werth sei, als alle Frösche in den Sümpfen," blieb in ihrem Andenken.

Allein jene geheimen Unterredungen blieben nicht geheim. Heinrich von Navarra erfuhr das Geheimniß, und der zwölfjährige Knabe vertraute der hochherzigen Mutter, was er vernommen.

Schaudernd begriff die edle Johanna den schrecklichen Plan. Ihre Warnungen schreckten Condé aus seiner Ruhe auf und machten den Admiral Coligni aufmerksamer auf die Wege der Feinde. Doch zu offener Widersetzung war kein Grund vorhanden, jetzt wenigstens nicht. Der Hof schien friedlich. Katharina nahm ihre Maske vor, und jene Versöhnung der Häuser Chatillon und Guise war ein verächtliches Spiel, das den Haß tiefer in die Gemüther senkte, indeß äußerlich das Heiligthum des Menschenherzens, Freundschaft, erheuchelt wurde. — Katharina, je mehr sie die Lage Frankreichs erwog, je mehr sie einsah, daß ihre Verschwendung, und die Ueppigkeit des Hoflebens es entkräftete, begann nur im Kampfe der

Parteien ihr Heil zu sehen. Er bot Gelegenheit zur Einziehung von Gütern, bot Gelegenheit, ihrem Lieblingssohne Heinrich, Herzog von Anjou, eine wichtige Stelle, den Oberbefehl der Armee, zu übertragen, und dem glühenden Ehrgeize desselben die Bahn des Ruhmes zu eröffnen. Das neugeschlossene Bündniß mit dem Papst und den katholischen Kantonen der Schweiz, die Annahme von 5000 Schweizern in französischen Sold zeigten den Protestanten, was sie zu erwarten hatten. Sie blieben nicht unthätig. So rüsteten sich beide Parteien.

Katharina's Klugheit hatte leicht einen Vorwand für ihre Rüstungen gefunden. Alba führte ein mächtiges Heer nach den Niederlanden, dort zu thun, was Katharina beabsichtigte. Scheinbar äußerte man Besorgniß ob dieses Heerzugs an den Grenzen des Königreiches. Die Klugheit rieth, ein Beobachtungsheer zusammenzuziehen, und dies geschah, indeß der Franziskanermönch Hugo nach Madrid eilte, die wahren Gründe Philipp II. zu melden, der seine Rolle mit Sicherheit und Virtuosität spielte.

So standen die Sachen, als eines Tags Gui de Saint-Flour in den Hof des Schlosses Chatillon einritt, wo Coligni sich aufhielt. Bei ihm waren Mouvans und du Plessis. Die üble Gestaltung der Verhältnisse für die Sache ihres Glaubens machte den Gegenstand ihrer Unterredung aus.

Gui wurde gemeldet.

Alle sahen sich erstaunt an, als sein Namen von dem Diener genannt wurde.

„Es geschehen Dinge, die ans Unglaubliche grenzen," sagte Coligni — „sogar die Todten stehen auf!"

Er hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als Gui herein trat, die Herren mit jenem edlen Anstande begrüßend, der ihm eigen; mit jener Hochachtung, deren sie würdig, und mit jener Herzlichkeit, zu der ihn seine Liebe zu ihnen hinzog.

Die Ehrerbietung vor dem Admiral hielt allein Plessis und Mouvans zurück, dem Trieb ihres Herzens Folge zu leisten und den Jüngling an ihre Brust zu drücken.

Der Admiral trat ihm entgegen und reichte ihm mit väterlicher Huld seine Hand. „Gottlob, daß Ihr lebt, Herr de Saint-Fleur,“ sprach er mit Gefühl, „wir haben Euch Alle als todt betrauert; und der Verlust eines so tapfern jungen Mannes, dessen Leben und Ruf so fleckenlos, hat meinem Herzen wehe gethan. Mit Freuden heißt es Euch darum willkommen!“

Der Jüngling drückte mit Rührung die Hand dieses großen, edlen Menschen.

Jetzt aber konnte sich der stürmische Mouvans nicht länger halten.

„Komm heran,“ rief er, „du wackrer Freund, der du so ritterlich treu an meiner Seite kämpftest, den ich mit Schmerzen verlor!“

Da flog der Jüngling in des Mannes geöffnete Arme und aus ihnen in die des sanfteren du Plessis.

Als das herzliche Bewillkommen vorüber, sprach der Admiral:

„Setzt Euch nun an meine Seite, Herr de Viole, und theilet uns umständlich Eure Begebnisse seit jener unseligen Schlacht bei Dreux mit. Sie müssen seltsam sein — denn Euer Verschwinden war so räthselhaft, als nach so langem Zwischenraume Euer plötzliches Erscheinen ist.“ —

Gui ließ sich nieder. Sechs Augen hingen an seinem Munde erwartungsvoll. Alles, was zwischen jener Stunde seiner Verwundung und der Tag, wo er die Freunde wieder sah, erzählte er ihnen nun mit Offenheit und Treue.

Voll Erstaunen hörten sie zu; machten ihm aber dann bittre Vorwürfe, daß er so lange her schon nichts habe von sich hören lassen.

Gui entschuldigte sich, so gut es gehen mochte.

Angelegentlich fragte er dann nach den jetzigen Verhältnissen, die ihm in seiner Einsamkeit unbekannt geblieben.

Coligni übernahm das unwillkommene Geschäft, den Jüngling einen Blick in die verworrenen Verhältnisse thun zu lassen, und ihm die feindselige Stellung des Hofes zu zeigen, dessen Treulosigkeit keinen Glauben, kein Zutrauen mehr verdiente.

Wie schmerzlich sah sich Gui getäuscht. Alle seine Hoffnungen sanken nun zusammen. Er äußerte sein Vorhaben, nach Paris haben gehen zu wollen, dort die Zurückgabe von Saint-Flour zu betreiben.

Der Admiral lächelte wehmüthig.

„Diese Hoffnung müßt Ihr aufgeben, Herr de Viole," sprach der Admiral; „denn des Hofes feindselige Stellung deutet genugsam an, wie wenig man Eure gerechte Forderung beachten würde; aber auch den Fall angenommen, der Hof wäre unseren Glaubensgenossen günstig, dennoch würdet Ihr nur eine trügliche Hoffnung nähren, da Katharina den Schatz, der ohnedem durch die Kriege und die Verwüstungen, die in seinem Gefolge sind, erschöpft ist, noch mehr durch ihre unselige Reise und ihre Verschwendung in üppigen Hoffesten erschöpfte. — Wie wolltet Ihr da hoffen, daß sie eine so reiche Besitzung, als Saint-Flour ist, zurückgäbe?" —

Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß sie hätten widerlegt werden können. Gui ergab sich in sein Geschick; aber jener andere Gedanke, der seine Seele beherrschte, wurde so leicht nicht aufgegeben.

Das Gespräch wandte sich nun auf die nothwendigen Rüstungen der Hugenotten. Der Admiral theilte ihnen nun mit, was bereits geschehen und wie viel noch geschehen müsse.

„Und zu dem, was ich thun muß," fuhr er fort, „bedarf ich treuer, muthiger und unternehmender Männer, wie die sind, in deren Mitte ich jetzt stehe.

„Ihr, du Plessis und Oberst Mouvans, kennt schon die Aufträge, die Ihr zu erfüllen Euch entschlossen; Ihr aber, de Viole, noch nicht. Auf Euch rechne ich, und darum wünsche ich, daß Ihr in meiner Nähe bleibt; wollt Ihr das?" —

Ein Schmerz zog durch des Jünglings Brust — aber er richtete sich männlich auf und gab feierlich sein Wort, zu jeder Unternehmung bereit zu sein.

Coligni drückte seine Hand. „So kannte ich Euch," sagte er,

„und mein Vertrauen, das mich oft täuschte, hat sich in Euch herrlich bewährt, und diese ist eine von den freudigen Erfahrungen, an denen das Leben nicht eben reich ist.“

Bis tief in die Nacht blieben Mouvans und du Plessis in Chatillon — dann aber verließen sie den Admiral; Gui blieb in seiner Nähe und mußte den Plan, den sein Herz entworfen, für jetzt aufgeben. Zu dem Vater über den Sternen betete er, und seinem Schutz empfahl er die Geliebte vertrauensvoll, und Frieden kam, des Gebetes reicher Segen, in seine bewegte Brust.

Katharina's Kundschafter umgaben mit Argusaugen den Admiral sowohl als Condé, der sich damals zu Noyers in Auxerrois aufhielt, und hinterbrachten ihr jeden Schritt. — Damals wurde zum ersten Mal am Hof und im Kabinete Katharina's der Namen eines jungen Mannes genannt, der Katharina's wildes Herz durch die Erinnerung, die er heraufrief aus der Vergangenheit, in stürmische Bewegung brachte. Gui de Viole de Saint-Flour nannte man als Coligni's Vertrauten, als den, der die geheimen Aufträge nach Noyers zu dem Prinzen Condé bringe, der selbst in der Nähe Johanna's von Navarra zu Nerac sei erblickt und von ihr ausgezeichnet worden. Man schilderte ihn als einen der muthigsten Männer der Hugenotten, der, noch Jüngling, in der Schlacht bei Dreux mit Mouvans den Connetable zum Gefangenen gemacht, und durch seine Tapferkeit in jener Schlacht dem königlichen Heere beträchtlich geschadet. Es war wirklich an dem. Unbedingtes Vertrauen schenkte der Admiral dem jungen, fähigen Manne, und die Klugheit, womit er sich der wichtigsten Aufträge entledigte, der nie rastende Eifer für die Sache seines Glaubens, stellte ihn noch täglich höher in des Admirals Achtung und Werthschätzung.

Es war zu Monceaux en Brie, wo sich damals der Hof aufhielt, und wo Katharina, bei dem sich allmählich mit Wetterwolken umlagernden Horizont, das in ihrem finstern Aberglauben wurzelnde Bedürfniß fühlte, den ihr so treu ergebenen Astrologen Acevedo, der noch immer in Paris in fast klösterlicher Einsam-

keit lebte, wieder um sich zu haben, und den sie darum zu sich beschied.

Acevedo verließ ungern Paris, aber er, der durch die Nachricht von Gui's Wiedererscheinen, die ihm insgeheim du Plessis mitgetheilt, ein neues Leben gewonnen, er sah jetzt, wie nothwendig es sei, seine Stellung zu behaupten, und sich tiefer in das Geheimniß zu hüllen, das ihn bisher verbarg; und so folgte er dem Rufe der Königin, das Wiedersehen des geliebten Sohnes bessern Tagen übergebend.

Er wußte ihn ja jetzt am Leben; er wußte die ans Wunderbare grenzende Erhaltung des Jünglings, und seine dankbare Seele schwur aufs Neue, sich der heiligen Sache seines Glaubens zu weihen, und im Dunkeln die Blitze abzuleiten, die ihm Verderben drohten. — Gabriele sah freudig die Aenderung des Wesens bei dem Manne, der jetzt ihr Vater war, den sie so innig verehrte und liebte. Sie fragte ihn nach dem Grunde seiner erneuten Lebenslust, die ihr um so weniger begreiflich war, da sie durch ihn die sich immer mehr verfinsternden Aussichten für die Glaubensgenossen kannte.

Gabriele war ja das einzige Herz, das in Liebe ihm nahe war, in aufopfernder Kindesliebe — ihr erschloß er sein Herz und sagte ihr, wie der Sohn, um dessen Tod er getrauert, lebe und wiedergefunden sei. Er sprach jetzt begeistert von seinem Vaterglück, und von der Hoffnung, endlich ihm nahe stehen, ihn ans Vaterherz drücken zu können. Jener früheren Ereignisse seines Lebens gedachte er nicht, aus Schonung für Gabrielen, da er nothwendig des lieblosen Benehmens ihres verstorbenen Vaters hätte gedenken müssen, und so blieb es ihr unbekannt, wie nahe ihrem Herzen dieser Gui stand, dessen Namen ihrem Herzen so schmerzlich süße Erinnerungen zurückrief, und das Bild des Jünglings, den sie liebte, in dem ganzen Farbenschmuck der ersten Liebe zurückzauberte — den ihr Vater so hart, so undankbar von sich gestoßen, und nie ihr gesagt, warum.

Viole blickte mit unaussprechlicher Liebe auf das Mädchen.

Er sah, wie bei der Nennung des Namens „Gui" eine Flammenröthe ihr schönes Antlitz überzog.

Dann forschte er leise und vorsichtig, ob wirklich Gui's wahre Verhältnisse ihr fremd seien. Er nannte den Namen „Rabaud" wie zufällig und beobachtete sie. Eine unaussprechliche Verwirrung bemeisterte sich Gabrielen's. Sie beugte sich tief herab, denn sie fühlte, daß Acevedo's Auge auf ihr ruhe.

Nachdem sie ihre Fassung wieder gewonnen, fragte sie anscheinend gleichgiltig, aber mit zitternder Stimme, nach dem alten Rabaud, der einst ihres Vaters Wunde geheilt.

Viole, der jetzt genug wußte, sagte leicht hingeworfen, der Alte lebe noch in der Dauphiné. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus des Mädchens Brust herauf; aber sie schwieg.

XIX.

Die Hugenotten sahen mit jedem Tag ihre wachsende Gefahr mehr ein, denn immer bedeutender wuchs das Heer des Hofes an, und immer deutlicher trat das Mährlein von einer Beobachtungsarmee ans Licht. Zu Vallery und zu Chatillon hatten sie bereits zahlreiche Versammlungen gehalten, worin beschlossen wurde, eine kräftige Stellung anzunehmen. Im engern Rathe zu Chatillon war ein Plan entworfen worden, der besonders Condé, Mouvans und andere feurige Häupter der Hugenotten für sich hatte, und da er am sichersten zum Ziele führen konnte, auch zuletzt des Admirals Beifall erhielt, der nämlich, den Hof in der Stille in Monceaux en Brie, wo Carl der Neunte die Freuden der Jagd genoß, aufzuheben, was um so leichter war, da Monceaux nicht befestigt, also auch um so sicherer einzunehmen war. Zu diesem Schritte wurde nun Alles in der Stille vorbereitet.

Gui de Viole war in dieses Geheimniß eingeweiht, und war von dem Admiral ersehen, die Kunde davon nach der Picardie zu bringen, wohin sich du Plessis-Mornai begeben, um Truppen zu

werben und den protestantischen Adel der Picardie für die neuen Unternehmungen zu gewinnen.

Mit den nöthigen Schriften versehen, die er heimlich auf seinem Leibe trug, verließ Gui Chatillon, und trat, bloß von seinem Diener begleitet, die Reise an, die bei dem immer mehr wachsenden Mißtrauen und bei der jetzt sich mehr und mehr anfachenden Gluth des Fanatismus viele Umsicht forderte, wie sie auf der andern Seite nicht ohne große Gefahr war. Mit den aufrichtigsten Segenswünschen entließ ihn der Admiral, dessen Herz doch ein wenig pochte bei dem Gedanken, wie doch ein unangenehmer Zufall das Geheimniß enthüllen könnte.

Die reizende Lage des Schlosses Monceaux en Brie, mehr aber noch der große Reichthum der das Schloß umgebenden herrlichen Buchenwälder an Wild aller Art, fesselte Carl den Neunten mit fast unauflöslichen Banden an diesen Ort. Wie König Carl Alles, was er ergriff, mit großer Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ergriff, so war die Jagd ihm wahrhaft zur Leidenschaft geworden. Ueber ihr vergaß er Alles. Sie nahm ungetheilt sein ganzes Wesen so sehr ein, daß er durch sie selbst zum Schriftsteller wurde. Katharina von Medicis wußte gar klug diese Leidenschaft ihres königlichen Sohnes zu befriedigen, und ihn so von den Regierungsgeschäften entfernt zu halten. Daher ertrug sie gerne die traurige Einförmigkeit, die der Aufenthalt in Monceaux für sie haben möchte — indem sie klug den kleinern Verlust des größern Gewinnes wegen trug.

Schon lange hielt sich der Hof in Monceaux auf, und noch immer war keine Aussicht der Rückkehr nach Paris, da Carl vom frühen Morgen bis zum späten Abende die Freuden der Jagd genoß, und selbst oft die Damen des Hofes zu diesen Freuden, so unweiblich sie auch sein mochten, hinzog. Vor Allen gefiel sich Margarethe von Valois, Carl's Schwester, in diesen Vergnügungen. Heiter und lebensfroh, im Mai ihrer Tage stehend, geschmückt mit der reichsten Fülle weiblicher Schönheit, fand sie Ersatz für die Einförmigkeit Monceaux's in diesen Zerstreuungen, da ihr Sinn an

die immer jungen Freuden des galanten und üppigen Hoflebens gewöhnt war.

Es war am Ende Septembers, als Carl eine große Hetzjagd angeordnet hatte, zu der die verschwenderischsten Vorbereitungen gemacht worden waren, an der der ganze Hof Theil nehmen sollte. Einer der freundlichsten Herbsttage lächelte dem wilden Feste. Frühe schon, denn im Walde sollte das Mittagsmahl in einem prachtvoll geschmückten Zelt eingenommen werden, sammelte sich das Jagdgefolge im Hofe des Schlosses. Die Herren des Hofes wetteiferten in Galanterie gegen die Damen, die in den reichsten und anmuthigsten Jagdkleidern, auf den zierlichsten Zeltern sitzend, des Hofes Krone, die schöne Margarethe, erwarteten. Einer der schönsten schneeweißen Araber harrte, kostbar aufgezäumt, der lieblichen Reiterin, die endlich an ihres königlichen Bruders Hand aus dem Portale des Schlosses trat. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung wurde laut, als die Herrliche hervortrat im grünen Jagdkleide, von goldner Stickerei überdeckt. Sie war heute schöner als je, das gestand selbst die eitle, gefallsüchtige Lustrac, Saint-André's schöne Wittwe. Ein leichtes Roth malte die Wangen der lieblichen Prinzessin, und das dunkle Gewand hob recht die blendende Weiße ihrer Lilienhaut.

Selbst Carl's dunkles Auge blickte mit Wohlgefallen auf die schöne Schwester, die sich so leicht, so anmuthig auf das schöne stolze Thier schwang, und rief dem Marschalle von Tavannes zu;

„Unsere Jagd muß heute glücklich sein, Marquis, denn seht nur die reizende Göttin der Jagd, Diana selbst, begleitet uns!“ —

Lauten Beifall und einmüthigen erhielt die Galanterie des Königs. Höher färbten sich Margaretha's Wangen; die Hörner erschallten in lustigen Fanfaren, und des Königs Aufsitzen gab das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Katharina stand auf dem Balcon und weidete ihre Blicke vielleicht seit langer Zeit zum ersten Male mit reiner mütterlicher Freude an der Tochter Liebreiz, der mit zauberischer Macht Aller Augen auf sie zog. Sie allein nahm nicht Theil und der Liebling ihres Herzens, Heinrich von Anjou,

der eine Unpäßlichkeit vorgeschützt. Bald war das Jagdgefolge der königlichen Geschwister dem Blick entschwunden, und nur noch aus der Ferne klangen lustig die Hörner zum Schlosse herüber, und bald verlor sich in reizendem Decrescendo der liebliche Klang, dem Katharina gelauscht, und sie verließ den Balcon, sich in ihre Gemächer zu begeben, um über wichtige Dinge mit Heinrich von Anjou zu verkehren.

Alba's Saat, ausgestreut in den stillen Zusammenkünften zu Bayonne, begann zu keimen. Katharina's Gemüth hatte den Funken aufbewahrt, den der Würger so leicht in dasselbe geworfen, als handle es sich um ein Würfelspiel. Oft sah man sie seit jenen Tagen brüten über finsteren Gedanken, öfter verkehrte sie mit dem fanatischen und grausamen Heinrich, dem Vertrauten ihrer blutigen Entwürfe.

Auch die Stunden dieses ungestörten Tages wollte sie mit ihm verbringen in vertrauter Berathung.

Sie war kaum in ihr Klosett getreten, als der hochfahrende Prinz, der in Carl's schwächlicher Gesundheit die Hoffnung künftiger Thronfolge sah, auch schon hereintrat und sich zur Mutter setzte.

Ihr Gespräch drehte sich fürs erste um den nahen Ausbruch der Feindseligkeiten. „Gedenkt wirklich Carl dem Connetable das Commando zu?“ fragte er die Mutter mit einem Tone, der nur zu deutlich das Mißvergnügen an dieser Idee des Königs aussprach.

„Urtheile nicht unbillig, Heinrich,“ erwiederte Katharina; „er muß dem Alten seine Gerechtsame lassen. Gedulde dich nur eine kurze Frist — ich weiß es, daß sein Ziel nahe ist.“

Heinrich sah sie erstaunt an.

„Acevedo,“ fuhr sie fort, „hat ihm das Horoskop gestellt — er endet schnell, wie er behauptet, vielleicht in der ersten Schlacht.“

Heinrich's Antlitz erheiterte sich. „Und was gedenkt dann meine theuere Mutter zu thun?“ fragte er.

„Du bist dann am Ziele deiner Wünsche — du erhältst dann den Oberbefehl, und Tavannes und Cossé stehen mit ihren reichen

Erfahrungen dir zur Seite und winden die Lorbeern zu deinem Siegerkranze."

Voll dankbarer Freude küßte der Prinz der Mutter Hand.

„Ihr sollt Freude erleben," sprach er, „denn ich will sie hetzen, die Ketzer, wie des Waldes Thiere, die Carl jetzt hetzt, während er die Ketzerbrut gewähren läßt nach ihrem verstockten und verruchten Sinn."

„Säße ich an Carl's Stelle auf Frankreichs Thron, anders sollte es sich gestalten, und bald sollte Frankreichs Boden kein Ketzer mehr entweihen und unsere heilige Kirche uneingeschränkt herrschen, so weit Frankreichs Zunge gehört wird."

„Du sprichst mir aus der Seele," sagte vertraulich die Königin. „Zu einseitig, zu kraftlos war bis hierhin das Verfahren. Schlagt der Schlange den Kopf ab, sagte Alba in Bayonne, und ihr zertretet das ohnmächtige Thier mit einem Tritte. Viel zu sehr habe ich nachgegeben, und durch diese Milde, die ich unzeitig nennen muß, sind sie so kühn geworden, daß sie trotzen unserer Macht."

Heinrich ballte wild seine Faust. „Mit einem Tritte sie vernichten, das wäre allein der Weg zum Heile; denn so wachsen sieben neue Köpfe, wenn einer vom Schwerte gefällt wird."

Die Königin lächelte teuflisch in sich hinein: „Das ist Alba's Meinung. Sie locken an einen Ort und sie niedermachen, die Häupter, und dann durch Frankreichs Statthalterschaften, die vorher mit vertrauten Leuten besetzt werden müßten, ein Gleiches thun — so wäre kurz und schnell das gute Werk vollbracht."

„Vergeßt es nicht," sprach besonnen der Prinz, „daß, so lange l'Hopital Kanzler ist, sein eiserner Sinn und seine Neigung für die Ketzer Euch indirect hemmend im Wege stehen wird."

„l'Hopital?" fragte die Königin, und ein Zug bittern Hohns um den Mund wurde sichtbar; „wer hält ihn, wenn deine Mutter will, daß er falle? — Wer aber wäre geeignet, seine Stelle nach unserem Sinne zu vertreten?"

„Morvilliers!" sprach der Prinz. „Seine Gesinnung ist die meine und die Eure." —

„In der That, Heinrich, deine Wahl ist gut,“ sagte nach einigem Besinnen die Königin, „und den Namen werde ich nicht vergessen. Ueberhaupt werde ich das, was wir hier besprochen, wohl erwägen. Es wird sich ein günstiger Zeitpunkt finden, wo der Plan zur That wird.“

„Gebraucht Ihr indessen einen tüchtigen Menschen, dessen Gewissen so weit ist, daß die Sünden von ganz Frankreich es nicht füllen — so gedenkt des Namens Maurevel!“

Eine Hofdame, die jetzt nahte, unterbrach das Gespräch, das ohne Zweifel die höllischen Pläne noch weiter würde ausgesponnen haben, indem sie meldete, eben sei Meister Acevedo von Paris angekommen und wünsche Ihrer Majestät Befehle zu vernehmen.

„Laß mich allein mit ihm, Heinrich,“ bat freundlich die Mutter, und der Prinz entfernte sich. Im Vorsaale begegnete er dem Meister, der ihn ehrerbietig grüßte. Leicht erwiederte der stolze Heinrich den Gruß. Sein blitzendes Auge ruhte auf Gabriel's schönem Gesichte, der erröthend das Auge senkte. Der Prinz blieb stehen, sah noch einmal um und verließ dann erst den Saal, indem er unverständlich etwas in den Bart murmelte.

Acevedo trat in der Königin Gemach. Sein Gruß war ernst, aber ehrerbietig. Sein durchbohrender Blick faßte die Königin so scharf, daß sie fast verwirrt ihr Auge niederschlug.

„Seid mir willkommen, Meister,“ sprach sie freundlich; „lange wart Ihr fern, zu lange für meine Wünsche. Was hielt Euch doch so fest in Paris?“

„Die Last der Jahre drückt Euren Diener nieder, und der Fluch der Kreatur, des Alters Leiden und Wehe sucht ihn heim;“ — also sprach Acevedo mit hohlem, fast geisterhaftem Tone.

Die Königin maß ihn mit ihren Blicken. „Ihr seid so rüstig noch,“ sagte sie.

„Könnt Ihr es dem Baume ansehen, wenn sein Mark faul und sein Herz verdorrt ist?“ fragte er.

„Ich hoffe nicht, daß Eure Krankheit Euch in Euren Beobachtungen störte?“ fuhr die Königin fort, „denn gar Manches hat

sich ereignet, seit ich Paris verließ, über das ich den Willen des Schicksals zu befragen wünschte.“

„Ich gleiche der Nachteule,“ erwiederte Acevedo; „die Nacht ist meine Zeit des Wirkens — aber wie des Käuzleins Ruf nur Unheil verkündet — so auch ich! Fraget nicht weiter, meine Gebieterin!“

Die Königin erschrak heftig. Acevedo's Rede hatte ihre Neugierde aufs Heftigste erregt.

„Also Unglück weissagen die Sterne — Unglück mir!? — Redet, Acevedo! Ich bin Weib — aber meine Seele ist stark, sie kann auch Schreckliches tragen und hat es getragen bereits.“

„Wohlan, Euer Wille geschehe,“ sprach Acevedo. Er richtete das brennende schwarze Auge fest auf die Königin. Seine Stellung war imponirend; ungewöhnliche Gluth übergoß sein Gesicht, und seine Rechte war erhoben. „Hört, was die Sterne sagen: Frankreichs Königin,“ sprach er mit prophetischem Feuer, und seine Stimme schien aus einer Grabeshöhle zu kommen: „Frankreichs Königin, Blut — Blut — Bürgerblut — umwallt dich in rauchendem Strom, und es schreit um Rache zu dem Herrn, der ein Vergelter ist alles Thuns! Blut düngt Frankreichs Boden — aber keine Saaten sprießen, wo unschuldig Blut floß. — Mutter — dein Stamm erlischt — schrecklich! — ein Ast dorrt ab nach dem andern — und ist der Stamm gefallen, fällt des Meuchlers Dolch auch den letzten Sprößling, der Todesengel wird sein Schwert über Tausende ausrecken, und sein Schwert bist du! — Und Wüsteneien werden sein, wo blühende Fluren sind, und rauchende Trümmer, wo die friedliche Hütte steht — und von Süden her wallet der Blutstrom! — Du — du — leitest ihn! — Wehe! Wehe! — ruft die warnende Stimme! — der Fluch folgt, wo der Mensch frevelt in seinem greulichen Wahn!“ —

Katharina hatte vor ihm gestanden und sich auf einen Lehnstuhl gestützt. — Ihr Wesen war in einer fast fieberhaften Spannung. Ihr Blick hing begierig an seinem Mund, und alle Seelenkräfte schienen in dem Sinne des Gehörs sich concentrirt zu haben.

Der Anblick des Mannes, wie er jetzt so vor ihr stand und das lange Gewand so lose um die dürre Gestalt hing, der schneeweiße Bart über die Brust herabwallte und das Auge aus seiner tiefen Höhle so zermalmende Blitze schoß, war der Art, daß ein unheimliches Grauen sie ergriff, das sie gewaltsam unterdrücken wollte, aber nicht zu verdrängen vermochte. Als er aber jetzt langsam und dumpf — die Worte — Blut — Blut — Bürgerblut aussprach, und seine Stimme mit jedem Augenblicke mehr hob, also daß sie gegen das Ende seiner Rede wie dumpfer Donnerton rollte, — da durchfuhr eine Todeskälte ihr ganzes Wesen — das Blut wich aus ihrem Gesicht, ihre Zähne schlugen wie in fieberischem Frost an einander — ihre Hände zitterten, ihre Kniee wankten — sie sank, einer Ohnmacht nahe, in den Lehnstuhl und bedeckte ihre Augen mit den Händen — indem sie mit verzweifelndem Tone rief: „Schweig, schweig, du Schrecklicher!“

Acevedo blieb wie starr in seiner Stellung. — Und als nach einem langen Zwischenraume Katharina mühsam ihre Fassung wieder errungen, stand er noch so da, und aufs Neue ergriff sie Furcht und Entsetzen.

„Geht ins Vorzimmer,“ rief sie ihm zu — „Euer Anblick tödtet mich!“ —

Acevedo drehte sich um und verließ, ohne ein Wort zu reden, das Gemach, und überließ Katharina sich selbst und ihrem furchtbar erregten Gewissen.

Aber wie er draußen im Vorsaal an das Fenster trat — da faltete er seine Hände und sein Auge blickte empor zum Himmel, indem er leise sprach: Herr, vollende du! —

Eine Stunde floß hin, ohne daß sich in Katharina's Gemach etwas regte. Acevedo mochte sich nicht entfernen; er kannte sie zu gut, um nicht auch berechnen zu können, was nun erfolgen würde.

Sie kämpfte einen furchtbaren Kampf. So war noch nie die Hölle in ihrem Innern erwacht, als durch des Astrologen fürchterliche Worte. So oft sie auch meinte, gefaßt zu sein, so ergriff sie das Zittern wieder. Sie versuchte, was sie in ähnlichen Fällen

mit Glück angewendet, mit Sophistereien des innern Richters Stimme zum Schweigen zu bringen; aber es gelang nicht. Auch das kalt spottende Hinwegsetzen über das Gerede des Mannes blieb erfolglos — denn zu mächtig hatte er sie erschüttert, zu genau hing seine Rede mit dem eben erst unterbrochenen Gespräche zwischen ihr und Heinrich von Anjou zusammen.

Endlich gelang es doch der Erfahrenen, ihrer selbst, wenn auch nur scheinbar, Herr zu werden. Sie trat vor den Spiegel und suchte ihren Zügen eine ruhige Fassung zu geben. — Dann rief sie den Astrologen zurück, allein fast hätte sein Anblick das mühsam erkünstelte Werk wieder vernichtet.

„Ihr wart Zeuge einer augenblicklichen Schwäche,“ hob sie nach einer Weile an, „deren ich mich schäme.“ —

Acevedo sah sie scharf an und murmelte in sich hinein: Du täuschest mich nicht, Heuchlerin!“

„Laßt uns,“ fuhr sie fort, „unsere Zwiesprache fortsetzen. Sagt mir, was von der nächsten Zukunft Ihr wisset!“ —

„Wenig,“ erwiederte Acevedo, „wenig ist es, was ich Euch sagen kann — nur das Eine, daß Euch vielleicht eine nahe Gefahr droht.“ — —

„Welcher Art und von wannen?“ — fragte sie mit bebender Stimme, die es klar erwies, in welchem wilden Aufruhr ihr Inneres war.

„So weit reicht meine Kunde nicht,“ versetzte der Astrolog, „doch gestattet mir, daß ich heute und morgen der Himmelszeichen Lauf beobachte, und vielleicht ist es möglich, Euch genauere Kunde zu geben.“ —

„Gut,“ sagte Katharina — „thut das.“

Sie rief nun eine ihrer Hofdamen und ließ dem Astrologen ein Gemach anweisen, das ganz nahe an ihre Gemächer stieß.

Acevedo verließ sie nun und ging mit Gabriel in das angewiesene Gemach.

Katharina aber beschied ihre Frauen zu sich, um im leichten Scherz und in flüchtiger Unterhaltung das erregte Gewissen zur

Ruhe zu bringen und in ihrer Gesellschaft sich selbst wieder-zufinden.

Einsamkeit konnte sie jetzt nicht ertragen, da der Hölle Furien sie erfaßt hatten.

Eine Stunde rechts von Monceaux breitete sich der herrliche Hochwald aus, in dem Carl jetzt mit all der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit seine Lieblingsvergnügungen genoß. Am südlichen Saume desselben zog sich die Heerstraße hin, die nach der Picardie führte. An einzelnen Stellen trat der Hochwald bis an die Heerstraße vor, an anderen begrenzte sie bloß ein hohes Gebüsch, indeß auf der andern Seite Fruchtfelder und saftige Wiesen eine reizende Fläche bildeten. Recht warm für die herbstliche Zeit schien die Sonne, und der Himmel war ungewöhnlich klar. Fernhin hörte man das wilde Toben und Treiben der Jagd; friedliche Stille lag auf der Ebene.

Still ritt auf der Heerstraße ein Jüngling daher auf einem gar schönen Rosse, nur von einem in anständiger Entfernung folgenden Diener begleitet. Sein Aeußeres verrieth adelige Herkunft — allein es war weit entfernt von jenem eitlen Prunk und Flittertand, wie ihn die jungen Edelleute am Hofe Katharina's liebten. Kein Ab- oder Feldzeichen verrieth, ob er der Partei der Chatillons oder Guisen angehöre. Einfach, wie seine Kleidung, waren auch seine Waffen; aber in der ganzen Erscheinung des Jünglings lag etwas Hohes, Ehrfurchtgebietendes. Es war eine männlich schöne Gestalt; allein jene frische Blüthe der Jugend ging ihm ab; vielmehr trug sein Gesicht einen Ausdruck eines leidenden Gemüthes, und der tiefe Ernst, der aus dem dunkeln, geistvollen Auge sprach, hatte für seine Jahre etwas Fremdartiges. Alle Unterhaltung mit seinem dies ungern sehenden Diener verschmähend, hing der Jüngling ernsten Betrachtungen nach, und schien es nicht einmal wahrzunehmen, daß der Rappe, den er ritt und dem er nachlässig den Zügel auf dem schönbemähnten Halse ruhen ließ, einen recht gemächlichen Schritt ging.

Aufmerksam horchte der Diener dem bisweilen näher schallen-

den Jagdgetöse, und wartete ungeduldig auf die Gelegenheit, seinem Herrn seine Meinung darüber zu sagen. Der schien es nicht zu hören.

Endlich konnte er es nicht länger ertragen und sagte:

„Ihr scheint heute gar keinen Antheil an dem zu nehmen, was Euch umgibt!“

Der Jüngling sah, ohne zu antworten, ihn an.

„Dort geht es lustig zu,“ fuhr der Redselige fort — „König Carl hat eine große Jagd.“

„Woher weißt du das?“ fragte jetzt aufmerksam sein Herr.

„Man sprach in unserer heutigen Herberge davon,“ fuhr der Diener fort, daß heute eine der glänzendsten Jagden in diesem Forste gehalten würde.“ —

„So sind wir wohl nahe bei Monceaux?“ fragte wieder der Jüngling.

„Das mag höchstens eine Stunde links abliegen,“ versetzte der Diener, „und wenn Ihr Lust tragt, dort Euch umzusehen, so möchte wohl jener Waldweg, den Ihr dort seht, sicher dahin leiten.“

„Dazu fühle ich eben keine Lust,“ antwortete Jener, „und es wäre mir weit lieber gewesen, du hättest mich davon unterrichtet, daß dieser Weg so nahe bei Monceaux vorüber führe, da du der Gegend kundiger bist als ich, der ich zum ersten Male hier vorbei komme.“

Dieser scharf ausgesprochene Tadel brachte den Diener wieder zum Schweigen.

Der Jüngling faßte des Rosses Zügel, und der Sporn trieb das Pferd zu raschem Lauf. Es schien, als wolle er gerne schnell aus dieser ihm unheimlichen Nähe. Die alte Stille trat wieder ein. Das stille Hinbrüten des Jünglings machte aber jetzt einer wachsamen Aufmerksamkeit Raum. Er warf von Zeit zu Zeit spähende Blicke nach dem Wald und trieb sein Pferd immer wieder aufs Neue an.

Er lauschte jetzt selbst aufmerksamer dem Jagdgetöse.

Plötzlich aber hielt er sein Roß mitten im Lauf an; denn ein gellender Schrei schnitt durch sein Gehör.

„Was war das?“ fragte er den Diener, der auch mit offenem Munde horchte und sein Roß anhielt.

„Das schien der Nothschrei eines Menschen,“ antwortete er — „und wenn mich mein Gehör nicht täuschte, von einer weiblichen Stimme herzurühren.“

Kaum hatte der Diener geendet, als ein wildes Rauschen in den Zweigen gehört wurde und ein heftiges Schnaufen.

In dem Jünglinge regte sich die Jagdlust. Er spannte seine scharfgeladenen Pistolen, indem er sagte:

„Das ist sicher ein verfolgter Hirsch.“

Er sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Gegend, woher das Geräusch kam, das jetzt immer deutlicher zu vernehmen war.

„Es ist kein Hirsch“ — sagte der Diener, „wohl aber das Schnaufen eines wild gewordenen Rosses!“

In demselben Augenblicke bestätigte sich diese Vermuthung. Ein schneeweißes Roß flog wild aus dem Walde heraus. Die Mähne flatterte und in gestrecktem Galopp flog es dahin über die Ebene.

„Da ist ein Unglück geschehen,“ sprach der Jüngling — „denn das Roß ist reiterlos! Der Reiter ist gestürzt, und von ihm kam der Schrei.“

„Ihr wollt sagen,“ belehrte der Diener, „die Reiterin sei gestürzt, denn das schöne Thier trägt einen Damensattel.“ —

„Das ist Eins,“ rief jetzt der Jüngling, „jage du dem Rosse nach und suche es einzufangen, derweilen ich den Verunglückten suche.“

„Das ist kein leichtes Stück Arbeit!“ brummte der Diener, indem er das Pferd ärgerlich herumwarf und ihm nachjagte.

Der Jüngling ritt nun selbst schnell in den Wald hinein, in der Richtung, in welcher das Roß herausgekommen. Bald jedoch mußte er sein Pferd anbinden, denn es war durch das Dickicht unmöglich gemacht, reitend vorwärts zu kommen. Daher suchte er nun nach der Spur mit aller Sorgfalt. Allein dies Bemühen war

sehr fruchtlos, da bei der Dürre des Pferdes flüchtiger Huf kaum eine Spur im Moose, das den Boden bedeckte, zurückgelassen. Je mehr indessen die Schwierigkeiten sich häuften, desto stärker wurde der Zug seines menschenfreundlichen Herzens. Vorsichtig knickte er auf seinem Wege die Zweige, damit er nicht nur den Rückweg finden, sondern auch sein Diener ihn nicht verfehlen möchte. Ehe er noch eine Spur der Verunglückten entdeckt hatte, vernahm er schon das Selbstgespräch seines Dieners, der, stets laut zu denken gewohnt, vernehmlich des eingefangenen Rosses wundervolle Schönheit lobte.

Eine bedeutende Strecke mochte wohl der Jüngling schon suchend fortgeschritten sein, als er durch das Gebüsch etwas Weißes schimmern sah. Die Zweige auseinander theilend, entdeckte er ein weibliches Wesen, das in einem reichen, goldgestickten Jagdkleide ohnmächtig am Fuße einer Buche lag. Der weiße Schleier war mit Blut befleckt. Das Gesicht konnte er nicht sehen.

Ein Sprung über das Strauchwerk — und er stand an der Seite der Ohnmächtigen. Seinen Mantel breitete er schnell auf das weiche Moos und ergriff dann mit starken Armen die schlanke, schöne Gestalt des Mädchens, und legte sie auf den Mantel nieder. Sie war nur leicht am Halse von einem Dorn geritzt. Schnell wickelte er den feinen Schleier um den schönen Hals, nachdem er vorher mit demselben das Gesicht vom Blute gereinigt hatte. Züchtigen Sinnes verhüllte er die jungfräuliche Brust und pfiff nun dem Diener. Dieser war nahe. Der Befehl seines Herrn trieb ihn an, Wasser zu suchen, um die Ohnmächtige damit ins Leben zurückzurufen.

Jetzt erst warf er einen prüfenden Blick auf die Jungfrau und erstaunte über ihre blendende Schönheit. Solche Reize hatte er noch nie in einem weiblichen Wesen vereint gesehen. Sie wurden noch erhöht durch die reizende Unordnung, in welcher ihrer Locken reiche Fülle um den schönen Kopf und auf den vollen, sich nur leise hebenden Busen wallte. In süßes Anschauen versank der Jüngling.

Der Diener kam zurück mit frischem, klaren Wasser, womit der Jüngling nun die Dame anwusch, und dann dem Diener gebot, sich zurückzuziehen.

Bald darauf schlug die Schöne die Augen auf. Sie starrte den Jüngling an und rief, sich aufrichtend:

„All' ihr Heiligen! wo bin ich?" —

„Beruhigt Euch, Fräulein," sprach ehrerbietig der Jüngling, „Ihr befindet Euch in dem Schutz eines Edelmannes, der die Gesetze der Ehre heilig achtet, und weiß, was er den Frauen schuldig ist!"

Er hatte die Hand aufs Herz gelegt, und der Ton, mit dem er sprach, war so treu, so rührend herzlich und wahr — daß der Jungfrau Blick jetzt heiter und ruhig wurde.

„Ich vertraue Euch!" sagte sie matt.

„Sagt mir nun vor allen Dingen," fuhr der Jüngling angelegentlich fort: „fühlet Ihr irgendwo Schmerzen? — Ihr seid gestürzt, und Euer flüchtiges Roß verrieth mir, daß ein Unglück geschehen."

„Nein," sagte sie mit zauberischem Liebreiz ihm zulächelnd, „ich fühle keinen Schmerz, außer in meiner Hand, die wahrscheinlich beim Falle litt, und hier am Halse brennet es."

„Ihr habt Euch bloß geritzt, und ich hielt es für gut, Euern Schleier als Verband anzulegen."

Eine glühende Röthe überflog jetzt ihr Gesicht, und eine peinliche Verlegenheit bemeisterte sich ihrer.

„Erlaubt mir, daß ich Eure Hand untersuche!" bat er, und erröthend reichte sie ihm die schön geformte, blüthenweiße Hand dar.

Fast zitternd nahm sie der Jüngling in die seine und untersuchte sie.

„Gott sei Dank!" sagte er darauf, „ich finde keine Verletzung."

Die Jungfrau sah seine Verlegenheit. Ihr Herz sagte ihr, daß ihre Reize den Jüngling bewegten, und sie selbst nahm es wahr, welch ein wohlgebildeter schöner Mann ihr menschenfreund-

licher Retter sei. Jedes weibliche Wesen freut sich seiner Triumphe, und auch die Jungfrau empfand eine leise Freude über die gemachte Bemerkung.

Nach einer kleinen Pause sagte der Jüngling:

„Ueber Euer Roß könnet Ihr gebieten, und ich bin Eurer Befehle gewärtig, wohin ich Euch bringen soll; denn Ihr bedürfet jetzt der Ruhe.“

„So bringet mich nach Monceaux en Brie!“ bat die Jungfrau.

Auf des Jünglings Befehl rüstete der Diener die Pferde.

Er bot der Jungfrau seinen Arm. Sie stützte sich fest auf ihn und wollte mit ihm nach der Landstraße gehen, als das Jagdgetöse sich näherte.

„Laßt uns bleiben,“ sprach das Fräulein, „denn mir scheint, daß des Königs Jagdgefolge meine Spur entdeckt hat und mich aufsucht.“

Bald darauf sprengte wirklich ein Jäger durch das Dickicht. Es war ein reich gekleideter, junger, hagerer Mann. Seine Stellung war etwas stark vorgebeugt, ein Zeichen einer sehr schwachen Brust. Ein schwarzes, großes, durchdringendes Auge schoß Blitze. Sein Gesicht war gelblich und bleich, sein Haar rabenschwarz. Der Eindruck, den er machte, war keineswegs angenehm.

Er erblickte kaum die Gruppe der Jungfrau und des Jünglings, als er sich vom Pferde schwang, es einem der schnell folgenden Herren überließ, und mit den Worten vor ihnen stand:

„Hast du Schaden genommen, meine Schwester?“ —

„Dankt es Gott und diesem edlen jungen Manne, daß Ihr mich so heiter sehet, mein königlicher Bruder,“ sprach Margarethe von Valois zu Carl dem Neunten. Außer einer kleinen Verrenkung bin ich glücklicher gewesen, als es zu erwarten stand.“

„Du bist also wirklich gestürzt?“ fragte weiter der König.

„Soviel weiß ich noch,“ antwortete Margarethe — „laßt Euch das Uebrige von meinem Retter sagen, der mehr davon weiß, als ich selbst.“

Der König wandte jetzt seinen durchdringenden Blick auf den Jüngling, ließ ihn eine Weile auf ihm ruhen, wo er denn von Secunde zu Secunde mehr von seiner starren Härte verlor und freundlicher wurde. — Dann fragte er:

„Wer seid Ihr, junger Mann?"

„Eurer Majestät getreuer Unterthan, Gui de Saint-Flour." —

„de Viole?" fragte rasch Carl, und sein Mund verzog sich auf eine höchst abschreckende Art.

„Eure Majestät nennt den Namen meiner Familie," versetzte Gui.

„Die scheint nicht sehr bedeutend mehr!" sprach mit einem höhnenden Lächeln Carl.

Eine dunkle Röthe des Unwillens flog blitzschnell über Gui's Gesicht. Er richtete sein Haupt empor und sah muthig dem König ins Auge, und sagte dann mit Nachdruck:

„Sie war es einst, mein König und Herr, und ihre Verdienste nicht klein um König und Vaterland, und wo man die Namen Montmorenci, Montesquieu, Croi und Rohan nannte, da vergaß man der Viole's nie!" —

Der König sah ihn zornmüthig an. Seine Augenbrauen zog er finster herab, und unheilverkündend blitzte das Auge. — Doch ein Blick Margarethen's, die, ihm nahe tretend, die Hand wie bittend auf seinen Arm legte, — verscheuchte das drohende Unwetter.

„Wenn Ihr auch nichts sonst von Eurem Vater geerbt habt," sprach Carl scharf, „so scheint's doch der Mangel an Achtung und Ehrerbietung in der Nähe Eures Königs zu sein!"

Er drehte sich um und ging dem allmählich sich einfindenden Gefolge entgegen.

Margarethe war bleich. Man sah, es schmerzte sie tief, daß der König so schonungslos gegen den Jüngling war, der ihren wärmsten Dank und — ihr Wohlgefallen sich erworben. Sie sah Gui mit rührender Freundlichkeit an, gleich als wolle sie das harte Benehmen ihres Bruders vergüten.

Aller Augen waren auf den König gerichtet. Margarethe nahm dies wahr und trat Gui näher:

„Vergebt es seinem leidenschaftlichen Gemüthe,“ flüsterte sie zutraulich. „Nicht jedes Herz ist undankbar. Ihr begleitet uns doch nach Monceaux?“ —

Gui wußte nicht, was er thun sollte. Die Bitte war so herzlich — er konnte nicht wohl widerstehen.

„Eurer Bitte widersteht Niemand!“ sagte er, sich neigend.

Margarethe erröthete. Sie war der Schmeicheleien gewohnt — aber aus diesem Munde schien sie ihr mehr zu sein.

Allmählich war das ganze Gefolge angelangt. Jeder drängte sich zur Prinzessin — ihr sein Bedauern zu bekunden. Ein dichter Schwarm umgab sie. Gui stand allein.

Der alte Connetable Montmorenci, der sich durch Carl's Wunsch hatte bestimmen lassen, Theil an der Jagd zu nehmen, trat nun auch herzu und mit ihm der König. Montmorenci hörte eben von Margarethen die Worte: „Diesem wackern Edelmanne danke ich meine schnelle Herstellung!“ indem sie auf Gui deutete, und blickte jetzt auf ihn.

Schnell verließ der alte Held die Prinzessin und trat zu Gui, dem er mit Achtung seine Hand bot:

„Grüß' Euch Gott, junger Held!“ sprach er zu ihm. — „Ich freue mich, daß wir uns noch einmal begegnen“

Gui erglühte und neigte sich ehrerbietig vor dem Greise, der ihn mit Wohlgefallen ansah.

„Ihr kennt den jungen Mann, Montmorenci?“ fragte neugierig und, wie es schien, seine frühere Härte bereuend, der König.

„Sehr gut,“ erwiederte Montmorenci. „Zweimal schon hat mir der junge Mann tapfer gegenüber gestanden bei Rouen und Dreux. Bei Dreux gab ich mein Schwert in seine Hand — und sie war nicht unwerth, das Schwert des Connetables zu empfangen, denn Tapferkeit, Muth und Edelsinn verdient auch am Feind Achtung und Ehre!“

„Wahrlich!“ rief plötzlich, wie von einer Rührung ergriffen,

der König, „wer so fremdes Verdienst ehrt — auch am Feinde, der verdient dreifach des Ruhmes Lorbeerkrone!"

Und zu Gui wendete er sich freundlicher:

„Ich hoffe, Ihr vergeßt das Frühere und begleitet uns nach Monceaux."

Gui verbeugte sich: „Eurer Majestät Wunsch ist mir Befehl!" sagte er, das bittere Gefühl unterdrückend.

Gui's Diener brachte Margarethen's Pferd. Sie schwang sich leicht in den Sattel, lächelte Gui freundlich zu und sprach zum König:

„Gestattet es, mein königlicher Bruder! daß mein Retter an meiner Seite reite?"

„Das ist der Platz, den er verdient," antwortete der König, und winkte Gui, der alsbald sich in den Sattel seines Rappen schwang, und die ehrenvolle Stelle an der Seite der liebreizenden Margarethe einnahm.

Unter Hörnerklang begab sich die Gesellschaft zum Zelte, wo das Mahl ihrer harrte. Gui durfte Margarethe nicht verlassen. Ununterbrochen wechselte sie wohlwollende Worte mit ihm, und es schien, als finde Margarethe den Jüngling aus mehr als einem Grund ihrer Dankbarkeit und ihres Wohlwollens werth, denn ihr Blick ruhte so wohlgefällig auf ihm, und sie suchte, so ungezwungen als möglich, das Gespräch mit ihm zu unterhalten.

„Ihr werdet doch einige Tage in Monceaux weilen?" fragte sie, als die Tafel ihrem Ende nahe war.

„Ihr macht, daß ich mit schwerem Herzen diese Frage verneinen muß," antwortete der Jüngling.

„Hat Eure Reise solche Eile, daß Ihr diesen Wunsch mir abschlagen müßtet?" fragte sie mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Gui blickte in das schöne blaue Auge der Prinzessin, und es war ihm, als sei er in einen Zauberkreis von diesem Wesen gebannt.

Ein Seufzer hob seine Brust. — Ein glühendes Roth übergoß seine Wangen. Er fühlte, es koste ihn Ueberwindung — aber

heiligere Pflichten lagen ihm ob. Und doch mußte er lügen, um seinen Zweck zu erreichen.

„Vergebt, Prinzessin,“ sprach er, „daß ich, so wehe es mir thut, Euch dennoch nicht zu Willen sein kann; die heiligste aller Pflichten, die Kindespflicht, ruft mich nach Paris.“

„Dann muß mein Wunsch schweigen,“ sagte Margarethe. „Habt Ihr etwa einen kranken Vater dort?“

„Wollte Gott!“ antwortete der Jüngling mit Wehmuth. „Solch ein glücklich Loos ist mir nicht gefallen. Ich stehe allein in der Welt — fremd — ohne Theilnahme!“ —

„Sagt das nicht so allgemein!“ flüsterte halblaut Margarethe. —

Da durchzuckte ein seltsames Gefühl den Jüngling, und sein Auge traf mit Feuer die Prinzessin, die das ihre niederschlug. —

Der König hob jetzt die Tafel auf. —

„Unsere Jagd war glücklich, den einzigen Unfall unserer theuern Schwester ausgenommen,“ sagte der König — „und da sie der Ruhe bedarf, so kehren wir nach Monceaux zurück.“

Gui hörte das nicht. Ein ihm unbekanntes Gefühl durchbebte ihn bei dem Gedanken an Margarethen's Worte, die ihr so unbewacht entfahren waren, daß sie selbst höchst verlegen seinen Anblick mied.

Man brach auf. Gui nahm ungeheißen die Stelle auf Margarethen's linker Seite ein. Er bot ihr die Hand beim Aufsteigen — und ein freundlicher Blick des schönen Auges lohnte reich. Kaum aber begriff er wenige Augenblicke später seine Kühnheit. Der Jüngling war ein Gegenstand allgemeiner Neugierde und mitunter des Neides. So mancher junge Mann hatte sich um einen Blick der Huld von der sonst so stolzen Schönheit beworben und vergeblich sich bestrebt, und dieser erhielt so sichtbare Beweise ihrer Huld, ohne daß er sich sonderlich darum zu bewerben schien, und war dazu ein Ketzer; und doch war ihm eine Ehre vom alten Montmorenci widerfahren, die selten einem so jungen Manne wurde.

XX.

Die sich schon neigende Sonne begrüßte eben das Schloß Monceaux über die Waldwipfel herüber, als sich die Jagdgesellschaft dem Schlosse näherte. Der Hörner froher Schall rief Katharina auf den Balcon. Fernher grüßte schon Margarethe und der König. Katharina ging ihnen bis zum Portal entgegen. Heiter hüpfte ihr Margarethe entgegen.

„Bald hättet Ihr mich lebendig nicht mehr geschaut,“ sprach sie lächelnd zur Mutter. „Denkt nur, mein Araber warf mich ab.“

Die Mutter forschte ängstlich, ob sie Schaden gelitten.

„Beruhigt Euch“ — sagte sie zu Katharinen, „es fehlt mir nichts. Ein junger Edelmann wurde mein Retter!“

Sie rief nun laut: „Herr de Viole!“

Bescheiden trat Gui hervor.

„Seht, theure Mutter, hier meinen Retter, Ihr dankt ihm gewiß für das, was er an Eurem Kinde that!“

Ein freudiger Schrecken durchbebte Katharinen, als Margarethe den Namen des Jünglings aussprach. Das war ja der Vertraute Coligni's, der so unvermuthet in ihrer Gewalt war. Schnell übersah ihr Scharfsinn die Vortheile, die ihr aus diesem Umstand erwachsen konnten. Jetzt galt es, den Jüngling zu gewinnen.

Alle ihre Freundlichkeit bot sie auf, ihm zu danken. An ihrer Hand mußte Gui die Treppe hinaufsteigen und dort an ihrer Seite niedersitzen.

Margarethen's Antlitz strahlte die Freude über diese Behandlung Gui's zurück, die ihr Herz empfand. Sie ahnte nicht die Arglist, die hinter dieser Freundlichkeit lauerte.

Katharinen mußte Gui Alles aufs Genaueste berichten. Unvermerkt kam sie auf den Zweck seiner Reise. Verlegen wiederholte Gui noch einmal die Unwahrheit, die er Margarethen gesagt. Katharinen entging diese Verlegenheit nicht, und ihr Argwohn hatte neue Nahrung. Sie wußte, daß du Plessis-Mornai in der Picardie

warb. Sie witterte bald den Zusammenhang, und ob sie gleich keine Gewißheit hatte, so war doch eine lebhafte Vermuthung in ihr rege, Gui müsse Briefschaften bei sich tragen, die für sie von Wichtigkeit seien.

Margarethe mußte den dringenden Bitten nachgeben und sich in ihre Gemächer zurückziehen, so ungern sie es that, da ihr Herz sie an die Nähe von Gui zu fesseln begann. Sie bat ihn vorher, wenn er durchaus morgen Monceaux verlassen müsse, ja nicht zu frühe sich zu entfernen. Gui versprach's, und so begab sie sich hinweg, in dem Scheideblick allen Zauberreiz ihrer Freundlichkeit vereinigend. Lange indessen floh der Schlaf das jungfräuliche Lager. Gui's Bild umschwebte sie, und es wand sich in alle süßen Bilder des Traums — als der Schlaf endlich sie besiegte.

Ehe man zur Abendtafel sich begab, zog sich die Königin auf eine kurze Zeit zurück, die Gui im Gespräche mit dem Connetable, der ihn noch immer ehrenvoll auszeichnete, hinbrachte.

Kaum war Katharina in ihrem Gemach angelangt, als sie ein geheimes Gefach aus einem Schranke herauszog, ein weißes Pulver zurecht legte, und dann eine ihrer vertrautesten Hofdamen, die Frau von Martignac, zu sich beschied, von der sie wußte, daß sie selbst ein Verbrechen zu begehen bereit sein würde, wenn es Katharina verlange.

„Ohne Zweifel wißt Ihr,“ redete sie die Eintretende an, „was sich mit Margarethe und dem jungen de Viole zutrug?“ —

Die Martignac bejahte.

„So wisset, daß dieser junge Mensch der Vertraute Coligni's ist, daß er geheime Papiere bei sich trägt, die zu erhalten für mich von dem größten Vortheile sein wird. Mischt ihm dies Pulver geschickt in seinen Wein. Es ist ein betäubendes, doch unschädliches Mittel. Er wird dann ungemein fest schlafen, und es wird dann leicht sein, ihm die Papiere zu entwenden.“

Die Martignac war willig zu diesem Bubenstück. Sie nahm das Pulver und entfernte sich schnell, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen.

Die Tafel begann. Gui fühlte sich bei weitem behaglicher in diesem Kreis, als er es sich gedacht hatte; denn nicht die entfernteste Andeutung über religiöse Gegenstände wie über die politischen ließ man fallen; vielmehr flog heiterer Scherz umher, und fröhliche, leichte Unterhaltung vergnügte Alle.

Seltsam aber war es Gui, daß er gegen das Ende der Tafel eine so unbezwingliche Neigung zum Schlafe fühlte, daß er kaum das Ende erwarten konnte.

Katharina sah triumphirend die Wirkung ihres Mittelchens.

Gui begab sich sogleich zur Ruhe, und kaum war er in seinem Gemach, als er auch so heftig vom Schlaf überfallen wurde, daß er sich, ohne sich auszukleiden, auf das Bett warf.

Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, da öffnete sich leise eine geheime Tapetenthür, und ein Mann schlich vorsichtigen Trittes herein. Er nahte sich dem Bett. Noch war die Kerze im Brande, die Gui nicht einmal zu löschen vermocht. Der Mann untersuchte nun Alles an ihm genau, fand aber nichts; endlich entdeckte er eine mit einer Schnur am Halse befestigte seidene Tasche. Darin waren Schriften. Diese nahm er heraus, steckte unbeschriebenes Papier hinein, schloß sie und knöpfte das Kleid wieder zu. Darauf entfernte er sich wieder eben so leise, und brachte Katharinen die Schriften, ihr berichtend, wie und wo er sie gefunden.

Die Königin lohnte reich das Bubenstück. Der Mensch entfernte sich, und sie setzte sich zu der Kerze und las. Aber mit jedem Athemzuge wurde ihr Auge glühender, ihr Gesicht blässer. Fast stockte ihr Athem. Als sie die Schriften gelesen, warf sie sie wüthend auf den Tisch und schritt heftig auf und nieder. Bald aber legte sich ihre Wuth und Freude nahm ihre Stelle ein.

„So hätte ich also die Falle ergriffen, worin Ihr uns fangen wolltet!“ rief sie triumphirend. „Das wird Euch nicht gelingen!“ — „Aber welche Schändlichkeit!“ rief sie nach einer Weile wieder. —

Sie klingelte nun.

„Ruft mir Acevedo!“ sprach sie zur Hofdame, „und sagt einem Herrn, er solle dem Könige melden, ich müsse ihn noch sprechen diese Nacht!“ —

Nach einigen Augenblicken kam Acevedo.

„Ihr habt mir Wahrheit gesagt, Meister,“ sprach die Königin, „eine ungeheure Gefahr drohte dem König und mir — die Hugenotten wollten uns heimlich hier aufheben.“

Acevedo sah sie zweifelnd an. „Woher wißt Ihr das so sicher?“ —

„Ist Euch denn das Ereigniß von heute so unbekannt? — Margarethe von Valois stürzte im Wald. Ein junger Edelmann ritt nahe vorüber, sah das reiterlose Pferd und rettete sie. Und wer meint Ihr wohl, daß dieser sei?“ —

„Ich kenne zu wenig die bedeutenden Leute der Hugenotten!“ sagte Acevedo.

„Der Vertraute Coligni's,“ fuhr eifrig und freudig die Königin fort — „Gui de Saint-Flour — der Sohn jenes verruchten Ketzers de Viole.“ —

Ein heftiger Schrecken durchfuhr Acevedo. Er zitterte. Zum Glück fiel der Schatten des Schirmes von Katharinen's Kerze auf ihn, und sie gewahrte es nicht und fuhr fort: „Mir ahnte, daß er im Auftrage Coligni's nach der Picardie ziehe, wo du Plessis-Mornai ist, und daß er Schriften von Wichtigkeit mit sich führe. Die Martignac mischte einen Schlaftrunk in seinen Becher, und so wurde es mir leicht, ihm die Schriften mit leeren Papieren verwechseln zu lassen. Denkt Euch nur, es sind eigenhändige Briefe Coligni's und Condé's, worin sie du Plessis von dem Plan unterrichten, den Hof in der Stille zu Monceaux aufzuheben, und ihn dann zu Allem zu zwingen, was sie wünschten!“

Acevedo faltete seine Hände und sagte mit bebender Stimme, obgleich nur mit dem Gedanken an Gui: „Es ist entsetzlich! Weiß es der König schon?“

„Nein,“ versetzte Katharina, „ich wollte mich erst mit Euch berathen.“

„Meiner Meinung nach,“ entgegnete Acevedo, „ist nichts Klügeres zu thun, als morgen in der Stille eine Abtheilung oder alle Schweizer des Obersten Pfyffer nach Monceaux zu ziehen, und unter ihrem Schutze nach Paris zurückzukehren.“

„Das wird aber,“ versetzte die Königin, „noch mehrere Tage zugehen.“ —

„Ihr sagt ja selbst, daß Saint-Flour in Euren Händen ist — er kann also auch unmöglich die Kunde zu du Plessis bringen — und es scheint mir, daß sie ohne diesen nichts unternehmen wollen.“

„Gut,“ sprach Katharina zum Fenster tretend, „geht jetzt wieder zu Euren Beobachtungen, denn der Himmel ist hell und klar.“

„Ihr habt mich darinnen eben gestört“ — sagte Acevedo.

„Geht nur,“ versetzte sie, „Ihr sollt heute nicht wieder gestört werden.“

Acevedo entfernte sich; aber er ging hinab in das Souterrain des Schlosses, wo er Gui's Diener bei einer Flasche Weines eingeschlummert fand.

Er weckte ihn und zog ihn bei Seite.

„Deinem Herrn droht große Gefahr,“ sprach er heimlich; „könntest du Eure Pferde, ohne Aufsehen, etwa einige hundert Schritt vom Schlosse hinbringen und sie schnell zur Flucht bereiten?“ —

Der Diener sah erschrocken den Astrologen an. „Das ließe sich thun, wenn es Noth hat — denn die Ställe liegen entfernt und die Knechte sind trunken.“

„Aber wie würdest du sie ohne Geräusch herausbringen?“

„Dafür laßt mich sorgen,“ antwortete der Diener, „ich umwickle die Hufe, so geht es.“

„So eile,“ befahl Acevedo, „in einer halben Stunde bringe ich deinen Herrn.“

„Wohin denn?“ fragte der Diener.

Acevedo bestimmte den Ort und ging wieder unbemerkt hinauf in sein Gemach.

„Gabriele,“ sprach er da, „wir haben ein wichtiges Werk zu verrichten. Ein hugenottischer Jüngling ist im Schlosse, dem Todesgefahr droht. — Er muß gerettet sein. Man hat wichtige Papiere bei ihm gefunden!“

„Wie heißt er?“ fragte mit bangen Gefühlen das Mädchen. —

„Gui Rabaud,“ erwiederte Acevedo, „er ist Coligni's Vertrauter!“

Gabriele wankte. Ein tödtlicher Schrecken ergriff sie.

„Was ist dir?“ fragte innigst bewegt der Greis.

„Ach,“ stotterte sie, „es ist der Sohn — des Mannes, der einst meines Vaters Wohlthäter wurde; er selbst rettete uns einst von dem Tode!“

„Dann danke Gott, daß er dir Gelegenheit gibt, zu vergelten!“ sagte Acevedo. „Doch laß uns eilen. Rüste die Blendlaterne — hülle dich in einen Mantel und komm!“

Er selbst ergriff einen weiten Mantel für sich und ein Gebund Schlüssel, und so folgte das zitternde Mädchen dem Manne.

Sie kamen an Gui's Gemach. Es war Alles in diesem Hintertheile des Schlosses todt und still, wie im Grab. Acevedo löschte die Lichter aus, die auf den Gängen brannten. Er öffnete des Jünglings Thüre. Noch lag er unausgekleidet in tiefem, bewußtlosem Schlafe.

Gabriele leuchtete ihm ins Antlitz. „Ja, er ist's!“ sprach sie leise, und betete dann: „Herr, laß es wohl gelingen!“

Acevedo rüttelte den Schlafenden leise, dann heftiger. Vergebens. — Er erwachte nicht.

„Großer Gott!“ rief er dann halblaut, „der Schlaftrank ist stark. Wie wird das werden!“ — Doch besann er sich nicht lange — er faßte den Schlafenden; auf seine Schultern lud er ihn, und so schritt er vorsichtig mit seiner theuern Last dem bebenden Mädchen nach. — Sie waren bald über die Gänge, und gewannen nun die Treppe nach dem Garten. Eilenden Schrittes gingen sie durch die verschlungenen Wege des Gartens. Jenseit der Garten-

pforte wartete der Diener mit den Pferden; aber ein neues Hinderniß stellte sich ihnen hier dar. Wie sollten sie den noch immer Betäubten fortbringen? —

Acevedo versuchte aufs Neue, ihn zu wecken. Erst als er ihn mit kaltem Wasser besprengte — erwachte er. Gabriele hüllte sich tief in ihren Mantel. Ihr Herz pochte hörbar, und die Hand vermochte kaum, die Laterne zu halten.

„Ihr seid in großer Gefahr,“ sprach jetzt eifrig Acevedo, „flieht, so schnell Ihr könnt, nach Chatillon zurück, und saget Coligni, der Plan, den Hof aufzuheben, sei verrathen! Wie das zuging, werdet Ihr finden. Man hatte Euch einen Schlaftrunk gegeben. In einigen Tagen bricht der Hof nach Paris auf. Eilt jetzt, so schnell Ihr könnt. Trinkt dies, setzte er noch hinzu,“ indem er ihm eine kleine Phiole reichte, „es wird Euch munter erhalten.“

Gui drückte dankbar seine Hand, schwang sich auf sein Roß, und bald waren sie im Walde verschwunden.

Acevedo hatte noch nicht lange das Gemach der Königin verlassen, als sie sich zu ihrem Sohne, dem Könige begab, der sie mit Sehnsucht erwartete. Sie legte ihm die erbeuteten Papiere vor.

Sein Zustand grenzte an wahnsinnige Wuth, als er sie gelesen. Er schwur Tod und Verderben allen Ketzern. Katharina ließ diese Stimmung nicht vorübergehen, ohne sie gehörig auf den Punkt zu leiten, den sie mit Anjou besprochen. Doch hatte sie den Muth noch nicht, mit dem ganzen höllischen Plane hervorzutreten, fürchtend, es möge sich in Carl's Brust, durch die allzu große Verworfenheit desselben, das Gegentheil erzeugen von dem, was sie wünschte.

Carl wollte Gui de Saint-Flour sogleich ergreifen und in Fesseln schlagen lassen. Er war um so ergrimmter gegen ihn, da er sich noch der Kühnheit erinnerte, welche Gui gegen ihn bewiesen.

„Dazu ist morgen noch eben wohl Zeit,“ sprach die Königin, „er liegt noch in halb bewußtlosem Schlafe, denn ich ließ ihm

einen Schlaftrunk reichen, und gelangte auf diese Weise zu den Schriften."

„Er soll schrecklich bestraft werden!" rief Carl.

„Laßt uns von Anderm reden, mein Sohn," nahm Katharina das Wort: „Was denkst du von unserer Abreise?" —

„Je eher, je sicherer und besser," meinte der König.

Katharina entwickelte ihm Acevedo's Plan, den sie natürlich als die Frucht eigenen Denkens darstellte.

Carl gab ihm Beifall.

Noch vieles wurde nun über die vergebliche und unzeitige Milde gegen die Ketzer gesprochen. Katharina schien leise auf l'Hopital zu deuten, als den Urheber dieser milden Gesinnungen und Maßregeln. Ueber l'Hopital's eigne religiöse Denkart ließ sie einigen Zweifel blicken. Carl achtete den trefflichen Mann hoch; allein er wußte zu gut, daß l'Hopital allerdings immer für Milde stimmte, und schon manches drohende Unwetter von den Häuptern der Hugenotten abgeleitet, als daß nicht diese Andeutungen in seinem so leicht erregbaren Gemüthe den Argwohn gegen den Kanzler hätten erregen sollen; jedoch ließ er sich jetzt nicht weiter darauf ein, und die Königin-Mutter verließ ihn — aber sie sandte diese Nacht noch Eilboten an Pfyffer.

In der Frühe des kommenden Morgens traten bewaffnete Gardes-du-Corps vor Gui's Gemach. Die Königin hatte es, nach ihrer Rückkehr von dem Könige, von Außen sorgfältig verschließen lassen. Es wurde jetzt geöffnet, und — es war leer.

Katharina wurde der unerwartete Vorfall sogleich gemeldet. Sie erschrak heftig und eilte selbst, sich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen. — Der König war außer sich, und gab seiner Mutter allein die Schuld des Mißglückens. Das ganze Schloß wurde durchsucht. Nirgends entdeckte man eine Spur. Die Reitknechte wurden vernommen — ihnen war es unbegreiflich, wie Gui's Rosse hatten entkommen können. Von ihrem Rausche, der Folge eines Bachanal's, schwiegen sie weißlich.

Katharinen's stiller Verdacht fiel auf Acevedo; allein sie wagte

nicht, ihn laut werden zu lassen. Sie brauchte den Astrologen zu nothwendig, darum mochte sie auch nicht einmal den Schein eines Verdachts auf ihn laden. Sie wollte ihn prüfen, und ließ ihn zu sich bescheiden.

Acevedo erschien.

Sie suchte fein und listig ihn zu fangen, aber ihr Bemühen blieb fruchtlos. Die vollkommenste Ruhe zeigte er, und sein Auge blickte so frei, so sicher auf sie, daß sie den gehegten Argwohn wieder aufgab. — Sie fragte ihn nach seinen Beobachtungen in letzter Nacht.

„Sie waren sehr begünstigt durch den klaren Himmel," versetzte der Meister.

„Was wisset Ihr mir davon zu sagen?" fragte sie.

„Ihr werdet glücklich Paris erreichen" — versetzte er, „aber was ich Euch gestern gesagt, schrecklicher noch bot es sich mir von Neuem dar."

Davon wollte die Königin nichts weiter hören, und so verließ er sie.

Auf Niemanden wirkte Gui's Flucht schmerzlicher, als auf Margarethen von Valois. Sie konnte es kaum erwarten, ihn wiederzusehen, und ihre Seele nahm sein Bild ein. Das gestand sie sich selbst — nie habe ein Jüngling ihr Herz in dem Grade bewegt, als Gui — und nun wurde ihr die seltsame, sie erschütternde Kunde. Eine Thräne zerdrückte sie im Auge, als sie seine Flucht vernahm. Ihre Wangen blieben mehrere Tage hindurch bleich. — Doch ihr Leichtsinn vergaß bald das schöne Bild wieder, sich anderen flüchtigen Eindrücken öffnend.

XXI.

Es lag eine finstere Nacht über der Umgegend von Chatillon. Der Wind pfiff kalt über die Felder, und in Massen stürzte der Regen herab. In dem Schlosse des Admirals Coligni war ein

reges Leben. Die hohen Fenster des großen Saales, der in der Mitte des Gebäudes lag, waren erhellt, und man sah von Außen sich viele Gestalten bewegen. Viele der Häupter der Hugenotten waren darin bei Coligni, denn immer näher kam der Plan des Feldzugs zur Reife.

Da trabten in diesem entsetzlichen Wetter zwei Reiter in den Hof des Schlosses, und bald wurde Coligni gemeldet, Gui de Saint-Flour wünsche ihn zu sprechen.

„Da ist ein Unglück vorgefallen!“ rief Coligni, und eilte ihm entgegen und führte den durchnäßten Jüngling in sein Gemach. Hier erst betrachtete Coligni das bleiche Gesicht, das vor ihm stand, und die fast gebeugte Gestalt, die sonst so stolz aufgerichtet dazustehen pflegte.

„Was ist Euch begegnet?“ fragte mit aufrichtiger Theilnahme der Admiral, „Ihr seht sehr bleich. — Ihr waret unmöglich bei Plessis noch?“ —

„Ich war in Monceaux!“ erwiederte mit kalter Verzweiflung der Jüngling.

„In Monceaux — Ihr?“ fragte mit neuem Erschrecken der Admiral. „Und die Papiere?“ —

„Hört mich ruhig an, gnädiger Herr,“ sprach Gui — „dann richtet, dann — entzieht mir Euer Vertrauen, wenn ich es nicht mehr verdiene, und laßt mich als einen Verräther erschießen.“ —

Coligni faßte ihn bei beiden Schultern und sah ihm ins Auge. — „Junger Mensch!“ rief er aus, „seid Ihr wahnsinnig geworden? — Redet deutlicher, ich ahne Entsetzliches.“

Gui erzählte seine Begebenheiten bei Monceaux — im Schlosse selbst; erzählte von dem Schlaftrunke, von seiner Rettung durch Acevedo, der sicher genauer über die Sache unterrichtet sein müsse, und nun sprach er die schändliche Verletzung des Gastrechts an ihm, die Entwendung der Papiere aus.

Gui rechnete auf einen wilden Ausbruch des Zornes bei Coligni, auf ein hartes Urtheil, wenigstens auf Entziehung seines Vertrauens, seiner Achtung. —

Coligni stand eine Weile mit verschränkten Armen vor ihm.

„Ich bin schuldig," sprach er zu ihm — „richtet mich, auch die härteste Strafe will ich tragen — nur — verachtet mich nicht!" —

Coligni lächelte wohlwollend. „Nun, mein Sohn," sprach er — endlich ruhig, „nicht du trägst allein die Schuld. — Zwar du hättest genauer dich erkundigen sollen — allein wer ahnte solche Verworfenheit? Du thatest, was du dir als Mann zu thun, und als Edelmann doppelt zu thun schuldig warst, und mich freut die Ehre, die dir Montmorenci erwies — sie hebt dich hoch empor. Es sollte so sein," fuhr er fort. „Es war der Wille des Himmels. Nimm hier meine Hand zur Versicherung, daß du dadurch nichts in meiner Achtung, nichts in meinem Vertrauen einbüßest."

Da ergriff der Jüngling des großen Mannes Hand und drückte sie an seine Lippen, und eine heiße Thräne träufelte darauf herab. Reden konnte Gui nicht, sein Herz war viel zu sehr ergriffen.

„Jetzt kleidet Euch um," sprach der Admiral, „dann tretet heitern Muthes vor die Männer, die ich bei mir zu sehen die Freude habe, und Ihr werdet keine Mißbilligung in ihren Blicken sehen."

Mit einem freundlichen Nicken des Hauptes verließ ihn der Admiral und trat in den Kreis der neugierigen Freunde.

Er theilte ihnen das Ereigniß zu Monceaux mit. Allgemeiner Unwille über die Schändlichkeit und Undankbarkeit dieses Verfahrens, aber durchaus kein Tadel des Jünglings. Im Gegentheile wünschte Jeder aus seinem Munde den Hergang zu vernehmen. Er trat nun endlich leichtern Herzens unter sie, und als er die allgemeine Theilnahme sah, da wurde sein Gemüth wieder frei und heiter. Nach kurzer Berathung eilten, trotz der schrecklichen Nacht, einige der jüngeren Herren von dannen, um die Verhaltungsbefehle zu überbringen, und einer begab sich nach Vallery zu Condé, ihn vom Hergang in Kenntniß zu setzen.

Frankreich hatte seit dem letzten Vertrag einen Anschein von Ruhe gehabt, aber ruhig wandelten die Sorglosen über dem bren=

nenden Vulkan. Kaum war die Nachricht von dem verrathenen Plane, den Hof in Monceaux aufzuheben, unter den Protestanten bekannt, als auch mit einem Mal alle Heerstraßen Frankreichs von Bewaffneten wimmelten. Es waren Edelleute mit ihren Dienern und Vasallen, die nach Vallery und Chatillon eilten, die Macht ihrer unglücklichen Brüder zu vermehren.

Der Hof vernahm diese Kunde und erschrak. Er verließ schnell Monceaux und eilte nach Meaux. So sehr sich auch der edle l'Hopital dem Plane widersetzt hatte, die Schweizer nach Meaux kommen zu lassen, um nicht zuerst die Fackel des Krieges zu schwingen, so geschah es doch, und sie erschienen Abends nach einem angestrengten Marsch am Ende Septembers in Meaux. Um Mitternacht brach in Eile der Hof auf, denn es war Kunde gekommen, daß Condé mit Bewaffneten sich habe in der Nähe blicken lassen. Bald bestätigte sich diese Botschaft als Wahrheit. Condé erschien bald mit seiner Reiterei, und schien zum Angriff des Hofes bereit, der sich in der Mitte der Schweizer befand, die ein Viereck geschlossen hatten und sich so langsam fortbewegten.

Kaum erblickte man Condé's Reiterei, als man Halt machte und sich zum Kampfe bereitete, der unausbleiblich schien. Condé's Reiterei theilte sich in drei Haufen, deren einen er selbst, den andern der Herr von Andelot, des Admirals Bruder, und den dritten der heldenkühne Larochefoucault befehligte. Sie schwärmten unaufhörlich um den Zug herum, eine günstige Gelegenheit zum Angriff erwartend; kleine Scharmützel fielen vor, aber zu einem Kampfe kam es nicht.

König Carl war in unaussprechlichem Grimm. Er wollte sich durchaus nicht abhalten lassen, die Ketzer anzugreifen, und die Königin-Mutter und Montmorenci mußten Alles aufbieten, ihn zu besänftigen. So kam die Nacht, und noch war Paris ziemlich entfernt.

Durch die immerwährende Erwartung eines Angriffs war die Bewegung des Zuges sehr gehemmt worden.

Man bestürmte den König mit Bitten, unter dem Schutze der

Nacht den Schweizern voraus nach Paris zu eilen, weil er so sicherer dort eintreffen würde.

Hier fand man in Carl's Ehrgeiz ein heftiges Hinderniß. „Es ist Flucht," sprach er, „feige Flucht, und Frankreichs Könige dürfen nicht fliehen!"

Alle aber bestürmten ihn mit ihren Bitten, stellten die Gefahr ihm riesengroß dar, und da endlich, als man ihm die Nothwendigkeit ins Licht setzte, sich für Frankreichs Wohl zu erhalten, als der tapfere Nemours selbst bat, sich ihm anzuvertrauen, gab Carl nach, und so ging der Hof unter einer kleinen Bedeckung, die Nemours befehligte, von den Schweizern ab, denen die Hugenotten, je näher sie Paris kamen, desto mehr zusetzten. Der Hof erreichte unter dem Schutze der Nacht glücklich Paris.

Unerwartet schnell standen die Hugenotten vor Paris. Muthig und kühn, wie immer, benahmen sie sich auch hier. Mit großer Umsicht schloß Condé Paris ein. Ihre Absichten gingen dahin, ohne Blutvergießen den König zu nöthigen, ihnen freie Religionsübung zu gewähren. Katharina, die Schlaue, nahm ihre Zuflucht zu Unterhandlungen, die jedoch nicht zu Stande kamen, um so weniger, da die Vorschläge der Protestanten überspannt, und ihre Beschwerden in beleidigenden Ausdrücken abgefaßt waren — wenigstens nach den Ansichten des Hofes. — Der König sandte einen Herold nach Saint-Denys, der die Häupter der Hugenotten zur Unterwerfung auffordern, und, im Weigerungsfalle ihnen die härtesten Strafen drohen sollte. Sie antworteten muthig und fest, und machten ihre alte Forderung aufs Neue. Eine Ausgleichung war unmöglich, und der zaudernde Connetable Montmorenci rückte Condé bei Saint-Denys entgegen. Obgleich das Heer der Hugenotten sehr im Nachtheile stand gegen das königliche, da es an Zahl viel geringer war als jenes, und dabei noch alles Geschützes ermangelte, so stellte es sich doch muthig jenem entgegen; und in den Tagen des kalten Novembers wurde bei Saint-Denys eine Schlacht geliefert, die, obwohl sie den Hugenotten den Sieg nicht, doch aber einen Ruhm unerschütterlicher Tapferkeit brachte. Sie

war die letzte, die Montmorenci kämpfte — er fiel, der alte Held, im achtzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens.

Katharina konnte nun frei aufathmen. Sie waren nun alle gefallen, die Männer, die sie einst fürchtete und fürchten mußte, und Heinrich von Anjou, der erbittertste Feind des Protestantismus, sah sich am Ziele seiner Wünsche. — Katharina erhob ihn zum Generalstatthalter des Reichs, und gab ihm den Oberbefehl über das Heer, unter Cossé's, Aumale's und Tavannes' Mitwirkung.

Hoch klopfte Heinrich's Herz. Die Bahn des Ruhmes war ihm nun geöffnet, und er brannte vor Begierde, seinen Muth an den Protestanten kühlen zu können.

Das Heer dieser war durch Johann Casimir's von der Pfalz Hilfsvölker jetzt bedeutend angewachsen. Von Lothringens Grenzen, wohin sie sich nach der unglücklichen Schlacht bei Saint-Denys zurückgezogen hatten, rückten sie in Frankreich ein und begannen die Belagerung von Chartres. Paris und der Hof zitterte, und man sah sie schon im Geiste vor den Thoren der Hauptstadt. Zu ihrem alten Hilfsmittel, das sich so oft bewährte, nahm Katharina auch jetzt wieder ihre Zuflucht. Sie eröffnete ihre Unterhandlungen, die bald zum Frieden führten; diesen Frieden, der zu Longjumeau zu Stande kam, nannte man den „kleinen Frieden," weil er kaum ein halbes Jahr dauerte.

Coligni war sehr mißvergnügt mit diesem unreifen, unzeitigen Frieden. Er zog sich nach Chatillon zurück und mit ihm Gui de Saint-Flour, der ihn in allen den bisherigen Kämpfen treu, wie sein Schatten, begleitet hatte.

Was Coligni befürchtete, traf ein. Es war, wie mit allen Friedensschlüssen, auch mit diesem nicht Ernst. Kaum war das hugenottische Heer auseinander gegangen, als auch schon wieder die gräßlichsten Verfolgungen über die Protestanten ergingen. Im Laufe eines Vierteljahres wurden an verschiedenen Orten an zwei tausend der friedlichsten Protestanten aufs Grausamste durch Feuer und Schwert hingerichtet. Und der Hof wußte es, duldete es, freute sich und schwieg. Aufs Tiefste empörte dies Verfahren

Coligni. Er sah seine Vermuthungen gerechtfertigt, und machte Condé heftige Vorwürfe wegen seiner Leichtgläubigkeit. Bald aber sollte Condé selbst Erfahrungen machen, die ihn selbst zur Reue führten.

XXII.

Es war am 18. März 1568, als in aller Frühe der Admiral Coligni mit seiner Familie die Reise nach Noyers antrat, dem Prinzen Condé daselbst einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. Gui de Viole, der die Stelle eines Adjutanten bei Coligni versah, war diesmal nicht in der Nähe des von ihm hochverehrten Helden — da eine Unpäßlichkeit ihn in Chatillon zurück hielt. Sich allein überlassen — gab sich der Jüngling ernsten Betrachtungen über die jüngste Vergangenheit hin. Jene Vorgänge in Monceaux en Brie schienen ihm schnell vorübergehende Traumbilder gewesen zu sein — und wirklich hatten sie durch die Schnelle und das seltsame Zusammentreffen der Ereignisse, der Gefahr und Rettung durch den, ihm von dem ersten Zusammentreffen bei Coligni noch erinnerlichen, ihn damals schon so unbegreiflich anziehenden, in seinem Wesen so seltsamen Astrologen — etwas Traumartiges und Wunderbares. Nur Eins hatte er sich dabei vorzuwerfen, jenes augenblickliche Wohlgefallen, jenes Aufblitzen einer Neigung zu der schönen Margarethe von Valois. Ihm erschien es als Untreue gegen Gabrielen. Er fühlte sich dadurch erniedrigt. Sein Gemüth war in sich selbst zerfallen, und eine tiefgefühlte Scham drückte ihn nieder. Gabrielen's Bild trat in seiner himmlischen Reinheit und Unschuld wieder vor seine Seele, und er bat es um Vergebung ob der augenblicklichen Verirrung. — Doch — wo war sie? Lebte sie noch, und wie und wo? Ach, er hatte ja nichts gethan für sie, nichts, sie aufzufinden! Heftige Vorwürfe machte er sich. Er ertrug diesen Seelenzustand nicht. Sein Entschluß war schnell gefaßt, er wollte nach Paris — obwohl heimlich — er wollte zu Acevedo seine Zuflucht nehmen, und vereint mit dem Greise, der

so wohlwollend ihm schon einigemal nahe getreten — mit Hilfe seiner Kunst die Geliebte aufsuchen, ehe denn wieder aufs Neue des Krieges Fackel loderte, wie der Admiral glaubte. Was diesen Gedanken in ihm noch mehr bestärkte, war die gewisse Kunde, daß Adelma's Horde in der Nähe sei. Die Alte wollte er aufsuchen, und mit Hilfe derselben unentdeckt nach Paris kommen, da er es öffentlich nicht durfte; denn der Admiral wußte aus sicherer Quelle, daß ihm dort Tod und Verderben drohte — und das hatte er ihm gesagt.

Gui setzte sich schnell und schrieb an den Admiral mit der Offenheit und dem Vertrauen des Sohnes an den Vater. Er legte ihm klar sein Verhältniß zu Gabrielen an den Tag, was er mündlich nicht würde gekonnt haben. Er bat ihn dringend, ja nicht seine Unpäßlichkeit als einen Vorwand anzusehen, da vielmehr erst das Alleinsein und das stille Nachdenken über sich selbst ihn an seine Pflicht gemahnt und die Sehnsucht seines Herzens aufs Lebhafteste geweckt habe, der er nicht länger widerstehen könne. Zuletzt sprach er die Hoffnung aus, durch Acevedo vielleicht manches wichtige Ergebniß der Politik des Hofes erfahren zu können, und versprach in der kürzesten Zeitfrist zurückzukehren.

Ein Eilbote brachte dem Admiral diese Zeilen, und Gui, im Voraus von der Gewährung seiner Bitte überzeugt, befahl seinem Diener, sein Roß zu satteln. Noch war es nicht Mittag, als Gui schon, den Weg von Chatillon nach Paris einschlagend, mit Windeseile dahin flog. Die Stimme seines Herzens sprach jetzt so stark, so lebhaft, daß die Schnelle, womit sein Roß dahin eilte, ihm zu langsam dünkte. Als er in die Gegend kam, wo er die Horde Adelma's vermuthete, fragte er jeden Vorübergehenden nach ihr. Endlich wies man ihm einen weithin sich ausdehnenden Wald — als den momentanen Wohnort des wandernden Völkchens, und dahin richtete er seinen Weg.

Er war noch nicht weit in den Wald hinein geritten, da vertrat ihm schon ein baumstarker Zigeuner den Weg, indem er kaltblütig seine Flinte spannte.

„Wo ist Adelma, Eure Aeltermutter?“ fragte er ihn heftig.

„Kennt Ihr die?“ fragte mißtrauisch darauf dieser. „Was wollt Ihr bei ihr?“ —

„Schweig!“ donnerte ihm der Jüngling zu. — „Wo ist sie?“

Der Zigeuner setzte erschrocken das Gewehr zum Fuß und sagte kleinlaut: „Wendet Euch dorthin und reitet in stets gerader Richtung fort, so könnt Ihr nicht fehlen.“

Ohne sich nach ihm umzusehen, warf Gui sein Pferd herum und jagte dahin, wohin ihn der Zigeuner gewiesen.

Wirklich sah er nach kurzer Frist einen Haufen Zelte auf einem freien Raume des Waldes, und sein scharfes Auge erkannte sogleich die alte Adelma, wie sie auf einem Polster saß mitten im Kreise jüngerer Frauen und Mädchen.

Staunend blickten Alle den schmucken Reiter an. Adelma erkannte ihn und streckte ihre gelbe, dürre Hand nach ihm aus.

„Hast du dich verirrt, oder suchst du endlich einmal die Menschen auf, die es wohl mit dir meinen?“ rief sie ihm entgegen.

„Ich suche Euch!“ antwortete Gui.

„Dann sei mir dreimal gesegnet!“ rief sie, und eine ungetrübte Heiterkeit flog über die schroffen Züge ihres abschreckenden Gesichtes.

„Was suchst du denn bei mir, mein Sohn?“ fragte sie zutraulich.

Gui blickte im Kreise der sie noch gaffend umstehenden Weiber und Mädchen umher. — Adelma verstand ihn.

„Geht Kinder,“ sagte sie, „laßt mich mit ihm allein.“

Gehorsam zogen sie sich zurück. Gui band sein Pferd an und setzte sich dann zu der freundlichen Alten.

„Du hast mir einen sauern Gang erspart,“ hob sie an, „und ich danke es dir; denn zwischen heute und dem Vollmonde, der in zwei Tagen eintritt, mußte ich dich in Chatillon sprechen.“

„Wußtet Ihr denn, daß ich dort war?“ fragte er erstaunt.

„Mein Auge begleitet dich allerwegen mit treuer Sorgfalt —

du entgehst ihm nicht. Nur einmal kam ich zu spät, dich zu warnen — du warst schon in Monceaux en Brie — schon im Garn einer Schlange und — einer Buhlerin.“ —

„Einer Buhlerin?“ fragte Gui mit Staunen. „Wen nennt Ihr so?“

„Margarethen von Valois, die stolze Schönheit, die so leicht besiegbar ist, wenn das Geheimniß ihre Wege einhüllt. — — Doch laß das, wie ging es dir in Monceaux, und wie entkamst du der Gefahr?“

„Kanntet Ihr sie?“

„Ich wußte, warum du nach der Picardie gingst — ich vermuthete es wenigstens, und ahnete, wie man mit dir dort handeln würde. Du warst glücklich bei Margarethen — man sagte, du habest ihr gefallen.“

„Schweigt!“ sagte ernst Gui, in dessen Innerm wieder ein heiteres Gefühl erregt wurde. Sie sah ihn seltsam an. —

„Nun, so sage mir doch, wie du dort entkamst?“

„Wie aus Rouen — dieselbe Hand rettete mich!“

„Dieselbe?“ fragte Adelma und versank in Nachdenken. „Dieser Mann“ — — fuhr sie dann langsam fort — „trügt mich mein Gefühl nicht — steht dir sehr nahe, Gui. Ich sah ihn noch nicht — doch vorübergehend, und geschickt weiß er meinem Blick auszuweichen.“

„Er ist ein edler Mensch, Adelma!“ versetzte Gui, „sei er, wer er wolle. Laßt uns abbrechen und sagt mir, wie ich unerkannt nach Paris komme.“

„Was willst du dort?“ — fragte sie.

Gui wurde verwirrt. — „Mich zieht ein geheimes Geschäft dorthin,“ sagte er.

„Das Herz? Gui! Sei offen, mein Sohn. Sollte Margarethe? — doch nein, du bist zu edel, zu gut.“ —

„Nennt mir den Namen nicht wieder, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich Euch verlasse!“ rief er heftig.

„Gottlob dann!“ sagte sie. „Aber was denn sonst? Die

Gefahr ist groß für dich. Carl wüthete, als du entflohen. Adelma kann dich nach Paris führen, aber — ob sie dir heraushelfen kann, das weiß sie nicht.“

„Dafür laßt mich sorgen, ich muß.“ —

„Aber wenn nun eine nähere, heiligere Pflicht dich nach Noyers oder Chatillon triebe?“ —

„Es gibt jetzt keine heiligere, als die mich nach Paris zieht!“ —

„Lies diesen Brief erst, Gui de Viole,“ sprach Adelma, ihm ein erbrochenes Schreiben reichend — „und dann sage mir, was die Pflicht dir gebeut!“

Hastig ergriff es Gui.

Er las:

„Die Jagd ist bereit; der Hirsch im Netze. Coligni geht dieser Tage nach Noyers zu Condé; dort nehme ich sie Beide gefangen. Tavannes.“

Gui erbleichte. Es waren Tavannes’, des Statthalters von Burgund, Schriftzüge unverkennbar. Der Brief war an einen seiner Freunde in Paris gerichtet.

„Wie kommt Ihr zu den Zeilen?“ fragte er.

„Gehst du noch nach Paris?“ fragte lächelnd Adelma.

„Nein, jetzt nicht — ich darf ja nicht!“ rief Gui — „antwortet mir — wie kamt Ihr zu dem Briefe?“ —

„Einer von der Horde, ein wilder Bursch,“ erzählte Adelma, „strich umher. Da sah er einen Reiter die Straße eilend nach Paris, nach dessen Geldbeutel es ihn gelüstete. Er hielt ihn an. Der Bursche scherzte nicht und schoß nach ihm. Das reizte den Grimm des wilden Sohnes der Wüste, und er legte ihn ins Gras. Auf seinem Leibe trug er diese Zeilen, die er mir brachte, da die ganze Horde den warmen Antheil kennt, den ich an deinen Glaubensbrüdern nehme. In deine Hände mußte er kommen, das sah ich, und ich war entschlossen, ihn dir selbst zu bringen — da kamst du!“

„Dank Euch!“ rief er aus. „Jetzt muß ich eilen, ehe es zu

spät ist! O, mein Gott!“ rief er schmerzlich in halber Selbstvergessenheit aus, „warum kann ich denn nie meinen heißen Wunsch befriedigen und ihre Spur aufsuchen!“

Adelma blickte ihn forschend an.

„Warst du denn so sicher, sie zu finden?“ fragte sie.

„Wen?“ — forschte der Jüngling, und eine dunkle Röthe ergoß sich über sein Antlitz.

„Gabrielen d'Arbeque,“ sagte Adelma.

„Weib!“ rief Gui — „kennst du der Herzen Tiefe?“ —

„Das deine, mein Sohn, kenne ich, und freue mich, daß du treu bist der ersten Liebe deiner Jugend. Bleibe du treu — vielleicht ist's der Wille des Himmels, daß du sie wieder siehst. Ich will nach ihr forschen, und glaube du mir, du hast es einem treuen Herzen vertraut, was das deine bewegt. Findet sie Adelma nicht, so suchst du vergebens. Nun gehe mit Gott, du mußt eilen!“

Gui schwang sich auf sein Roß und jagte wieder den Weg, den er gekommen, doch jenseit des Waldes nahm er die Richtung von Noyers. Das angestrengte Reiten ermattete sein Roß, und als die Nacht kam, vermochte es nicht weiter. Ein einzelner Hof nahm ihn gastlich auf. Er pflegte das müde Thier. Sich selbst gönnte er keine Ruhe. Er hatte noch vier Stunden bis Noyers. Der Mond ging indessen auf, und als das Pferd einige Stunden gerastet, zog es Gui hervor und trat die Reise wieder an. Er mußte jetzt aber seine Eile mäßigen, um das edle Thier nicht ganz unbrauchbar zu machen.

Es war lange schon Mitternacht vorüber. Der Mond schien hell und klar. Gui ritt eine Anhöhe hinan, und entdeckte zu seiner größten Freude nahe vor sich die Thürme von Noyers. Bald erreichte er es. Im Schlosse Condé's lag Alles in des Schlafes Fesseln — aber Condé war nicht so sorglos wie Coligni zu Chatillon. Die Wächter riefen ihn an, sobald er sich dem Schlosse näherte. Gui gab sich zu erkennen. Bald wurde er eingelassen, und den Wächtern sein müdes Roß übergebend, eilte er in das Schloß und ließ sogleich Coligni und Condé wecken. Die Noth

drang auf Eile. Er ließ sich im Saal auf einen Sessel nieder und überdachte die wunderbaren Wege des Geschickes, das ihn zum Retter Coligni's bestimmte aus dieser großen Gefahr. Er dankte dem Lenker der Schicksale, und legte die heißen Wünsche seines Herzens in seine Vaterhand demüthig und vertrauensvoll, und das süße Bewußtsein, der Pflicht des Herzens Wünsche geopfert zu haben, gab ihm Frieden.

Nach einiger Zeit trat Coligni herein. Er staunte den Jüngling an.

„Viole," sprach er dann ernst, „Ihr seid mir ein Räthsel geworden, das ich nicht lösen kann. Heute früh schreibt Ihr mir, Ihr müßtet nach Paris, und jetzt seh' ich Euch in Noyers?"

„Vergebt mir, gnädigster Herr!" rief der Jüngling. „Ich folgte nur der unbezwinglichen Sehnsucht meines Herzens, und es war —"

„Darüber tadle ich Euch nicht. Ich war jung, Viole, wie Ihr, und habe geliebt wie Ihr — darum nur möchte ich Euch tadeln, daß Ihr so unbeständig in Euren Entschlüssen seid."

„Es war Euer und des Prinzen und der Eurigen Glück, daß ich jenem Zuge meines Herzens folgte, nur dadurch war es möglich, daß ich Euch vom Verderben retten konnte. Leset dies und urtheilt dann."

Condé fand sich nun auch ein.

„Was habt Ihr denn Wichtiges, daß Ihr unsere Ruhe stört, Hauptmann Viole," sagte er halb mürrisch. „Euch hätte ich wahrlich heute eher in den Armen Eurer Geliebten gesucht, als in Noyers!" setzte er, jedoch in Scherz übergehend, hinzu.

Der Admiral hatte das Billet gelesen und Tavannes' Handschrift sogleich erkannt. Er reichte es Condé mit den Worten:

„Wenn wir nicht eilen, so sind wir verloren!"

Condé durchflog das Blatt. Der Schrecken bleichte seine Wangen.

„Wo habt Ihr das Blatt her?" rief er Gui zu.

Dieser erzählte nun, wie er dazu gekommen sei, und jeder

Zweifel schwand. Aber die Verlegenheit war groß, in welcher sie sich befanden, denn sie waren in diesem Augenblicke nicht gerüstet zu einer Flucht.

Coligni allein behauptete die ihm eigene Ruhe und Festigkeit.

„Laßt uns die Unserigen und uns retten und la Rochelle zu gewinnen suchen, das ist das einzige Mittel.“

Er gab Gui, dem er dankbar die Hand drückte, den Auftrag, so schnell als möglich, Alles zur Flucht zu bereiten. Die Leute des Prinzen wurden geweckt, aber es war eine Unordnung unbegreiflicher Art in dem Schlosse, da Einer gegen den Andern rannte, und Alle den Kopf verloren hatten, indem sie sich die Gefahr so nahe dachten, daß man ihr nicht mehr entgehen könnte. Gui war überall: Er fühlte keine Müdigkeit. Er brachte Ordnung in das Ganze. Die Wagen des Prinzen und des Admirals wurden reisefertig gemacht; alle Diener bewaffnet. Gegen Morgen war Alles im Stande, zur Abreise bereit, und mit dem kommenden Tage verließ der Zug Noyers. Gui war das Haupt der Bedeckung. Er war überall, sorgte, wirkte, ermunterte.

Nur langsam konnte sich der Zug fortbewegen, und auch in der Wahl der Wege mußte große Vorsicht angewendet werden, um nicht Aufsehen zu erregen und dadurch in Tavannes' Hände zu gerathen. Condé hatte eine Klageschrift über das treulose Benehmen des Hofes an den König eiligst noch von Noyers abgesendet, worin er zu verstehen gab, daß es ihm lieb sei, des Königs Antwort in Noyers zu erhalten. Dies täuschte Katharina. Sie hielt ihren Plan für gelungen und triumphirte schon, Condé, Coligni und die Königin von Navarra, die Montluc gefangen nehmen sollte, in ihrer Gewalt zu haben.

Condé und Coligni erreichten indessen glücklich Rochelle, wo bald darauf auch Johanna von Navarra mit ihrem Sohne Heinrich von Bearn anlangte, die durch ein Schreiben von unbekannter Hand aus Paris, von der Gefahr unterrichtet, glücklich den Nachstellungen Montluc's entging.

Grenzenlos war die Wuth Katharina's, so gänzlich sich in

ihren Erwartungen getäuscht zu sehen. Sie ahnte Verrath in ihrer Umgebung, und doch wußte sie nicht, auf wen sie ihren Verdacht werfen sollte. Da fiel ihr Acevedo ein. Sie überdachte sein Benehmen, und jene sie so fürchterlich erschüttert habenden Worte in Monceaux fielen ihr ein, Gui de Viole's ans Wunderbare grenzende Flucht aus dem Palaste bestärkte ihren Verdacht aufs Neue. Doch der Astrolog hatte in ihrem finstern Aberglauben einen zu beredten Vertheidiger; er hatte schon so oft ihr Beweise von Treue und unparteiischer Ergebenheit gegeben, daß sie nicht leichthin sich eines so wichtigen Mannes berauben, sondern erst prüfen und beobachten, dann aber um so entschiedener handeln wollte, wenn ihr Verdacht sich irgend rechtfertigen würde. Sie bestellte daher vertraute Leute, die auf allen Schritten und Tritten ihn beobachten mußten. Außer ihm zog der edle, biedere, vorurtheillose Kanzler l'Hopital ihren Verdacht auf sich, der um so schwerer war, da der Haß gegen ihn ihm zur Seite stand.

Diese Treulosigkeit des Hofes weckte aufs Neue die Protestanten. Ueberall loderte wieder die wilde Flamme des Bürgerkriegs, und unmenschliche Grausamkeiten wurden verübt von beiden Seiten; besonders zeichneten sich aber Ludwig von Bourbon, Herzog von Montpensier, Tavannes und Montluc durch ihre Wildheit und Grausamkeit gegen die Protestanten aus.

In einer Berathung bei dem Könige kam dies zur Sprache. l'Hopital sprach mit edler Entrüstung über solch schändliches Verfahren. Da konnte sich Katharina nicht halten.

„Ist es Euch vielleicht unbekannt, Herr Kanzler!“ rief sie in heftigem Zorne diesem zu, „was d'Acier in Languedoc und Dauphiné verübt? Wisset Ihr nichts davon, daß er die Katholiken mordet, die Mönche martert, die Kirchen niederreißt und die Orte niederbrennt? Ist Euch noch nichts zu Ohren gekommen von dem Halsband aus Mönchsohren, das Briquemont trägt?“

l'Hopital hörte ruhig zu.

„Eure Majestät,“ sagte er dann, „vergessen, daß fortgesetzte Unterdrückung und Grausamkeit auch den Sanftmüthigsten wild machen kann!“

Katharina wollte aufbrausend antworten. Carl bat sie, ruhig zu bleiben.

„Gebt Eure Siegel ab“ — sprach er zu l'Hopital, „Ihr seid Eurer Würde enthoben.“

l'Hopital verbeugte sich. „Gott gebe Eurer Majestät einen treuern Diener,“ sprach er, und ging dann stolz hinweg, mit dem Bewußtsein eines reinen Herzens. Morvilliers, der schmiegsame fanatische Bischof von Orleans, nahm seine Stelle auf Katharina's Empfehlung ein. —

Er war nun auch entfernt, der Mann, dessen Rechtlichkeit bisher durch die Achtung, die sie König Carl einflößte, eine große Gewalt über ihn geübt, und oft das Gegengewicht gegen Katharina's Arglist gewesen war.

Ihre Spione meldeten ihr von Acevedo, daß er oft den Louvre verlasse und in Paris verweile, doch könne man nicht entdecken, wo er sich hinbegebe, da er mit außerordentlicher List die verworrensten Wege gehe. Sie wollte ihn genauer prüfen, und brachte darum bald darauf das Gespräch auf die Lage Frankreichs und der Hugenotten.

Acevedo, zu viel vertrauend auf seine Macht über der Königin Gemüth, sprach zu warm für die Unterdrückten. Katharina entließ ihn kalt. Sie war jetzt überzeugt, er müsse wenigstens Antheil an dem Verrath ihrer Geheimnisse haben, und auch sein Loos war geworfen.

XXIII.

Adelma war eingedenk des Versprechens, das sie Gui gegeben. Dieses und eine auch ihr besonders wichtige Angelegenheit zog sie nach Paris. Nur einmal und zwar schnell vorübergehend sah sie einst Acevedo.

Ihr schien der Mann bekannt — sie sah ihn genauer an, und sie fand Züge, die dem Parlamentsrath de Viole glichen, den sie einst mit der ganzen Gluth ihres Herzens geliebt hatte; aber

zu schnell verschwand der Astrolog, als daß sie hätte ihre Vermuthung vergewissern können. Seitdem verfolgte sie der Gedanke, daß Viole noch lebe, daß Acevedo es sei. Die Theilnahme an Gui, seine zweimalige Rettung durch ihn — das Alles machte ihr die Sache gewisser, glaublicher. Sie ging oft nach Paris, sie wußte sich selbst Eingang in den Louvre zu verschaffen; aber Acevedo hatte sie erkannt und entzog sich ihrem Anblicke, da er noch das Geheimniß nicht enthüllen durfte.

Auch jetzt trieb sie dies nach Paris noch mehr, als die Nachforschungen nach Gabrielen, die ihr ohnedem in ihrer ganzen Schwierigkeit erschienen. Die Zigeuner hatten ihre Verbindungen in Paris, wo sie die Beute zu verkaufen pflegten. Es waren die Schlupfwinkel des Lasters und der Verworfenheit — allein sicher vor dem Auge der Gerechtigkeit, das ohnedem in jenen Tagen innerer Zerrissenheit und gesetzloser Willkür blind geworden.

Auf ihren Stab gestützt, stand sie am Hofe des Louvre, überlegend, wie sie am sichersten ihre Absicht erreichen möchte.

Unterdessen ereignete sich in Acevedo's Gemach etwas Unerwartetes. — Schon längst hatte Anjou's Späherblick in dem Acevedo stets begleitenden Knaben das reizende Mädchen entdeckt, und den glühenden Wunsch gehegt, sie zu besitzen. Acevedo durchschaute das Gewebe der Bosheit, das man angelegt, Gabrielen zu verderben. Es war eine schwer zu lösende Frage, wie er das Mädchen in Sicherheit bringen möge und wo? — Er hatte zwar an du Plessis' Freunden Freunde, aber ihnen durfte er sie nicht anvertrauen. Da begegnete ihm einst ein Mensch, der ihm bekannt schien. Er betrachtete den alternden, ärmlich gekleideten Mann genauer, und nun erkannte er in ihm einen seiner frühern treuen Diener, der in Paris zurückgeblieben war. Er folgte dem Manne von Ferne bis zum Marais, wo er in eine ärmliche finstere Wohnung trat. Es war die seine. Acevedo's Ankunft erschreckte den armen Mann. Als er aber sich ihm zu erkennen gab, wäre er fast vor ihm niedergefallen. Eine höhere Freude konnte es für die treue Seele nicht geben, als seinen alten, geliebten Herrn wieder

zu sehen. Bei ihm war Acevedo's Geheimniß sicher. Mit ihm sprach er wegen Gabrielen. Gerne verstand sich der treue Alte dazu, sie verborgen zu halten, bis Viole sie zurückfordern würde.

Freudig kehrte er zu Gabrielen zurück und schilderte ihr die drohende Gefahr. Eine unnennbare Angst ergriff die Jungfrau. Sie bat unter Thränen, je eher je lieber sie aus dem Louvre dorthin zu bringen.

„Laß nur den Abend kommen," sagte Acevedo, „dann führe ich dich unbemerkt dorthin;" allein kaum daß dies Wort über seine Lippen gegangen, da klopfte es heftig an die Thüre. Nicht ohne eine geheime Angst öffnete Acevedo, und seine Furcht war gerechtfertigt.

Montesquiou, der Hauptmann der Schweizergarde des Herzogs von Anjou, begleitet von vier bewaffneten Schweizern, trat herein.

„Ihr seid mein Gefangener im Namen der Königin," sprach er barsch zu dem Astrologen; „folget mir!"

Montesquiou's Blicke ruhten lüstern und durchbohrend auf Gabrielen's schöner Gestalt. Sie erbleichte, wankte und sank ohnmächtig in einen Stuhl.

„Ich folge Euch, Herr Ritter," sagte gefaßt Acevedo, „nur gestattet mir, daß ich mich meines Sohnes annehme, dessen Zustand Ihr seht."

„Das ist eine Ohnmacht, wie sie Knaben sonst nicht eigen ist," erwiederte Montesquiou. „Er ist stark und wird schon zu sich kommen. Da er unschuldig ist, werde ich ihn der Gnade der Königin empfehlen," setzte er mit einem Satyrlächeln hinzu. „Gebt mir den Schlüssel Eurer Thüre, damit ich sie verschließe — es möchte dem Knaben sonst vielleicht gar eine Gefahr drohen!"

Acevedo sah ein, daß hier nichts zu ändern war. Er gab ihm den Schlüssel und sagte: „Ich rechne auf Eure Ehre, Herr Ritter."

„Das dürft Ihr," antwortete der Maltheser, und jenes satanische Lächeln schwebte wieder um seinen Mund.

Er schloß sorgfältig die Thür ab und steckte den Schlüssel zu sich.

„Herr Ritter," hob Acevedo an, „eine Bitte gewähret mir, führt mich zur Königin!"

„Das kann nicht sein," herrschte ihm der Malthefer zu und führte ihn nun schnell über die Gänge aus dem Palaste.

Adelma stand draußen und erblickte nun plötzlich den Gefangenen. Sie erschrak. „Ja, es ist Viole!" rief sie in sich hinein.

Auch Acevedo sah und erkannte sie. Eine dunkle Ahnung, als könne sie Gabrielen vielleicht nützen, bemächtigte sich seines Gemüths. Er zog schnell den Treuring seiner verstorbenen Gattin vom Finger, ließ ihn vor ihr unbemerkt fallen, und sagte zu ihr gewendet:

„Liebe Adelma, nimm dich meines Sohnes Gabriel an!"

Montesquiou blickte auf die Alte und schlug eine laute Hohnlache auf. „Da habt Ihr Euch einen wackern Vormund bestellt, Meister!" rief er aus.

Sie traten nun aus dem Hofe des Louvre und waren dem Blick Adelma's entzogen.

Diese stand bebend noch auf derselben Stelle. Sie hatte den Ring aufgehoben, ihn an ihre Lippen gedrückt, denn sie erkannte ihn.

„O," rief sie freudig aus, „er hat noch Vertrauen zu mir! — Ach," setzte sie hinzu, „hättest du früher einmal „liebe Adelma" gesagt, der Himmel wäre in diese Brust eingezogen, und das arme Herz hätte doch eine schöne Erinnerung gehabt. Der Auftritt hatte sie so sehr ergriffen, daß sie nicht im Stande war, von der Stelle zu gehen. Sie dachte ihm nach. Gabriel? fragte sie sich. Gui war doch sein einziger Sohn. Sollte er noch einmal geheirathet haben? — Diese Worte Viole's waren ihr unerklärlich. So viel aber sah sie ein, sie müßte noch hier weilen. Sie setzte sich auf die Stufen des Portals, vielleicht eine Gelegenheit zu entdecken, wodurch sie genauere Kunde erhalten könnte.

Gabriele erwachte aus der Ohnmacht und fand sich eingeschlossen. Ihr erschien ihres Pflegevaters Gefangennehmung genau

mit Anjou's verworfenen Plänen zusammenzuhängen. Ein tödtlicher Schrecken bemeisterte sich ihrer. Was sollte sie thun? — Hier konnte, hier durfte sie nicht bleiben, mochte auch ihr Schicksal sein, welches es wollte — schlimmer als das, welches hier ihrer wartete, konnte ja keines sein. — Sie erinnerte sich, daß Acevedo allerlei Schlüssel besaß. Sie suchte sie hervor. Sie lagen unter Papieren. Diese Papiere könnten ihm schaden, dachte sie in diesem Augenblicke. Sie warf sie in die Flammen des Kamins — dann versuchte sie die Thüre zu öffnen. Es gelang zu ihrer unaussprechlichen Freude. Schnell steckte sie das wenige Geld, was sie in Acevedo's Habseligkeiten fand, zu sich, warf sich auf ihre Knie und betete inbrünstig für ihn und für sich, und eilte dann, in einen Mantel gehüllt, aus dem Louvre, völlig ungewiß, wohin sie ihre Schritte lenken sollte.

Sie eilte über den Hof weg. Sie hörte nicht, daß ihr Jemand nachrief. Erst vor dem Hofe, wo sie stille stand, einen Augenblick zu überlegen, wohin sie ihre Richtung nehmen sollte, gelang es Adelma, den flüchtigen Knaben zu erreichen.

„Heißt du Gabriel?“ fragte sie zutraulich — „dann habe ich einen Auftrag von Acevedo, oder besser von de Viole an dich.“

Gabriele erschrak. Sie sah die Alte und wollte ihr entfliehen — da seit jenen Tagen auf Arbeque der Name Zigeuner schon ihr fürchterlich war. Die Alte ergriff sie jedoch.

„Kind, fliehe nicht, ich bitte dich!“ sagte sie. „Siehe hier Acevedo's Ring, er ist das Zeichen, daß du mir vertrauen darfst.“

Gabriele erkannte den Ring, und sie dachte, daß doch vielleicht die Alte nicht löge.

Als sie ihr aber in das abschreckende Gesicht blickte und die krächzende Stimme mit ihrem widerlichen Ton an ihr Ohr schlug, da erbebte die vielfach Geängstete wieder.

Adelma betrachtete den Knaben, die feine, schöne Gestalt, und sie begann an dem Geschlechte desselben zu zweifeln. „Vertraue

dich mir an, mein Kind," sagte sie so herzlich, als sie nur konnte. „Du bist verlassen hier, und was wolltest du ohne Hilfe beginnen in der gefahrenreichen Stadt, in dem wildbewegten Lande. Viole kennt mich, mir rief er, als die Schweizer ihn vorüber führten, zu: Adelma, nimm dich meines Sohnes Gabriel an! Kind, ich bin ihm hochverpflichtet — sage, wohin ich dich bringen soll!" —

„Wo ist Viole?" fragte Gabriele jetzt, wie wenn ihr seine Gefangennehmung erst jetzt zum klaren Bewußtsein käme.

„Das kann ich dir nicht sagen," versetzte Adelma, „da ich auf dich wartete, konnte ich ihm nicht folgen; doch das wollen wir auch erfahren."

Sie ergriff nun Gabrielen's zarte Hand und zog sie mit sich fort bis zu einem Durchgange, wie sie sich in Paris häufig finden, wo man nämlich durch ein Haus von einer Straße in die andere gelangt. Hier blieb Adelma keuchend stehen. Es war dunkel geworden. Gabrielen's Gemüth, so furchtbar erschüttert durch die Ereignisse dieses Tages, schloß sich jetzt mit mehr Furcht als Vertrauen an die Alte an.

„Kind," fragte diese, „hast du Jemanden in Paris, zu dem ich dich bringen könnte?"

„Ach!" rief angstvoll Gabriele, „ich kenne hier Niemanden, nicht einmal den Ort, wo meines Vaters Grab ist."

„Deines Vaters Grab?" fragte Adelma gespannt. „Viole nannte sich deinen Vater."

„O, das ist er auch der Waise geworden, die ohne ihn verloren war."

„Wo ist denn deine Heimath?" fragte wieder die Alte.

„In der Dauphiné," antwortete Gabriele.

Ohne daß sie sich eines Vermuthunggrundes bewußt gewesen wäre, sprach die Alte: „Vielleicht zu Schloß Arbeque? — Nicht wahr, du bist Gabriele d'Arbeque?"

„Kennst du mich?" fragte ängstlich Gabriele, die kaum ihrer Besinnung mächtig war.

„O, ich kenne dich, Mädchen," sagte darauf freudig Adelma,

„und weisest du nicht kalt und stolz ein treues Herz zurück, so sollst du in mir eine mütterliche Freundin gewonnen haben, die dir in dieser drangsalvollen Lage Alles leistet, was in ihren Kräften steht."

Gabriele drückte dankbar ihre Hand. Allmählich vertraute sie der Alten. Je ruhiger sie zu werden begann, desto mehr erkannte sie das Hilf- und Trostlose ihrer gegenwärtigen Lage und die Nothwendigkeit, sich der ehrlich scheinenden Zigeunerin hinzugeben.

Nachdem Adelma ausgeruht, setzten sie ihren Weg fort und erreichten spät eine elende, schmutzige Hütte in einem finstern Gäßchen. Von einem wild aussehenden Menschen wurden sie freundlich aufgenommen. Gabriele konnte nichts genießen, und sank bald auf einem harten Lager, über welches sie ihren Mantel gebreitet, in tiefen Schlaf.

Als sie am Morgen erwachte, saß Adelma an ihrem Bett.

Freundlich grüßte sie die Erwachende. Gabriele fühlte neue Kraft.

„Wir wissen jetzt schon so viel, als vorerst möglich, über Viole," hob sie an; „er ist in eins der minder harten Gefängnisse gebracht worden, und wir können fürs erste ruhig sein."

Diese Nachricht erleuchtete Gabrielen's Gemüth. Sie konnte jetzt ruhiger ihre Lage überdenken, die dennoch nichts an ihrer Trostlosigkeit verlor.

„Könnte ich nur auf das Schloß Arbeque kommen, dann wäre ich geborgen!" sagte sie zu Adelma.

„Da kannst du hinkommen, Gabriele," antwortete ihr Adelma. „Nur darfst du unser wildes, unstetes Leben nicht fürchten. Wir ziehen mit unserer Horde dahin."

Gabriele legte die Hand an die Stirn und sann nach.

„Dein Namen und dein Geschlecht muß ein Geheimniß, und du selbst stets in meiner Nähe bleiben, dann bist du gerettet," setzte Adelma hinzu.

„Es sei," sagte sie endlich mit Festigkeit. So sehr ich es wünschte hier zu bleiben, um bei Viole zu sein, ich sehe es ein, daß es unmöglich ist."

Sie verließen nun Paris und erreichten bald die lagernde Horde. Bald darauf brach diese nach der Dauphiné auf, wo damals d'Acier mit Tavannes und anderen Häuptlingen der Katholiken sich herumschlug, und wild mit den Feinden verfuhr. Dort, wo Unordnung und Gesetzlosigkeit waltete, war dieses Volkes Erntefeld.

XXIV.

Die Festung la Rochelle besaß und genoß das für die damaligen Zeitumstände unschätzbare Vorrecht, keine königliche Besatzung ohne den Willen der Bürgerschaft einnehmen zu müssen. Condé und Coligni waren dort glücklich angekommen nach mancher Drangsal und Gefahr. Auch Johanna von Navarra mit dem fünfzehnjährigen Prinzen Heinrich von Navarra und der dreizehnjährigen Katharina, unter Bedeckung von dreitausend treuen Bearnern, war daselbst eingezogen, trotz Montluc's Nachstellungen. Dandelot, des Admirals wackrer Bruder, führte dreitausend Bretagner nach Rochelle. Johanna's Geldzuschüsse, Englands und Deutschlands bereitwillige Hilfe hoben den Muth der Hugenotten, und bald standen sie schlagfertig im Felde.

Immer höher stieg die Noth der Bedrängten in Frankreich. Nach l'Hopital's Entfernung und Morvillier's Amtsantritt hatte die fanatische Gesinnung des Cardinals von Lothringen und Katharina's von Medicis ein weites freies Feld der Thätigkeit vor sich. Jetzt wurde den Protestanten ein Eid abgefordert, der sie zur Treue gegen den König verpflichtete, und ihnen die Bewaffnung und Leistung von Geldbeiträgen zu den Unternehmungen Condé's und Coligni's untersagte, und ihnen die Verbindlichkeit auferlegte, Alles, was von gefährlichen Anschlägen gegen die Regierung bekannt würde, anzuzeigen.

Bald darauf erfolgten rasch aufeinander die Bekanntmachungen von drei feindselig gegen die Protestanten gerichteten königlichen Edicten, deren eines immer heftiger als das andre war, bis zuletzt

das Bekenntniß des Evangeliums bei Todesstrafe verboten wurde, und man keine andere Religionsausübung duldete, als die römische.

Dies Alles reizte die Erbitterung aufs Heftigste. Die Protestanten sahen es ein, es gelte jetzt einen Kampf auf Leben und Tod. La Rochelle wimmelte jetzt von Heeresmannen, und täglich wuchs die Anzahl.

Gui sah mit Begierde dem Kampf entgegen. Er, wie so viele, schwur, nicht eher das Schwert in die Scheide zu senken, bis Glaubens- und Gewissensfreiheit erkämpft sei. Das Vertrauen, welches Coligni in ihn setzte, und die wohlwollende Auszeichnung, womit der Admiral ihn behandelte, zog ihm die Achtung der angesehensten Häupter der Hugenotten zu, und selbst Johanna, die edle Königin von Navarra, sah es sehr gerne, wenn Gui in der Gesellschaft des Prinzen Heinrich von Bearn war, um so lieber sah sie es, da der Ruf einer unbescholtenen Sittlichkeit von Jedermann ihm beigelegt wurde. Aus diesen für ihn angenehmen Verhältnissen riß ihn der eröffnete Feldzug. So sehr es Heinrich von Bearn wünschte, ihn bei sich zu behalten, so rief dennoch die Pflicht und die Ehre, und Gui folgte.

Bei Jarnac fiel die erste Schlacht vor — aber wieder unglücklich für die Protestanten. Diese Schlacht, in der Gui zum ersten Mal als Oberster an der Spitze eines Regiments leichter Reiterei kämpfte, war sehr unheilbringend, obwohl die Protestanten Wunder der Tapferkeit thaten; dadurch aber war sie dies besonders, daß Louis, Prinz von Condé, sein Leben im neun und dreißigsten Jahre seines Alters auf eine unerhörte Weise verlor. Schon bei dem Anfange der Schlacht verwundete ihn das Pferd des Grafen de Larochefoucault durch einen Schlag am Schenkel. Er stürzte sich aber dennoch in das tiefste Kampfgetümmel, als die Seinen zu weichen begannen. Er stürzte von dem Pferde mitten im ärgsten Kampfgewühl, und konnte sich, ob jener Verwundung, nicht wieder erheben. Knieend kämpfte er noch eine Weile mit Löwenwuth; aber seine Kräfte sanken, keine Hilfe kam — und Herr d'Argence, ein

Edelmann des royalistischen Heeres, setzte ihm heftig zu. Ihm ergab er sich, und dieser sicherte ihm Pardon zu, obwohl Anjou bestimmt den Befehl gegeben hatte, des Prinzen auf keine Weise zu schonen.

d'Argence wollte eben den Prinzen nach dem Hauptquartiere bringen, als der tückische Montesquiou vorüber jagte. Kaum sah er den Prinzen, so riß er das Pistol hervor und schoß Condé eine Kugel durch den Kopf. d'Argence war wie vom Donner gerührt. Montesquiou aber schlug eine teuflische Lache auf und eilte schnell von dannen. So eine Schandthat wurde nie geahndet. Der Tod des Prinzen wurde schnell unter den Hugenotten bekannt und trieb sie zu fast wahnsinniger Flucht. Vergebens ermahnte, beschwor Gui seine Reiter zum Stich halten. Vergebens drohte er, den Ersten, der es wage auszureißen, niederzuhauen. Seine Stimme, die dem Donner gleich daher brauste, verhallte, und — sie flohen.

In Saintes sah er den Admiral wieder. Grimm und Kummer zeigte sein Angesicht. Er vermochte fast nicht zu reden.

Coligni reichte ihm die Hand und sagte: „Seid ruhig, mein wackrer Viole — wir leben noch und unser Muth, und der über uns verläßt uns nicht! — Ihr habt wacker gefochten, und Eure Erhebung, wäre sie Euch nicht als Lohn früherer Tapferkeit geworden, sie würde und müßte Euch jetzt werden!"

Obgleich ihm dieses Anerkenntniß wohl that, so konnte doch Nichts seinen Unwillen vernichten.

Ein gehaltener Kriegsrath legte in Coligni's Hände den Oberbefehl des Heeres. Er zog sich auf einen Heerhaufen, den d'Acier befehligte und welcher keinen Antheil an der Schlacht von Jarnac genommen, zurück, und traf weise Anstalten gegen die nachtheiligen Folgen der verlornen Schlacht. In die festen Plätze warf er schnell hinlängliche Besatzungen, und ließ dann die Häupter seiner Partei in Tonnai-Charente zusammen treten. Die Prinzen Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé, des Gemordeten ältester Sohn, in Gesellschaft der edlen Königin von Navarra, trafen auch daselbst ein.

Als Alle versammelt waren, trat die erhabene Fürstin in den Männerkreis, an ihrer Seite die Prinzen. Von hoher Begeisterung erfüllt, hielt sie eine so kräftige, eindringende Anrede, daß jedes Herz ergriffen wurde und ein lauter Jubel erscholl, und Alle schwuren zu kämpfen, bis das Ziel ihrer Wünsche, Freiheit des Glaubens und des Gewissens, errungen sei. Der Mutter hohes Wort war verklungen, der Jubelruf verhallt, da trat Heinrich von Bearn hervor. Sein Auge strahlte, indeß innere heftige Bewegung seine blühenden Wangen bleichte. Er erhob seine Hand zum Schwur und sprach mit einer Festigkeit, die bei dem sechzehnjährigen Jüngling in Erstaunen und Verwunderung versetzte: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Tod, oder Sieg uns Allen die gewünschte Freiheit verschaffen wird!"

Da donnerte ein Lebehoch! dem Edeln. Da erklärten sie ihn und Heinrich Condé einmüthig zu Häuptern der Hugenotten. Voll mütterlichen Stolzes und mütterlicher Wonne schloß Johanna den Sohn an ihre Brust, und der alte, ehrwürdige Coligni leistete ihm zuerst den Schwur der Treue, und nach ihm Alle mit gleichem Enthusiasmus. Es war ein erhebender Augenblick, der neuen Muth in jedes Herz ergoß. Nicht weniger erhebend war der, als die Prinzen dem versammelten Heere zu Cognac vorgestellt wurden. Hier zitterte die Luft ob des Jubels der Huldigung.

Günstiger als je gestalteten sich jetzt die Verhältnisse der Protestanten, denn der heldenkühne Wolfgang von Zweibrücken führte ihnen sechstausend Reiter und fünftausend Lanzknechte zu. Nicht zum günstigsten war die Lage der königlichen Armee. Der Schatz war geleert, die Finanzen zerrüttet. Schon ein ganzes Vierteljahr blieb der Sold aus, und täglich schmolz das Heer. Katharina kam selbst zu ihrem Sohne Heinrich von Anjou in das Lager von Limoges. Sie versprach Alles. Sie tröstete das Heer mit den Unterstützungen aus Deutschland, Italien und den Niederlanden, und hob auf diese Art den gesunkenen Muth.

Heftig brach nun der Krieg in Poitou aus. Heftiger aber

wüthete man in anderen Gegenden gegen die Protestanten. Vorher hatte zu zweien Malen Coligni, um ja Alles versucht zu haben, Bittschriften dem Könige vorgelegt, worin er um Freiheit der Religionsübung und Zurücknahme der verfolgenden Edicte bat, und versprach, sogleich die Waffen niederzulegen, wenn die Bitte erhört würde, allein man erwiederte mit Grausamkeiten, vor denen die Menschheit schaudert, diese Vorstellungen. Ja das Parlament von Paris setzte einen Preis von 50,000 Goldgulden auf den Kopf des Admirals — sein Bildniß wurde vor dem Rathhause von Paris verbrannt und er seiner Admiralswürde entsetzt.

Der Admiral, zu groß, um sich dadurch gekränkt zu fühlen, lächelte über die Luftstreiche der Ohnmacht; nicht so seine Freunde, die dadurch aufs wüthendste empört wurden. Ruhig verfolgte nun Coligni, der den Oberbefehl fort behielt, seinen Plan. Die Unternehmungen des Admirals gegen Poitiers führten nicht zum gewünschten Ziel, aber dagegen war Montgommeri in Bearn glücklicher. Anjou zog sich vorsichtig zurück, da auch sein Heer viel gelitten, und Coligni folgte ihm. Er vermied gern eine Hauptschlacht, da das königliche Heer durch die Deutschen, Italiener und aus den Niederlanden verstärkt worden, allein immer allgemeiner und stürmischer sprach sich der Wunsch seines Heeres aus, gegen den Feind geführt zu werden. Bei der Stadt Montcontour trafen sie am 3. October 1569 zusammen. Vier Stunden lang wüthete ein gräßliches Geschützfeuer. Um zwei Uhr Nachmittags rückten die Königlichen unter Montpensier vor, und es gelang ihm, die Reiterei unter Moui, le Noue und Gui de Viole zu trennen. Der Scharfblick des Admirals erkannte die Gefahr und eilte schnell zu Hilfe. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, und würde, da ihn eine Kugel in die linke Wange traf, gefangen worden sein, wenn nicht Mansfeld, der nach Wolfgang's Tod (der wahrscheinlich, wie des Admirals edler Bruder, Dandelot, Gift erhalten hatte) die Deutschen befehligte, schnell ihm zu Hilfe geeilt und die Massen Montpensier's in die Flucht geschlagen hätte. — Anjou stürzte sich nun auf Mansfeld. Muthigen Widerstand leistete er; aber auf

die Dauer würde er es nicht vermocht haben, wenn nicht der Graf von Nassau Anjou's Truppen geworfen und zersprengt hätte. Jetzt wurde das Treffen allgemein und grimmig. Ohne Pardon wurde gemordet. Tavannes und Cossé jedoch gaben den Ausschlag zu Gunsten der Katholiken. Die geringere Macht der Hugenotten unterlag nach dem muthigsten Kampfe der feindlichen Uebermacht. Zehntausend Todte und Gefangene hatten sie verloren, und zweihundert Fahnen zierten als Trophäen dieses Sieges die Kathedrale von Notre-Dame. Der Sieg war vollkommen. Paris jubelte und feierte Freudenfeste — denn die Ketzerbrut war ja vernichtet. — So meinte man. Coligni aber glich dem Phönix. Er zog über Niort nach Montauban; de Piles, der Held von Saint-Jean d'Angeli, stieß zu ihm. Von allen Seiten strömten Streiter seines Glaubens ihm zu, die Verluste zu ersetzen, und noch ehe das Jahr 1569 hinabsank, rückte er neu gestärkt nach Burgund vor, behauptete sich muthig gegen das überlegene feindliche Heer, und errang selbst Vortheile über dasselbe. Der Hof war des Krieges müde, der Frankreich verwüstete und die Staatskräfte verzehrte. Er erkannte des Feindes immer neue Furchtbarkeit an und wünschte Frieden — um Kräfte zu sammeln — und endlich dennoch die Ketzer zu vernichten.

XXV.

Nach vielfachen und verwickelten Unterhandlungen kam endlich der Friede in Saint-Germain en Laye zu Stande; alle vorhergehenden Friedens-Edicte wurden bestätigt und jenes nachtheilige von Roussillon aufgehoben. Den Protestanten bewilligte man vier Sicherheitsplätze: Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, die Hugenotten wurden aller Aemter und Würden fähig erklärt und ihnen freie Religionsübung zugestanden. —

Der Frieden war zu günstig für die Protestanten, darum mißtrauten Viele der Aufrichtigkeit des Hofes, der schon so oft sie

betrogen, und durch anscheinende Versöhnlichkeit sie gelockt hatte. Die da mißtrauten sahen tiefer als Coligni, der sich ganz der schönen Hoffnung hingab, seinem theuern Vaterlande den Frieden zurückgegeben zu sehen.

Katharina aber meinte es, wie immer, auch jetzt, nicht treu. Jener Höllenplan, den Alba begründet, den Anjou gefördert, dem selbst Carl IX. in der Aufwallung der Leidenschaft zugethan schien, den endlich Tavannes und Retz als das einzige Mittel, zum Ziele zu gelangen, priesen — er lebte jetzt aufs Neue in ihr auf.

Acevedo schmachtete indessen noch immer im Gefängnisse, nichts Geringeres als seinen Tod erwartend. Nichts schmerzte ihn, als die Unbekanntschaft mit Gui's und Gabrielen's Schicksal. Ruhig sah er dem Tod entgegen, denn sein Herz war frei von den Vorwürfen, die, wie Harpyen, des Sünders Inneres zerfleischen. Sein Glaube wies ihn hin auf das einige Verdienst seines Heilandes, als des Retters und Erlösers der Sünder. In seinem Erlösungstode ruhte seine Hoffnung und der Sieg über die Schrecken des Grabes. Tief aber betrübte ihn der Jubel über die Siege von Jarnac und Montcontour, und doch lag die erheiternde Vorstellung ihm wieder nahe, droben, im Reiche des Lichts, die wieder zu finden, die er hier verloren oder die er zurücklassen mußte.

Hätte er gewußt, daß Gabriele den Netzen Anjou's entgangen, daß dieser wüthend über ihren Verlust mit Monte[illegible] gehadert, daß Gui glücklich und mit dem Lorbeerkränze de[illegible] und der Tapferkeit aus den beiden Schlachten hervorgegan[illegible] höhere Freude würde das Vaterherz hienieden erquickt, und die Seele der Erde dennoch wieder zugewendet haben, die nur mit Himmlischem beschäftigt war.

Katharina hatte Acevedo's Papiere genau untersuchen lassen, ja theilweise selbst durchforscht. Jener glückliche Gedanke Gabrielen's, die wichtigeren zu verbrennen, entzog ihn einem Verdachte, der ihn würde das Leben gekostet haben. Katharina fand nichts Verdächtiges. Nur Berechnungen und seltsame Figuren, die sie nicht verstand, waren da. Selbst jenes Schlüsselbund war von Gabrielen

entfernt worden, das der Königin sicher würde die Augen geöffnet haben. Sie hatte bisher den Astrologen sehr vermißt. Ihre Sehnsucht, mit kühnem Auge in die verborgenen Wege und Pläne des Geschickes zu blicken, fand keine Befriedigung, zumal es jetzt mehr als je erwachte, da ihr Plan der Reise nahte. Sie bereuete es, den Astrologen eingekerkert zu haben. Nur die Rücksicht auf Anjou, der ihn aus Ursachen, die sie nicht begriff, glühend haßte, hielt sie bis jetzt ab, ihn seiner Haft zu entlassen, die für sie schon so lange gewährt.

Endlich konnte sie nicht länger widerstehen, und wurde bei sich einig, den Astrologen vor Anjou zu verbergen. Sie ließ ihn in der Nacht nach dem Louvre in ihre Gemächer bringen, wo sie mit ihm ganz allein war.

Acevedo erwartete seine Sterbestunde, als zu so ungewöhnlicher Zeit seines Kerkers Thüre sich öffnete. Aufs höchste überraschte ihn das Wort: „Ihr seid frei!“ So sehr er auch sich mit dem Gedanken an den Tod bekannt und vertraut gemacht hatte — die Liebe zum Leben, die der Schöpfer in das Menschenherz gepflanzt, die auch den Greis im Silberhaare noch nicht verläßt, sie regte sich dennoch jetzt stark — und eine aufrichtige Freude erfüllte sein Gemüth, als Freiheit statt Tod ihm verkündet wurde.

Man brachte ihn zu Katharinen. Sie trat ihm entgegen so freundli[illegible] wohlwollend, als ob nicht Monate einer engen Gefang[illegible] durch sie verhängt, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit lägen. Acevedo's Gesundheit hatte gelitten, er sah kränklich aus. Die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kuß. —

Acevedo sah sie fest an. Seinen Blick konnte sie nicht ertragen.

„Warum habt Ihr mich wie einen Verbrecher eingekerkert?“ — Nennt mir meine Schuld!“ sprach er würdevoll.

„Es genüge Euch,“ sagte sie mild, „daß ich Euch für unschuldig erkläre an dem Verdacht der Untreue, den man auf Euch lud. Vergebt mir mein Unrecht. Ich will es gut zu machen

suchen. Erkennt es, Acevedo, Frankreichs Königin — bittet Euch um Vergebung."

„Könnt Ihr mir die Zeit des Kummers und des Elends nehmen, die ich durchlebt, oder sie in Freudentage umwandeln?" — fragte er bitter.

„Das kann ich nicht, Acevedo," erwiederte sie — „aber vergeßt nicht, daß so leicht der Mensch irren kann."

„An erprobter Treue sollte er nie zweifeln."

„Wohl, allein den falschen Zungen ist Vieles möglich!"

„So nennt mir sie, meine Königin!"

„Das kann ich nicht, Acevedo, ich sagte es Euch schon. Ohnedem würde es ja auch das Geschehene nicht ungeschehen machen. Verzeiht, und meine ganze Werthschätzung, mein ungetheiltes Vertrauen soll Euch entschädigen."

„Es sei," sprach Acevedo — „doch eine Frage müßt Ihr mir beantworten: Wo ist Gabriel, mein Sohn?" —

Katharina schlug den Blick nieder. „Man sagte, es sei ein Mädchen?" sprach sie kleinlaut.

„Und wenn sie das gewesen, und wenn ich mein Kind in Männerkleidung barg, um sie vor den teuflischen Nachstellungen Eurer Edelleute — ja Eures Sohnes — sichern zu können — was that das? — wo ist sie?" —

„Gott weiß es. Sie verschwand, wie [illegible] [illegible] sagte, und nur so viel konnte ich erfahren, daß eine [illegible] [illegible]unerin sie mit sich fortgenommen, aber dann mit ihr [illegible] verschwunden sei."

Da kam Frieden in des Greises Herz. S[illegible] [illegible] gerettet, das wußte er nun mit Gewißheit.

Katharina that Alles, was sie vermochte, ihn zu gewinnen.

Sie ließ sich nun mit ihm in ein Gespräch über den jetzigen Stand der Verhältnisse ein, und sprach ein Project aus, das ihre Seele schon längere Zeit beschäftigte, nämlich Margarethen von Valois mit Heinrich von Bearn zu vermählen, und dadurch die Hugenotten in ihr Interesse zu ziehen.

Acevedo, von dem Wunsche beseelt, dem für seine Glaubensbrüder so sehr günstigen Frieden alle mögliche Dauer zu verleihen — bestärkte sie in dieser Ansicht. Sie bat ihn, er möge doch ja genaue Beobachtungen anstellen, um zu erfahren, ob dies gelingen würde.

Er bezog nun sein altes Gemach wieder, nachdem er versprochen, sich den Augen Anjou's zu entziehen. Sein erstes Geschäft war, dem gütigen Lenker des Geschicks für Gabrielen's Rettung zu danken, und dann Gelegenheit zu suchen, ein Schreiben an du Plessis-Mornai zu richten, über Gui's Verhältnisse unterrichtet zu werden. Er wußte dieses Schreiben durch jenen wieder gefundenen alten Diener glücklich zu du Plessis-Mornai zu bringen, und bald erfreute ein Schreiben des Freundes, voll Lobes von Gui und mit der Nachricht, wie hoch geehrt er sei und wie ihn Heinrich von Bearn achte, und er stets um die Person des Prinzen sein müsse, wenn nicht sein Beruf ihn fordere — des Vaters dankbares Herz. Nur von Gabrielen konnte er nichts erfahren. Doch traute er fest und sicher der Treue Adelma's, und Ruhe kehrte wieder in sein Herz. Er gab sich nun wieder ganz seinen Lieblingsbeschäftigungen, den astrologischen Studien hin, die Gesundheit, die im Kerker so viel gelitten, stellte sich wieder her, und frohere Aussichten öffneten sich ihm für den Abend des Lebens. Keine [illegible] hatte er von dem Höllenplane, den Katharina hegte, den sie [illegible] zu verbergen wußte.

[illegible] wurden die Unterhandlungen mit der Königin von Navarra [illegible] wegen der Verbindung Heinrich's und Margarethen's. [illegible]reich schien ruhig. Jede Brust athmete wieder einmal frei, und Carl der Neunte leitete ebenfalls Unterhandlungen mit dem Kaiser Maximilian dem Zweiten ein, die mit der Vermählung zwischen Carl und des Kaisers Tochter Elisabeth endeten. Froher [illegible] erfüllte Paris. Ueberall gab man sich den schönsten Hoffnungen hin, und nur die Erfahreneren trauten der Windstille nicht, die so oft schon wüthende Stürme geboren hatte.

Selbst der Admiral, schon seit längerer Zeit Wittwer, hegte

noch einmal die süßen Gefühle jugendlicher, weit über seinem Alter hinausliegender Empfindungen. Jacobine von Entremont, eine sehr reiche Dame Savoyens, innigst zugethan dem reinen Evangelium, war von hoher Achtung und Verehrung gegen den Admiral Coligni, den größten Mann und edelsten Helden seines Zeitalters, den muthigen Vertheidiger der heiligsten Rechte der Menschheit, erfüllt. Ihr Herz, schwärmerisch Alles ergreifend, was Interesse für sie hatte, wurde von der innigsten Liebe zu ihm erfüllt, der doch um so vieles älter war, als sie. Sie bot dem Admiral ihr Herz und ihre Hand. Das Seltsame dieser Handlung, die erhabene Gesinnung, welche sie aussprach, gewannen des Admirals Herz. Er veranstaltete eine Zusammenkunft, und hier knüpfte sich das Band unauflöslich.

Der Herzog von Savoyen suchte diese Verbindung zu hintertreiben. Er zog Jacobinen's Güter ein. — Dennoch blieb sie treu und verließ heimlich ihr Vaterland, verließ ihre Reichthümer und wurde in Rochelle des Helden Gattin. Alle unheilbringenden Ereignisse schienen sich in die glücklichsten aufzulösen — alle Segnungen des Friedens blühten. Coligni segnete den Liebesbund seiner Tochter Luise mit dem edlen Teligni, obwohl er nur ein armer Edelmann war. — Heinrich von Condé vermählte sich mit Marien von Cleve. — Nur des ehrgeizigen Anjou's Plan, Englands Elisabeth die Seine zu nennen, mißlang zu seinem Grimm, und nur ein Staatsbündniß war in dem Körbchen, das er erhielt — magerer Ersatz für Vernichtung seiner ehrgeizigen Absichten. Die Vermählung Heinrich's von Bearn mit Margarethen von Valois, mit welcher ihre Herzen vollkommen übereinstimmten, kam allmählich ihrer Erfüllung nahe zur Freude der Hugenotten, die sich jetzt im Besitze des Gutes, wofür so viel Blut geflossen, glücklich fühlten.

Die frohe Aussicht der Vereinigung der beiden Parteien in Heinrich und Magarethen, und die ihm heimlich vertraute Absicht des Königs, an Spanien den Krieg zu erklären, und dadurch den Niederländern nützlich zu werden, und ihm den Oberbefehl zu

übertragen; dies und sein eigenes, so herrlich aufblühendes häusliches Glück, nahm des Admirals Herz ganz ein So oft er auch schon von dem Hofe, der keine Treue kannte, hintergangen worden war; jetzt traute er zuversichtlich und lächelte oft, ja zürnte sogar, wenn man Bedenklichkeiten äußerte und Zweifel an der Aufrichtigkeit des Hofes.

Er wurde jetzt von Carl dem Neunten eingeladen, an den Hof zu kommen, um die Angelegenheiten wegen des Krieges mit Spanien eifrig zu betreiben. Freudig eilte Coligni nach Paris. Sein Empfang von Seiten des Königs war sehr herzlich. Jedermann bemühte sich, ihm seine Achtung zu beweisen. Der König versicherte ihm: dieser Tag sei der glücklichste seines Lebens. Coligni wurde in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt; ja Carl gab ihm eine Stelle im Staatsrath und ein Geschenk von hunderttausend Livres, und überließ ihm ein ganzes Jahr lang die Einkünfte der Pfründen seines in London verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon, der als Opfer des Fanatismus gefallen war. Alles wurde versucht, den Admiral so in die Netze des Hofes zu verstricken, daß er nicht mehr entrinnen konnte, da er ohnedem mit unbegreiflicher Verblendung sich hingab, und alle Warnungen verachtete.

Mitten unter den freudigen Vorbereitungen zu der Vermählung des Prinzen Heinrich starb Johanna von Navarra, das große, edle Weib, und dieser Verlust war groß für die Protestanten; allein dieser Todesfall änderte Nichts in dieser Angelegenheit.

Heinrich von Navarra, in dessen Nähe Gui de Saint-Flour war, eilte nach Paris. Sein Einzug war glänzend, und jetzt jubelte Paris auch dem Ketzer entgegen. Margarethe von Valois empfand für den schönen Heinrich wirklich Zuneigung; sie sah ihm mit Sehnsucht entgegen. Da erblickte sie in seiner Nähe den Mann wieder, für den sie einst geglüht, Gui de Saint-Flour, und ein freudiges Gefühl durchbebte sie. Diese Neigung war in ihrem leichtsinnigen Herzen jetzt wieder erwacht und überwog selbst die Neigung zu ihrem jungen Gatten. Sichtbar bewies sie ihre

Zuneigung zu Gui de Viole. Alle besseren Gefühle in Gui's Herzen widerstrebten, und er fühlte eine tiefe Verachtung gegen Margarethen, die die Absicht zu haben schien, mit ihm in eins jener verworfenen Verhältnisse zu treten, wie sie damals am Hofe Sitte waren. Er zog sich von allen Festlichkeiten zurück und lebte fast ein Einsiedlerleben unter den Freuden des Hofes.

Acevedo beobachtete den geliebten Sohn. Margarethen's unreine Liebe zu ihm war ihm kein Geheimniß, desto mehr freute ihn Gui's Zurückgezogenheit. Er achtete selbst Heinrich's von Navarra Vorwürfe nicht und lebte nur in der Verbindung mit Coligni, hoffend auf den Ausbruch des Krieges mit Spanien, wo sich ihm das Feld des Ruhmes wieder zu öffnen versprach. Acevedo sah er nur selten, so sehr ihn auch sein Herz zu ihm hinzog. Es war eine sichtbare Verstimmung in seinem Wesen. Düster war sein Sinn. Niemand errieth das Geheimniß, als Coligni und Acevedo. Er forschte nach Gabrielen, und all sein Forschen war fruchtlos. Dies war es, verbunden mit jener unheiligen Empfindung der jungen Königin von Navarra, was ihm den Aufenthalt in Paris zur Last machte.

Du Plessis-Mornai gab seiner Thätigkeit eine neue Richtung.

„Die Zeitumstände sind günstig," sagte er, „Heinrich's von Navarra Wohlwollen für Euch, des Königs milde Stimmung, Alles verheißt Euch ein erwünschtes Ziel, wenn Ihr jetzt Euere Güter in der Auvergne zurückfordert."

Gui erkannte die Richtigkeit dieser Ansicht. Er that nun ernstliche Schritte, und hatte die Freude, daß er seiner Wünsche Ziel wirklich nahen sah. — Man versprach Alles. — Selbst Coligni legte es dem König ans Herz. Carl neigte sich so sichtbar zu Coligni, daß er endlich das Gesuch genehmigte und Gui in den Besitz seiner Güter setzte. Gui wollte sogleich nach der Auvergne eilen. Nur Coligni's Bitten hielten ihn noch zurück.

In einer vertrauten Zusammenkunft Coligni's mit dem König stellte ihm Coligni vor, wie ruhmvoll es für ihn sei, der Sache der unterdrückten Niederländer sich anzunehmen und selbst den

Feldzug zu leiten. Er deutete darauf hin, daß Katharina ihn bei den früheren Kriegen bloß darum zurückgehalten, selbst ritterlich zu kämpfen, um den Herzog von Anjou bei der Nation beliebt zu machen und ihn, den König, desto besser zu beherrschen. Carl mochte die Wahrheit dieser Andeutungen fühlen. Er sah, daß Coligni es redlich meine, und es war nahe daran, daß Coligni ein bedeutendes Uebergewicht über den König erhielt. Katharina ließ dies Gespräch belauschen. Ihr Haß gegen Coligni kannte nun keine Grenzen mehr. Immer fester wurde die Absicht, ihn, wie alle in Paris versammelten Hugenotten, hinzumorden. Dies aber ging nicht ohne des Königs Mitwirken, und das mußte schnell gesichert werden, ehe Coligni ihn noch mehr für sich einnahm.

Katharina kannte ihren Sohn zu gut, um nicht die schwache Seite zu kennen, bei welcher sie ihn fassen mußte. Sie nahm einen Zeitpunkt wahr, wo sie ihn allein traf. Sie zog ihn mit sich in ein einsames Kabinet und brach in die heftigsten Vorwürfe aus. Mit einer Mischung von mütterlicher Zärtlichkeit und bitterm Unwillen rief sie ihm Alles ins Gedächtniß zurück, was sie als treue Mutter für ihn von der Kindheit hilflosen Tagen bis zu diesem Augenblicke gethan, geduldet, geopfert. Und nun wende er sich von ihr zu den Menschen, die ihn glühend haßten, nur sein Verderben wollten; ließe von ihnen sein Herz bestricken und abwenden von Mutter und Bruder.

Ihre Thränen rannen. Sie affectirte eine wilde Verzweiflung. „Was soll aus mir, was aus Anjou werden, wenn sie dich in ihre Netze locken und an die Spitze der Staatsgeschäfte treten? Laß mich nach Florenz zurück eilen, und dort laß über dem Kummer, einen Sohn verloren zu haben, mein Herz brechen!“ Das rief sie in erschütterndstem Ton aus.

Carl stand betäubt vor ihr. Coligni's Bemerkungen waren noch unverwischt in seinem Andenken. Er wußte sich schuldig. Er flehte die erzürnte, so tiefbewegte Mutter um Vergebung an und gelobte Besserung, gelobte, ihr in allen Stücken zu folgen.

Freudig sah Katharina ihres Versuches Gelingen; allein sie

hatte gelernt, sich zu beherrschen und zu verstellen. Statt sich mit Carl auszusöhnen, rang sie verzweifelnd die Hände und eilte davon.

Carl war außer sich. Er folgte der Mutter, wie sie es berechnet hatte, in ihre Gemächer, wo er Anjou, Gaudy-Retz, Tavannes und Sauve, die Vertrauten ihrer Mordpläne, bei ihr antraf.

Carl starrte sie an und erbleichte. Er fürchtete seine Mutter und den Herzog von Anjou mehr, als die Hugenotten. Ihr Zusammensein mit diesen fanatischen Männern, deren Gesichter alle den Ausdruck der tiefsten Betrübniß und Sorge zur Schau trugen, ängstete ihn unbeschreiblich, und er ahnte für sich die nachtheiligsten Folgen.

Fast zitternd bat er sie nun, ihm doch die neuen Verbrechen der Protestanten bekannt zu machen, da er sie ja gar nicht kenne.

Da war ihr Wunsch erfüllt; da begannen sie mit glühenden Farben die Verbrechen der Protestanten zu schildern, von denen diese nichts wußten; da sagte man dem König, daß sie mit der freien Uebung ihrer Religion nicht zufrieden seien, sondern die Vertilgung der katholischen beabsichtigten; daß sie sich rühmten, den König ganz nach ihren Absichten lenken zu können; daß besonders der Admiral sich geäußert habe, blutige Rache wegen seiner Achtserklärung nehmen zu wollen.

Es lag nicht in Carl's heftiger Gemüthsart, etwas ruhig zu prüfen, um Wahrheit von niedrigem und höllischem Blendwerke der Lüge scheiden zu können. Auch jetzt loderte seine Hitze auf. Man wußte sie bis zum rasendsten Zorne zu steigern, und er schwur, dies den Protestanten nicht zu vergessen.

Jetzt hatte man den König da, wo man ihn haben wollte. Man kehrte nach Paris zurück. Katharina und Anjou mißtrauten der Dauer des königlichen Zornes, darum nahmen sie einen andern Ausweg — Coligni's Ermordung. Aber auch hier erscheint Katharinen's teuflische List. Ihr Bestreben ging darauf hinaus, die Mordthat auf das Guisische Haus zu laden. Teuflisch klug wählte

sie ein Haus, das dem Erzieher der Guisischen Prinzen gehörte, zum Mordplatze. Dort mußte sich der Mörder verbergen.

Es war am 21. August 1572, als Abends spät noch Acevedo sich zur Königin begeben wollte, um sie zu warnen, da Schreckliches sich bald ereignen müßte, seinen Beobachtungen zufolge. Die seltsame Erregtheit Katharinen's, das heimliche Wesen, die glühenden Blicke, die er beobachtet — das Alles deutete dem scharfen Beobachter auf nichts Gutes und nichts Gewöhnliches.

Er kannte seinen Einfluß auf die Königin und hoffte durch denselben vielleicht Uebles von seinen Glaubensgenossen abzuwenden.

Als er sich dem königlichen Gemache näherte, trat Nicolas Louviers de Maurevel, der Mörder des tapfern Moui — ein Auswurf der Hölle, einst in Diensten des Herzogs Franz von Guise, heraus, und die ganze Hölle sprach aus seinen Zügen.

Ein kalter Schauder ergriff Acevedo bei dem Anblick dieses Menschen, und eine bange Ahnung durchzuckte ihn. — Statt sich zur Königin zu begeben, eilte er aus dem Louvre nach dem Hôtel Saint-Pierre, in der Straße Betisy, unfern des Louvre, wo Coligni wohnte. Er verlangte stürmisch den Admiral zu sprechen. Doch dies war jetzt nicht möglich, da er bei dem König war. —

Gui aber traf ihn.

„Oberst Viole!“ rief der Vater dem Sohne zu, „beschwört den Admiral, Paris zu verlassen, es droht seinem Leben Gefahr. Auch Ihr seid nicht sicher. Verlaßt um Gotteswillen Paris, und eilt auf Eure Güter nach Saint-Flour!“

Gui erschrak. Er zog den Astrologen auf die Seite. Er forschte nach Allem, und Acevedo theilte ihm das mit, was er wußte, und verließ ihn dann schnell, um vielleicht dem beabsichtigten Bubenstück näher auf die Spur zu kommen.

Coligni kehrte spät heim.

Gui theilte ihm sogleich das mit, was er gehört, und beschwor ihn, Paris zu verlassen.

„Ihr vergeßt, Oberst,“ antwortete Coligni ruhig, „daß mich die Pflicht gegen König und Vaterland fesselt. Ihr vergeßt, daß

wir alle in Gottes Hand stehen und sein Schutz uns bewahrt. Von Euch hätte ich solche Aengstlichkeit nicht erwartet!" — Und ruhig legte er sich zu Bett.

Am andern Tage, Freitags den 22. August, begab er sich frühe nach dem Ballhause, wie er es dem König zugesagt. Gui begleitete ihn dahin, und Mauvans und Teligni. Gegen eilf Uhr kehrten sie nach der Wohnung Coligni's zurück. Der Admiral ging einige Schritte voraus und las amtliche Papiere durch. Als er in die Nähe des Klosters Saint-Germain l'Auxerrois kam, fiel plötzlich ein Schuß. Die Kugel riß des Admirals Zeigefinger an der rechten Hand weg und drang in den linken Oberarm. Ruhig wies Coligni nach dem Hause, woher der Schuß gekommen. Wüthend rissen Mauvans und Gui die Schwerter aus den Scheiden und eilten dahin. Sie durchsuchten das Haus — es war leer. Maurevel war durch die Vorstadt Saint-Antoine bereits entflohen. Sie kehrten nach fruchtlosem Suchen zu Coligni zurück, den sein Schwiegersohn Teligni bereits nach seiner Wohnung gebracht.

Als Gui in das Gemach trat, wo der Held lag, da reichte er ihm die verwundete Hand. Ein wehmüthiges Lächeln schwebte über die edeln Züge, und er sagte: „O, hätte ich der Stimme warnender Freundschaft gefolgt! Nun ist es zu spät."

Mit der Fassung des wahren Christen und dem Muthe des Helden ertrug er die schmerzhafteste Operation.

Der König war außer sich, als er es erfuhr. Katharina eilte zu ihm, ihren Abscheu und Groll gegen die Guisen zu äußern, auf welche sie, da alle Umstände sich dazu vereinigten, die Schuld dieser Schandthat bürdete. Der König verordnete die Verhaftung des jungen Herzogs von Guise; doch dieser war entflohen. Carl äußerte wirklich aufrichtigen Abscheu gegen das Verbrechen, und suchte auf alle mögliche Weise diesen zu beurkunden.

Kaum verbreitete sich das Gerücht des Meuchelmords an Coligni, als alle protestantischen Edelleute zu Coligni eilten. Allgemein war der tiefe Schmerz, allgemein die grenzenloseste Wuth und Erbitterung. Heinrich von Navarra, Condé und Teligni waren

es, die sich aus den besten Absichten, den Frieden nicht aufs Neue zu brechen, da der Mordversuch Privatsache sei, dem Antrage des Vidome von Chartres, Jean de Ferrieres, Paris sogleich zu verlassen, widersetzten. Coligni, welcher ohnedem schon seiner Wunde wegen eine Reise vermeiden mußte, trat ihrer Meinung bei und äußerte das unerschütterlichste Vertrauen in die Rechtlichkeit seines Königs. Am Abend desselben Tages wurde noch eine Berathung an Coligni's Bett gehalten, die gleichen Erfolg hatte.

Gui, der aufs Heftigste empört war, erhielt am Mittage noch einmal ein Schreiben von Acevedo's Hand, das ihn beschwor, sogleich Paris zu verlassen. Er warf es erbittert hin. „Nein!“ rief er aus, „und sollte auch ich fallen, ich kann und darf den Mann nicht verlassen im Unglücke, der mein Vater, mein Freund war im Glück!“ Und er blieb.

Am Nachmittag nach dem Mordversuch erschien, auf des Admirals Bitte, der König, begleitet von Katharina von Medicis, Heinrich von Anjou und dem Marschall von Retz, am Siechbette des Helden. Alle sprachen die herzlichste Theilnahme und den größten Unwillen über das Verbrechen aus. Carl sprach allein mit Coligni.

Katharinen's Gewissen regte sich — die Furcht — der Sünde Sold, marterte sie. Sie drang auf dem Rückwege in ihren Sohn, den Inhalt dieses Zwiegesprächs ihr zu eröffnen. Ihren dringenden Bitten gab endlich der König nach und sagte, er habe ihn zur Selbstständigkeit ermahnt und vor der Abhängigkeit von Andern gewarnt.

Katharina biß sich in die Lippen. — —

Carl hatte verlangt, man solle Coligni in den Louvre bringen. Heftig widersetzten sich indessen die Aerzte diesem Vorschlage. Mehr Beifall fand Heinrich's von Anjou Vorschlag, eine Wache vor Coligni's Hause aufzustellen, um etwaige Anschläge der Guisen zu vereiteln. Auch fand der Antrag Beifall, daß alle protestantischen Edelleute Quartier in der Nähe des Coligni'schen Hauses beziehen sollten, um sogleich bereit zu sein, wenn Gefahr drohe. Es mußten

Quartiere bereitet werden für sie, die sie am andern Tage bezogen. Niemand ahnte, welche fürchterliche List dies war. Niemand dachte daran, daß dies nur darum geschah, um die zu Mordenden ja alle recht nahe beisammen zu haben, und gleichsam mit einem Streiche sie alle zu fällen! —

Am Morgen des 23. August begab sich Heinrich von Anjou in Katharinen's Gemächer. Er traf die Königin in gewaltsamer innerer Bewegung.

„Jetzt hat die Stunde geschlagen, Heinrich!“ rief sie aus, „wo unser Plan ausgeführt werden muß. Ich habe bei den Aerzten des Admirals geforscht, und sie behaupten, seine Wunde sei gefahrlos, er werde bald wieder hergestellt sein. Was werden wir von ihrer Rache zu erwarten haben, die Jean de Ferrieres, der Vidome von Chartres, laut schwur im Kreise der Seinigen!?“ —

„So laßt uns schnell ihr zuvorkommen. Sie bieten uns selbst durch ihre zahlreiche Versammlung bei Coligni die Hand.“

„Wie so?“ fragte die Königin.

„Es ist ja ohne alle Schwierigkeit, den König zu überzeugen und das Gerücht in ganz Paris zu verbreiten, daß sich die Protestanten verschworen hätten, blutige Rache zu nehmen für den Mordversuch.“

„Der Gedanke ist vortrefflich — aber wie ihn ausführen?“

„Dafür laßt mich Sorge tragen. Biragne, Tavannes und Retz werden es an nichts fehlen lassen. Dadurch wird der König erzürnt werden, und es wird uns leicht sein, diesen bis zur Raserei zu steigern, wo er sicher seine Zustimmung nicht versagen wird.“

„Wann aber wollen wir dieses Werk ausführen?“ —

„Morgen um Mitternacht, wenn das schon verabredete Zeichen mit der Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois gegeben wird, wird des Admirals letzte Stunde schlagen und mit ihm die aller Protestanten in Paris. Ich werde schnell die gräßlichsten Gerüchte aussprengen lassen, die geeignet sein werden, Freund gegen Freund, Nachbar gegen Nachbar zu bewaffnen — und frei werdet Ihr, werden wir Alle athmen, wenn die Sonne des 25. August über den Gräbern und Leichen unserer Feinde aufgeht! Aumale und

Guise mit ihren Leuten sind verborgen und harren der Stunde und des Zeichens, um ihren Haß im Blute der Ketzer zu tränken. Thut Ihr das Eure, theure Mutter, und bereitet Carl leise vor — dann wird Alles gelingen."

„Heinrich von Navarra und Condé schonen wir," sprach nun Katharina. „Ich will Margarethen Befehle geben, in ihres Gemahles Zimmern zu bleiben."

„Nur noch nicht!" rief Anjou — „nur vor morgen Abend nicht, sonst ist's verrathen. Ihr kennt den Leichtsinn Margarethen's. Sie hat Leute unter den Hugenotten, die ihr werth sind, die sie gerne retten möchte — wenn sie es wüßte, und so sehet Ihr wohl, wäre Alles verloren."

Er verließ die Königin, bei der sich bald der Marschall von Retz einfand, mit dem sie jetzt noch das Weitere besprach.

Acevedo war nun schon zu dreien Malen in Katharinen's Vorzimmer gewesen. Ihn trieb eine namenlose Angst um. Er sah an Allem, es war etwas Entsetzliches im Werk, über dem ein dunkles Geheimniß schwebte. Er kannte die Verhältnisse, er wußte, daß es den Protestanten gelten würde. Er warnte sie. Vergebens aber waren seine Warnungen. Man schlug sie in den Wind. Er wollte Katharinen's Gemüth erschüttern, aber sie ließ ihn nicht vor. Mit jedem Augenblicke stieg seine Angst, denn er sah nur Anjou und die übrigen fürchterlichen Fanatiker bei Katharinen. Ihm war es klar, es gelte nichts Geringeres als Ermordung der Protestanten. Was er zu thun vermochte, that er; allein es war umsonst. An so Entsetzliches glaubte man nicht.

Am 23. August endlich hatte er die Freude, du Plessis-Mornai, der auf die Nachricht von des Admirals Verwundung von seinen Gütern nach Paris geeilt war — zu sehen. Er zog den Freund bei Seite. Im vertraute er seine schrecklichen Ahnungen. Aber auch Plessis glaubte daran nicht, und dies brachte den Alten fast zur Verzweiflung. Er kehrte zurück in den Louvre und suchte sich selbst zu überreden, er irre — und doch konnte er die Angst seines Innern nicht beschwichtigen. Selbst das Gebet gab ihm keinen Frieden.

XXVI.

Der Abend des 24. August, des Sanct-Bartholomäustages 1572, war gekommen und eine schwüle Nacht sank herab mit undurchdringlicher Finsterniß auf die Riesenstadt, in der eine grausenvolle Stille herrschte, die nur hin und wieder durch Waffengeräusch unterbrochen wurde. Von diesem Geräusche beängstigt, eilte Gui an des Admirals Lager — es diesem mittheilend und ihn auf die verschiedenen Warnungen Acevedo's aufmerksam machend. Coligni wurde ernst.

„Geht nach dem Louvre, Oberst Viole," befahl er ihm, „und fragt den König in meinem Namen, was es zu bedeuten habe?" —

Gui ging sogleich. Alles war ungewöhnlich still.

Nur hin und wieder begegnete er bewaffneter Bürgermiliz, was ihn noch mehr mit Sorge erfüllte.

Gui blieb auf seinem Weg einigemal horchend stehen — denn es schien ihm, als begleiteten ihn schon vom Hôtel Coligni's aus drei Männer, deren einer sich durch ein langes Gewand auszeichnete. Blieb er stehen, so thaten sie dasselbe. Ging er wieder, so folgten sie ihm von Ferne. Endlich griff er ans Schwert und trat zurück, um sich genauer zu überzeugen; aber er fand nichts und schämte sich einer Anwandlung von Furcht.

Ohne fürder sich umzublicken, schritt er nun rasch zu und erreichte den Louvre.

Er ließ sich sogleich bei dem Könige melden und wurde in einen Salon geführt, wo nach wenigen Augenblicken der König sich einfand.

Gui erschrak vor seinem Antlitz. Es war wild, bleich, verstört. Das feurige Auge war schrecklich anzusehen. In seinem ganzen Wesen zeigte sich eine Hast, eine Unruhe, eine Ueberspannung aller Kräfte, die auf eine fürchterliche Erregung aller Leidenschaften bei ihm schließen ließ.

Gui begrüßte den Monarchen mit edlem Anstand und Würde;

doch erwiederte der König seinen Gruß nicht. Finster sah er ihn an und fragte:

„Was ist Euer Begehren?“ —

„Ich komme im Namen des verwundeten Admirals,“ sprach Gui fest, jedoch ehrerbietig, „bei Eurer Majestät unterthänigst um Erklärung der kriegerischen Bewegungen in der Stadt zu bitten, da sie den Admiral beunruhigen.“

Da wurde plötzlich des Königs Gesicht grinsend freundlich.

„Geht hin,“ sagte er mit anscheinender Ruhe, „und sagt dem Admiral, es geschehe auf meinen Befehl, und meine Absicht sei bloß, mögliche blutdürstige Unternehmungen der Guisen zu vereiteln. Bittet ihn in meinem Namen, ruhig zu sein.“

Er machte eine Bewegung mit der Hand und ging wieder nach der Thür, aus welcher er getreten. Im Blicke noch sah Gui Katharina und Anjou. Mehrere standen noch umher, die er jedoch nicht mehr erblicken konnte, weil Carl die Thüre schloß.

Beruhigt, doch nicht ganz ohne Sorge, verließ Gui den Louvre und trat in den Hof desselben. Hier war Alles todtstill. Er blieb einen Augenblick stehen und horchte in die Ferne; — dann trat er durch das eiserne Thor hinaus. Kaum aber hatte er den Fuß über die Schwelle desselben gesetzt, als ihn vier starke Arme faßten und ihn rücklings zu Boden rissen. Vergebens war die Gegenwehr seiner jugendlichen Kraft. Er wurde gefesselt, der Mund ihm verstopft und so fest gebunden, daß er sich nicht regen konnte, trugen ihn in lautloser Stille die beiden Männer eine Strecke, dann warfen sie ihn auf einen leichten Wagen, der bereit stand, und nun ging's rasch von dannen. Lange Zeit fuhren sie ihn, dann wurde er abgeladen, in ein niedriges Haus gebracht, wo man ihn schonungslos in eine finstere Kammer warf, die Thür abschloß und ihn gefesselt liegen ließ.

Vergebens bemühte sich Gui, sich zu regen. Er war so fest geknebelt, daß er regungslos liegen mußte. Auch schreien konnte er nicht, denn der Mund war ihm verbunden. Er hörte an dem dunkeln Orte, wo er lag, durchaus nichts; nur dann und wann

schien es ihm, als vernähme er ein leises Flüstern im vordern Gemach. Er mochte vielleicht eine Stunde in dieser Lage zugebracht haben, die höchst schmerzhaft für ihn war, da ließ sich wieder Geräusch hören. Man vernahm schwere Tritte, und ein zweiter Gefesselter wurde in einem gleichen Zustande hereingebracht.

Vor Gui's Seele traten nun Acevedo's Warnungen. Ihm war es gewiß, daß sein Tod ihm nahe sei, und ruhig ergab er sich in das Unabwendbare, die Stunde erwartend, wo die Mörderrotte seiner Bahn ein Ziel setzen würde.

In des Königs Kabinet waren Katharina, Anjou, Tavannes, Retz, der Herzog von Nevers und Birague, der an Morvillier's Stelle getreten war. Hier gestand man es dem König, daß nicht Guise, sondern Katharina und Anjou die Mörder Coligni's seien; daß die Ursache dieser That nur die Rücksicht auf das Wohl des Staates sei, indem die Protestanten die allerschändlichsten Absichten gehegt, und man sie entweder gewaltsam unterdrücken, oder aufs Neue die Schrecken eines wüthenden Bürgerkriegs über das entnervte Vaterland bringen müsse, was jetzt noch sicherer zu erwarten stehe — wenn nicht Alle vertilgt würden. Katharina wendete alle ihre Verstellungskunst, alle ihre Kunstgriffe an, ihres Sohnes leidenschaftliche Wuth zu erregen, und alle Anwesenden, zu denen noch Graf Angouleme gekommen war, vereinten ihre Kraft in Lüge und Verleumdung, so daß endlich, aufs Aeußerste gebracht, Carl ausrief: „Par la mort de Dieu! man tödte, weil Ihr es für gut findet, den Admiral; aber ihn nicht allein, sondern alle Hugenotten, damit nicht Einer übrig bleibe, der uns beunruhige! Fertigt schnell die Befehle aus!“

Tavannes erklärte nun, daß er bereits Alles gethan, die Militzen habe wehrhaft gemacht. Es fehle nur noch, sie mit dem Zwecke bekannt zu machen.

In diesem Augenblicke wurde dem König der Obrist Viole de Saint-Flour gemeldet. Alle erschraken. Der König trat heraus, und Katharina legte ihr Ohr an die Spalte der Thüre, die nur angelehnt war.

Freudig vernahm sie des Königs Verstellung, und berichtete es heimlich ihren Genossen.

Tavannes entfernte sich bald nach des Königs Rückkehr, und ließ die Vorsteher der Bürger vor den König kommen, wo er ihnen befahl, die Bürgercompagnien um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln.

Mit Entsetzen fragten sie nach dem Zweck.

Da enthüllte ihnen Tavannes die höllischen Pläne.

Bleich vor Schrecken sahen sich die wackeren Bürger an, und der Muthigste unter ihnen nahm das Wort, erklärend, sie könnten mit gutem Gewissen zu solchen Schandthaten ihre Hand nicht bieten.

Wüthend sprang Tavannes gegen ihn und sprach fürchterliche Drohungen aus. Es gelang ihm, sie einzuschüchtern, und sie endlich geneigt zu machen. Er sagte ihnen nun, daß ein Schuß vom Louvre aus und das Läuten der Glocke vom Kloster Saint-Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Anfang des Mordens geben solle. Hierauf müßten sogleich Lichter und Fackeln vor die Fenster gestellt, die Straßen mit Ketten gesperrt und auf allen öffentlichen Plätzen Pikete ausgestellt werden. Zum Kennzeichen sollten die Katholiken weiße Kreuze an ihren Hüten und weiße Tücher um ihren linken Arm tragen. Der Herzog von Guise und der Graf Angouleme, des Königs natürlicher Bruder, übernahmen, nachdem Ersterer aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen war, des Admirals Ermordung mit wilder Lust. —

Alles ordnete sich im Stillen. Alle Vorbereitungen wurden aufs Zweckmäßigste getroffen. Unbegreiflich und unerklärbar war die Unachtsamkeit der Protestanten. Coligni, durch Acevedo noch einmal gewarnt, schnell sein Haus zu verlassen, beunruhigt durch Gui's Ausbleiben, sandte noch einmal Teligni zum König, und dieselbe beruhigende Antwort, welche Gui erhalten, empfing und brachte er dem Admiral. Nur aus einer Ursache läßt sich der Protestanten Ruhe bei so häufigen Warnungen, bei so zweideutigen Ereignissen, wie sie diese Nacht bot, erklären. — Ihr edler

Sinn und ihre rechtlichen Herzen faßten solche Verruchtheit nicht; sie war ihnen undenkbar. Sie trauten zu sicher auf das königliche Wort, zu fest auf Treue, wie sie zu üben gewohnt waren.

Schrecklich sollten sie erwachen aus dem ruhigen Schlummer, in den sie der Glaube an die Menschheit gewiegt.

Selbst die, die man liebte, gab man als Opfer hin; und Carl, der die aufrichtigste Zuneigung zu dem heitern Larochefoucauld hegte, ließ ihn dennoch seinem blutigen Loos entgegengehen.

Im Erdgeschosse des Louvre befand sich Katharina, Carl, Anjou und die meisten der erwähnten Genossen der höllischen Pläne. —

Carl's ganzes Wesen war in fieberhafter Unruhe — Alle in einer entsetzlichen Spannung — natürlich — ! — der Teufel selbst mußte schaudern vor solcher That!! — Katharina — und wessen ist ein Weib nicht fähig, wenn alles Heilige aus ihrem Herzen gewichen ist?! — Katharina sprach dem Könige, sprach den Männern Muth ein, rühmte das Gottgefällige der Ketzervertilgung.

Mit aller Gewalt, die sie über ihn hatte, nöthigte sie ihn — als zwölfmal der Hammer schlug zur Stunde, wo nach altem Volkswahn der Hölle Pforten ihre Scheusale ausspeien — den schrecklichen Befehl zu dem Zeichen zum Beginnen des Blutgerichtes, das schrecklicher kaum jemals die Welt sah — zu geben. Schaudernd gab er ihn — — — ein Pistolenschuß — wurde gehört, und bald schrillte die Glocke von Saint-Germain l'Auxerrois greulich in die Nacht hinein. — Da faßte sie Alle die Hölle! da trat kalter Todesschweiß auf ihre Stirnen; da klapperten ihre Zähne aneinander in wilder Verzweiflung; da rieselte Todesschrecken durch ihre Gebeine und ihr Haar sträubte sich — da bereuten sie, an des Weltenrichters Vergeltung denkend, den Brudermord; da sandten sie an Guise, an Angouleme, nach dem Rathhause Boten, die Einhalt gebieten sollten. Umsonst! Umsonst! — Die Pforten der Hölle sind geöffnet, die Teufel wüthen — nichts hemmt ihre Bahn — ihre Dolche rauchen schon von Christen-, von Brüderblut! — — —?

Als die Todtenglocke von Saint-Germain l'Auxerrois den ehernen Mund zum ersten Schrei öffnete — da flog Guise und Angouleme mit dreihundert bewaffneten Mördern nach Coligni's Hause. Der wüthende Cosseins fordert mit heftigem Poltern die Oeffnung der Thür. Bei Coligni waren in religiösem Gespräche der wackere Cornaton, der Wundarzt Thomas und der evangelische Prediger Merlin. Cornaton hört das Geschrei, sieht beim Fackelscheine die Mörderrotte und ruft Coligni zu: „Die Stunde ist da, wo uns der Herr zu sich ruft!"

Coligni ahnte das Schreckliche.

Heitern Antlitzes spricht er: „Sein Wille geschehe!" Und nun drängt er die Treuen zur Flucht.

Sein Hausmeister öffnet unten des Hauses Thür, und sinkt durchbohrt auf die Schwelle. Man schleudert den Leichnam hinweg. Guise wagte es nicht, den Mord selbst zu vollbringen; aber er hatte ihn in eine geübte Faust gelegt. Ein Böhme war sein Stallmeister, mit Namen Dianowicz, gemeinhin le Béme genannt. Er ist der Erwählte. Le Béme, Sarlaboux, Attin, Petrucci, gleich Katharinen und Birague, eine Frucht Italiens, nebst Scharfschützen, dringen in Coligni's Gemach.

Der verwundete edle Mann war mühsam aufgestanden und erwartete sie mit der Ruhe des Frommen, der den Richter nicht fürchtet.

Le Béme herrschte ihm zu: „Bist du Coligni?"

Coligni spricht ruhig — aber empört von des Menschen Frechheit: „Ja, ich bin's — aber junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren!"

Der Unmensch hohnlacht und stößt ihm das vom Blute des Hausmeisters rauchende Schwert in den Leib und dreht es wüthend um. Und als ob Jeder nach der Ehre geize, diese Schandthat zu theilen, durchbohren ihn Alle und führen Hiebe nach dem Haupte des bereits Entseelten, und wer dies nicht kann, schießt seine Pistole auf ihn ab — als ob tausend Leben in ihm wären.

Da ruft mit einer Stentorstimme der Graf von Angouleme herauf: „Ist es vollbracht!" — Es währte ihnen zu lange.

Da faßt le Béme den Leichnam bei den Haaren und schleppt ihn zum Fenster, die Genossen helfen, und sie stürzen ihn zum Fenster hinaus.

Ein Jubelruf begrüßt den gemordeten Helden. Guise wischt das Blut von dem Gesichte Coligni's, um des Todes des Gehaßten gewiß zu sein. Nun weidet er sein Auge an den Zügen dieses edlen Gesichts, das jetzt der Todeskampf kaum zu entstellen vermocht hatte. Er läßt den Kopf abhauen und als Trophäe nach dem Louvre bringen. Den Rumpf wirft man in den Stall, wo des Helden Pferde stehen. Aber schon bald nachher bemächtigt sich seiner eine wilde Rotte, verstümmelt ihn entsetzlich, schleift ihn jubelnd durch die Straßen von Paris, und hängt ihn endlich bei den Beinen auf Montfaucon auf.

Carl's Höllenangst wich jetzt einer Höllenwuth, als das Schreckliche zu verhüten zu spät war. Verzweiflung war ihre Mutter. Mordgeschrei, Waffengetöse, Wüthen und Jammergeschrei reißen ihn völlig zur Wildheit hin. Er selbst schießt auf die unglücklichen Protestanten, die Rettung im Louvre suchen, wo die Schweizer, gleich Schlächtern, morden.

Von dem Hause des Admirals, in dessen Nähe die meisten Protestanten wohnten, zieht sich, nachdem diese abgeschlachtet waren, das Morden nach dem Louvre zu, in dessen Umgebung allein zweihundert protestantische Edelleute gemeuchelt werden.

Viele, zu denen das Wuthgebrülle der Verzweiflung drang, oder die man blutdürstig verfolgte, flohen nach dem Louvre, vertrauend dem gegebenen Worte des Königs und des Gesetzes heiliger Schutzwehr. Schreckliche Täuschung! Dort unter den Augen des Königs, wie hier in den schrecklich durch Fackellicht erhellten Straßen und in den friedlichen Häusern floß das Blut der unglücklichen Protestanten stromweise, und es war kein menschliches Gefühl, keine geheiligte Gewalt, keine Macht des Gewissens mehr — die da gehemmt hätte die bluttriefenden und nach Blut nur lechzenden Mörderhorden. Zu den bestallten Henkern gesellten sich allmählich nun die Freiwilligen, der zügellose, längst schon fanatisirte Pöbel

der Hauptstadt, und der Greuelthaten war kein Ende, sie mehrten sich von Stunde zu Stunde in dieser entsetzlichen Nacht. Selbst Kinder spielten und warfen sich mit den Gliedern der Ermordeten, und man sah Weiber des Hofes und des Volkes Schandthaten vollbringen, vor denen auch ein männlicher Barbar zurückgeschaudert wäre.

Im Louvre wurden in den Vorgemächern, auf den Gängen und Stiegen protestantische Edelleute niedergestoßen, selbst vor den Augen Margarethen's von Valois, der Neuvermählten Heinrich's von Navarra, so daß das Blut der Gemordeten, die sie nicht zu schützen vermochte, ihre Gewänder bespritzte. Katharina von Medicis, nachdem die erste Regung des Gewissens niedergekämpft war von den Leidenschaften des verruchten Herzens, sah mit Begierde das Morden, und mit einem Wohlgefallen, das mehr als teuflisch war.

Heinrich von Navarra entging mit dem jungen Condé kaum der Ermordung. Er mußte Zeuge sein, wie man seine Glaubensbrüder schlachtete, und konnte sie nicht retten. Dies Bewußtsein brachte ihn fast außer sich.

Carl der Neunte ließ ihn gegen Morgen zu sich bescheiden mit Condé, und rief ihm, als er erschien, zu, daß er jetzt Coligni und alle Häupter der Protestanten habe ermorden — ihm und Condé nur darum habe Gnade angedeihen lassen, daß sie Beide ihrem Ketzerthum entsagten — dazu — setzte er mit außerordentlichem Zorn und Grimme hinzu, gebe ich Euch drei Tage Bedenkzeit; dann aber — — er brach schnell ab und wendete ihnen den Rücken und entließ die Erschütterten, denen die Wonnetage ihres ehelichen Lebens schrecklich vergällt worden waren.

Niemand wüthete anhaltender, unermüdeter und grausamer gegen die armen unglücklichen Protestanten, als Tavannes und die Herzoge von Nevers und Montpensier. Mit dem bluttriefenden Schwert in der Hand schrie Tavannes in entsetzlichem herzzerreißenden Spotte: „Lasset den Ketzern zur Ader! die Aerzte versichern, es sei im August so gesund als im Mai.“ Solch Beispiel entflammte immer wieder von Neuem.

Wenigen Protestanten gelang es, durch die Flucht sich zu retten. Die Meisten wurden ergriffen und niedergemacht, die ein Gleiches versuchten; aber nicht bloß politischer und religiöser Fanatismus schwang das Mordeisen — Haß jeder Art und jeden Ursprungs gebrauchte die Begünstigung einer Zeit des gesetzlosen und rechtlosen Zustandes zu seiner Befriedigung, und lang gedämpfter Leidenschaften Gluth loderte auf. Alte Beleidigungen wurden gerächt; Gläubiger von den Schuldnern erschlagen, und Neid und Eifersucht waren so blutgierig wie der Fanatismus. Doch nur und einzig nur Protestanten waren die Schlachtopfer, nur sie mußten sterben, und nicht Alter, nicht Tugend, nicht Würde, nicht Schönheit, nicht Geschlecht konnte das Dasein nur eine Minute fristen.

Der Tag brach endlich an. Die Sonne umhüllte mit dichtem Gewölk ihr Allen lachendes, Alle erquickendes Antlitz vor den Greueln, die menschlicher Wahn verübt. Man möchte die Möglichkeit bezweifeln, daß auch bei dem hellen Tageslichte nicht Schauder und Entsetzen die Tigerherzen ergriffen — und doch blieben sie sich gleich; ja noch schrecklicher wurde ihr Blutdurst, da der lang genährte jetzt weniger Opfer fand. Aber es hatte jetzt auch neuen Reiz erhalten, das Morden, da man seine Opfer erst suchen mußte. Ohne Maaß, ohne Schranken waren die Greuelthaten der Nacht und des Tags.

Erst gegen Abend gebot ein königlicher Herold, daß Jeder ruhig nach Hause gehen und das Morden einstellen sollte.

Vielleicht wollte man den ermüdeten Kannibalen Ruhe gönnen, damit sie nach dem wohlvollbrachten Werke ruhen und dann des andern Tages neue Thatkraft geschöpft hätten!? — Umsonst war dies Gebot. An Gehorsam war in diesem Aufruhr aller Leidenschaften nicht zu gedenken. Im Gegentheile betrachtete man es als einen neuen Aufruf, und es wurde zum Sporne zu neuen Greuelthaten. Der König versuchte auch nicht weiter, sie zu hemmen. Es wurde ihm immer einleuchtender gemacht, welch ein gottgefälliges Werk er verübt, und sein Eifer wuchs also, daß er am 28. und

30. August erneuerte Befehle an die Statthalter der Provinzen erließ, die Protestanten ohne Schonung zu würgen, damit auch nicht Einer übrig bliebe.

Sieben Tage ununterbrochen dauerte das Morden in Paris. Nur in den letzten Tagen geschah es mit Mäßigung, aber auch mit desto raffinirterer Bosheit. Man war ermüdet, übersättigt, und nothwendige Erschlaffnung folgte der Ueberspannung. Dreißig Tage hindurch dauerte aber das Morden noch in den Provinzen.

Dreitausend Protestanten starben in diesen Tagen in Paris; dreißig tausend innerhalb der Grenzen des Reichs.

Aber auch schöne Beispiele des Edelsinns und christlicher Liebe bewiesen einzelne Katholiken in dieser entsetzlichen Zeit. Ehre ihnen, den Edlen, die den Muth hatten, Gott mehr zu gehorchen, als dem Gebot eines entmenschten Königs! Die Statthalter Tendes in der Provence und de Gordes in der Dauphiné, und mehrere andere Statthalter und Städtevorsteher versagten den Blutbefehlen des Königs muthig den Gehorsam und schützten das Leben und das Eigenthum der Verfolgten, lieber den Zorn des Monarchen auf sich ladend, als die schreckliche Schuld ihrem Gewissen.

Schnell verbreitete sich die Nachricht dieser Greuel der Bartholomäusnacht in allen Richtungen, und höchst verschieden nahm man sie auf. Während man ihnen zu Ehren in Madrid Freudenfeste feierte und Stiergefechte hielt, während Cosmo, der Herzog von Toscana, Carl und Katharinen Glück wünschen ließ zur vollbrachten Blutarbeit, und auch ganz Paris mit seiner Königsfamilie Gott dankte — — erfüllte Zorn und Unwille die deutschen Fürstenherzen, und der edle Maximilian der Zweite erklärte laut die Bartholomäusnacht für das gräßlichste Brandmal in der Regierung seines Eidams Carl des Neunten. Allen Sophistereien der französischen Gesandten an den deutschen Höfen gelang es nicht, das Abscheuliche, nach französischer Weise, in ein gefälliges Gewand zu hüllen.

Wie das Volk urtheilte, das durch keine gefärbte Brille der Politik sah, ist begreiflich, und Niemand erfuhr dies empfindlicher,

als Heinrich von Anjou, den die Wahl auf den polnischen Thron rief. Als er durch Deutschland reiste, verfolgte ihn Abscheu, Hohn und Verachtung überall; und als er gar vor den edlen Kurfürsten Friedrich den Dritten von der Pfalz mit frecher Stirne trat im Schlosse zu Heidelberg — da hielt sich der edle deutsche Fürst für berufen, das Sünderherz des Franzosen zu erschüttern. Und er that's. Und der Leichtsinn und die Verstockung wich. Der innere Richter erwachte schrecklich, und die Furien der Hölle peitschten ihn bis nach Krakau, wo er endlich, unfähig, länger sein Inneres zerreißen zu lassen, seine Schuld bekannte, und durch das Bekenntniß eine Ruhe zu gewinnen suchte, die ihm fremd blieb bis zum letzten Augenblicke, wo er unter des fanatischen Clement's Dolch seine Seele ausröchelte.

XXVII.

Noch war der Morgen des 25. August nicht angebrochen, noch schien er nicht in die enge Kammer, in welcher Gui und sein Genosse noch immer gefesselt und geknebelt lagen in der schrecklichsten Pein einer immerwährenden Todeserwartung, als gewaltsam die Thüre derselben aufgerissen wurde und Acevedo, von dem leuchtenden alten Diener, des Hauses Besitzer, begleitet, hereinstürzte, ihre Fesseln zu lösen befahl, dann aber, überwältigt von all dem Entsetzlichen, dessen Zeuge er gewesen, ohnmächtig niederstürzte.

Der Diener löste Gui's Fesseln, und dieser erkannte in seinem Genossen erst jetzt den edeln du Plessis-Mornai.

Als auch er seiner Fesseln ledig war — reichten sich Beide die Hand und eilten dann, den Zusammenhang ahnend, zum ohnmächtigen Acevedo, ihm beizuspringen.

Erst nach vielfältigen Bemühungen gelang es ihnen, ihn ins Leben zurückzurufen. Er starrte sie fast bewußtlos an.

„Lebt Ihr wirklich noch, lebe auch ich noch, oder sind wir ihr schon enthoben, dieser sündigen, verruchten Welt!?“ — rief er heftig und doch freudig bewegt aus.

„Fasse dich, Freund!“ sprach sanft du Plessis, „wir leben und du lebst; aber so vieles Räthselhafte und Dunkle liegt auf den letzten Stunden und der seltsamen Behandlung, die wir erfuhren, das du allein, wie ich ahne, zu lösen vermagst, und was wir von dir erwarten können.“

Acevedo's Bewußtsein kehrte zurück. Er stand auf und sah sie Beide an, und sein Herz floß über, und die Thränen rannen über seine Wangen. Er breitete seine Arme aus und rief innigst ergriffen:

„Kommt an mein Herz, o Ihr, die ich ja allein noch hienieden habe — und du vor Allen, mein Sohn!“

Gui wußte nicht, wie ihm geschah. Ein inneres, gewaltiges Gefühl zog ihn an des Greises Brust, und doch war es nur ein dunkles Gefühl — aber ein so beseligendes, wie er es noch nie empfunden.

Er sank an des Greises Brust.

„Ja, Ihr seid mein Vater!“ rief er mit Rührung, „denn Ihr habt mir das Leben ja gerettet!“

Lange hielt ihn der Greis umschlungen in stummer Rührung, während du Plessis lächelte, und doch auch Thränen über seine Wangen rannen, deren eine die andere jagte.

Endlich ließ Acevedo den Jüngling los und umarmte den Freund.

„Wir sind quitt!“ rief er ihm zu, „du hast einst mir und jetzt habe ich dir das Leben gerettet!“

Dann trat er vor Gui und besah ihn mit liebevoller Zärtlichkeit.

„Hinweg, du Verhüllung!“ rief er dann aus, „mein Werk ist zu Ende. Jetzt kann ich nichts mehr Gutes stiften in dir! Gui — ich bin dein Vater, dein vielgeprüfter, vielverfolgter Vater!“

Da sanken des Jünglings Arme wie gelähmt herab; aber nur einen Augenblick — dann leuchtete das Auge, dann glänzte es im Thränenthau der Freude, und mit den Worten: „So log doch mein Herz nicht!“ lag er in des seligen Vaters Armen.

du Plessis faltete seine Hände und blickte dankend gen Himmel. Weinend stand der alte treue Diener da und fragte leise du Plessis, ob dem also sei?

Als die ersten Wallungen des Herzens vorüber waren, ergriff du Plessis die Hand des alten Viole und sagte:

„Gib nun Rechenschaft von den letzten Stunden!“

Da rief Viole: „Grausamer! warum mischest du das Gift in den Freudenbecher?“ —

du Plessis sah ihn staunend an. Er begriff ihn nicht.

Da setzten sich Alle, und Viole erzählte die schauderhaften Vorgänge der Nacht, die noch ungemindert fortdauerten, ob es gleich in dem fernen Winkel, wo sie sich jetzt befanden und wo man keine Protestanten wußte, still und friedlich aussah. Er schilderte mit gräßlicher Wahrheit die Mordscenen.

Bebend fragte Gui nach Coligni.

„Seinen Rumpf schleppte das Volk in den Straßen umher und hing ihn endlich bei den Beinen an dem Galgen auf Montfaucon auf.“

Da bedeckte der Jüngling mit beiden Händen seine Augen und rief in herzzerreißendem Schmerze:

„Warum ließet Ihr mich nicht an seinem Lager, vielleicht hätte ich das edle Leben gerettet!“

„O, gib mir den Vorwurf nicht, mein Sohn,“ sprach Viole — „du konntest ihn nicht retten. Es war umsonst, es war zu spät. Ihr wart Alle Verblendete. Ihr hörtet nicht auf meine Warnungen — darum mußte ich Euch hierher schleppen lassen, daß ich Euch retten konnte; denn dort wart Ihr sicher verloren.“

Da sanken sie sich aufs Neue an die Brust.

Und du Plessis sprach: „Wir sind durch Gottes wunderbare Fügung gerettet, laßt uns sein nicht vergessen. Ihm sei die Ehre!“

Da sanken sie auf ihre Kniee und dankten ihm bewegten Herzens.

Gui ergriff nun des Vaters Hand und bat ihn um die Erzählung seiner Begebenheiten.

„Nein, Gui,“ versetzte der Alte, „jetzt nicht. Wir haben jetzt Ernsteres zu erwägen. Wenn wir einst glücklich bei Rabaud und Salers auf Saint-Flour sind — dann, ja dann will ich erzählen. Doch, wie kommen wir dahin? Ueberall wüthet der Glaubenshaß und mordet.“

„So sind wir jedenfalls hier sicherer in der Wohnung dieses braven Mannes, als dort, wo wir zur Zeit noch Fremdlinge sind,“ meinte du Plessis; auch Gui bat, in Paris zu bleiben, so dringend, daß man sah, er hatte noch etwas auf dem Herzen, was er ausführen wollte; allein weder seinem Vater, noch du Plessis sagte er etwas davon, bis er eines Abends spät vermißt wurde. Vergebens suchten sie ihn und ließen ihn suchen; wo er war, das ahnten sie nicht.

Ohne die Gefahr zu berechnen, die ihm drohte, schritt Gui indessen auf Montfaucon zu. Die Nacht war finster — der Weg unbekannt. Oft mußte er stehen bleiben und sich umsehen, ob er noch die Richtung habe, die der alte Diener, bei dem er mit seinem Vater und du Plessis sich aufhielt, ihm bezeichnet hatte.

Endlich erreichte er nach mühevoller Wanderung die Höhe; da stand der Galgen mit Coligni's Körper, an dem schon Raben nagten.

Gui war in einer entsetzlichen Spannung. In seinen Tiefen war sein Gemüth, sein ganzes Wesen erschüttert. Er sank kraftlos an dem Galgen nieder.

Nachdem er eine ziemliche Weile gelegen, vermochte er erst sich zu erheben. Er versuchte es, an dem Galgen hinaufzuklettern. Nur nach vieler Anstrengung gelang es ihm, den Leichnam abzuschneiden.

Es war Mitternacht geworden über dieser Arbeit. Eine Todtenstille herrschte auf der einsamen Höhe von Montfaucon, die nur das Gekrächze der Raben und ihr schauerlicher Flügelschlag unterbrach. Eiskalt überlief es den Jüngling an diesem Orte des Schreckens, wo jeder Tritt, den er that, in den Todtengebeinen der hier gerichteten Verbrecher rasselte. Es war allmählich sternenhell

geworden, die Wolken, die den Himmel bedeckt hatten, verloren sich, und diese magische Helle vermehrte das Schauerliche des Ortes. Jetzt eben wollte Gui den Leichnam des unglücklichen Admirals auf seine Schultern laden, um mit ihm nach dem Schlupfwinkel zurückzukehren, wo er Sicherheit in der Mordnacht gefunden — als eine schwarze Gestalt langsam heranschlich. Gui wollte sich eiligst entfernen, allein es war zu spät, er vermochte nicht mehr den Blicken des Kommenden zu entgehen. Rasch zog er sein Schwert und stellte sich neben Coligni's Leichnam, den im Tode zu vertheidigen, den er im Leben nicht hatte retten können.

„Wer du auch seist,“ sprach jetzt eine höchst widerliche Stimme, „hebe dich hinweg von dem Orte des Schreckens.“

„Adelma!“ rief Gui, und eine freudige Rührung durchbebte seine Brust. Auch sie erkannte ihn.

„Bist du es wirklich, Gui?“ fragte sie. — „O, Gottlob,“ setzte sie hinzu, „ich glaubte auch dich verloren und trauerte um dich; aber sage mir, was willst du hier beginnen?“

„Ich richte die Frage an dich, Adelma, was suchst du hier?“

„Den Leichnam des Admirals!“ sagte sie.

„Er ist in meiner Gewalt,“ sprach Gui, „und meine Pflicht ist es, ihm ein Grab bei seinen Vätern zu Chatillon zu bereiten.“

„Gott segne dich für den Entschluß, mein Sohn!“ rief sie freudig aus.

„Hast du es aber auch schon bedacht,“ fuhr sie fort, „wie du ihn dorthin bringen willst?“

„Das nicht,“ versetzte Gui. „Doch läßt mich Gott mein Werk so weit bringen, so läßt er mich es auch vollenden — und du, Adelma, könntest mir behilflich sein!“

„Es sei!“ sprach sie, und pfiff schneidend in die Nacht hinein. Der Pfiff schnitt fürchterlich durch Gui's Gehör. Unwillkürlich hielt er seine Ohren zu.

Adelma lächelte. Sie stand da wie eine Norne — furchtbar anzuschauen — allein über ihre häßlichen Züge glitt ein Lächeln, das aus dem Bewußtsein, etwas Gutes zu thun, erzeugt war.

Aus der Nacht hervor traten zwei athletische Gestalten.

„Wlasko!“ rief Adelma, „kommt hierher. Nehmt den Leichnam und folgt uns in der Entfernung von zwanzig Schritten. Gebt wohl auf das Acht, was ihr hören werdet!“

Dann faßte sie Gui's Hand. „Komm, mein Sohn!“ sprach sie sanft, „komm nun in Gottes Namen. Ich ahne, wohin du mich führst; die Todten sind auferstanden. Gui — hast du schon am Vaterherzen Kindesglück gefühlt? — Er war dein Retter, ich ahne es, und Adelma will euch Alle retten aus dieser Mördergrube!“

Sie schritt rasch vorwärts.

Gui wollte reden.

„Schweig' jetzt,“ gebot sie, „denn unserer droht Gefahr!“ — Still schritten sie nun durch entlegene Gassen.

Plötzlich stand Adelma.

„Führe du mich nun,“ sagte sie, „denn ich weiß nicht, wo er ist.“

Gui leitete sie nun, und bald hatten sie den Versteck erreicht.

Gui hatte den Leichnam des Admirals in seinen Mantel geschlagen. Die Zigeuner ließen ihn auf dem Vorplatze des Häuschens, und blieben dabei stehen.

Gui trat in das schwacherhellte Gemach.

Alle die Sorgen des Vaterherzens lösten sich bei seinem Anblick in Wonne auf, doch den Vorwurf konnte es nicht bergen:

„Wo warst du? Und warum thatst du uns das?“

„O, tadelt mich nicht, mein Vater!“ sprach erschüttert der Jüngling. „Ich konnte nicht ruhen, so lange ich den Leib des edelsten Mannes am Schandpfahle wußte, und will nicht eher an meine Rettung denken, bis er in der Gruft seiner Väter ruht!“

„Du warst auf Montfaucon?“ rief Viole, und drückte ihn mit Hochgefühl an sein Herz. „Gott lohne dir die That!“

du Plessis umarmte ihn. „O, du hast längst Sohnesrechte in meinem Herzen gehabt, Gui!“ rief er begeistert aus — „jetzt bist du auch mein Sohn!“

„Nehmt mir ihn nicht ganz,“ sprach jetzt eine in Rührung

gebrochene Stimme, die von der Thüre herkam, wohin der Schatten der Ampel fiel.

Seltsam ergriff der Ton den alten Viole.

„Adelma!“ rief er, „führt dich der Himmel wieder zu uns?“ — Er trat zu ihr und faßte ihre bebende Hand. Sie war keines Wortes mächtig.

Stumm reichte sie ihm den Ring dar. —

Er ergriff ihn freudig und sah sie forschend an. —

„Es ist gelungen,“ sprach sie leise, „Ihr werdet sie wieder sehen.“

Da durchbebte neue Freude des Greises Brust, und dankbar blickte er nach oben, dankbar drückte er Adelma's welke Knochenhand.

„Noch Eins,“ sagte die Alte. „Nehmt dies Goldstück zurück, das wie Feuer auf meinem Herzen brannte. Ihr gabt es mir auf der Flucht nach Rochelle. Ihr gabt es mir, und ich mußte mich selbst verachten seitdem, weil Ihr mich verachtetet. Meine Treue wolltet Ihr erkaufen! O, Viole, Viole, wie habt Ihr mir wehe gethan. Vor Eure Füße wollte ich es schleudern — doch ich konnte nicht — nehmt es zurück, daß ich mich wiederfinde!“

Viole nahm es und schleuderte es weit weg.

„Vergib mir, du treue Seele, vergib dem unglücklichen Vater, der in Verzweiflung von dem letzten Gute floh, was ihm geblieben war.“

Adelma's Hand fuhr nach dem Herzen. „O, daß ich jetzt stürbe!“ sprach sie leise. „Doch nein,“ setzte sie hinzu, „mein Werk ist noch nicht zu Ende, Ihr müsset weg von hier. Bereitet Alles schnell — noch diese Nacht muß Paris hinter uns liegen.“

Freudig ergriffen sie alle diesen Vorschlag, und ehe noch eine halbe Stunde verging, folgten sie schon der Alten, die, wohlbekannt mit allen Winkeln der Hauptstadt, sie glücklich hinaus leitete, bis zum Gehölze von Boulogne, wo sie Wlasko und seinen Gefährten mit dem Leichnam des Admirals trafen.

In der folgenden Nacht erreichten sie Chatillon. Still und traurig setzten sie des Admirals sterbliche Reste in der Gruft seiner

Väter bei, und aus den Heldenblicken träufelten Thränen das Todtenopfer dem großen, edlen Gemordeten.

„Nun ist mein Herz frei,“ sagte Gui, „und meine letzte Pflicht gegen den Edeln erfüllt. Schlaf wohl,“ sagte er dann weich — „schlaf wohl, du Edler! In einer Welt, wo nicht mehr der religiöse Parteinamen die Hand gegen den Bruder waffnet, wo nicht mehr Priesterhaß die Herzen entzweit, wo nicht mehr menschliche Autorität das ewige Licht der Wahrheit unter den Scheffel setzt — wo nur Herzensglaube gilt und Liebe — da sehe ich dich wieder!“

Sie drückten sich alle noch einmal die Hand. Jeder legte seine Rechte auf den Sarg des Admirals, als nähmen sie Abschied von ihm, und verließen dann die Todtengruft, um ihre Wanderung fortzusetzen.

XXVIII.

„Das ist nicht der Weg nach Saint-Flour!“ sprach Viole zu Adelma, als sie unweit Grenoble immer links ihre Richtung nahm.

„Laßt mich,“ sprach sie sanft. „Es schlagen noch Herzen, denen nach langer Entbehrung eine Freude gebührt.“

Viole schwieg. Er ahnte, was sie wollte. Sie folgten ihr ohne Widerrede. Hinter den Bergen von Auvergne sank in wundervoller Schönheit die Sonne hinab und vergoldete ihre Spitzen, wie jene der Berge der Dauphiné. Gui's Herz war tief bewegt, als er die alte Heimath wieder erkannte.

„Adelma, du führst uns zu Rabaud und Salers?“ fragte er.

Sie nickte.

„Laßt mich voraus,“ bat er, „die Freude tödtet sie sonst!“

Er riß sich los und flog, wie die flinke Gemse, einen ihm wohlbekannten Bergpfad hinan, der ihn näher und schneller zum Dörfchen leitete, als der Weg, den Viole, du Plessis und Adelma gingen. Hoch schlug sein Herz, als er der Hütte nahte, und die Greise so friedlich, so ruhig im Widerscheine des Abendroths auf

dem Bänklein vor der Hütte sitzen sah, das er gemacht hatte in jener Zeit, wo er hier die Tage eines glücklichen, harmlosen Stilllebens gelebt.

Von ihm sprachen sie.

Da erblickten sie den zum schönen Manne gereiften Zögling wieder, wie er mit ausgebreiteten Armen auf sie zuflog, und der freudige Schrecken fesselte sie, daß sie nicht aufzustehen vermochten.

Er aber umarmte sie frohlockend, und bereitete sie auf den Anblick ihres alten, lang beweinten, todtgeglaubten Herrn vor.

Als er ihnen endlich sagte, er lebe, sie würden ihn wiedersehen, da fielen sie auf ihre Knie nieder und dankten unter Freudenthränen ihrem Gott, und Rabaud rief: „Herr, nun laß uns in Frieden dahin fahren, da du den höchsten Wunsch uns gewähret hast!“

Da trat Viole unter dem Schatten der Bäume hervor. Sie kannten ihn nicht. Ach, es lag ja so manches Jahr und so mancher Schmerz dazwischen, und jedes hatte seinen Tribut gefordert, und jeder Schmerz seine Furchen zurückgelassen!

Aber als der lieben Stimme Klang an ihr Ohr schlug, als sie ihre Namen ausrief, da zuckte des Wiedersehens Freude durch die Herzen der Greise, und sie wankten ihm entgegen und bedeckten seine Hände mit ihren Thränen.

„Nein!“ rief Viole aus, „hier, hier ist Euer Platz, Ihr Väter meines Sohnes!“ und er zog sie, einen nach dem andern, an sein Herz! „Ihr habt ihn zum Manne gemacht, und zwar zum wackern Manne, das kann ich Euch nur mit Liebe lohnen. Fortan sollt Ihr leben mit mir wie Brüder!“ —

Es war ein heiliger Moment, wie ihn selten das Leben bietet. Die Greise waren verjüngt, und der Himmel mit seinem Frieden zog in das Hüttchen ein. Aber ein Herz empfand tiefe Wehmuth in der Freude aller; denn die Nähe mahnte an den Verlust, und still und traurig schlich Gui umher.

Viole verließ sie eines Tages heimlich. Er ging nach Arbeque mit Adelma, die ihn nicht verließ.

In stille, wehmüthige Träume versunken, in tiefe Trauer gekleidet, fanden sie Gabrielen.

Einen lauten Freudenschrei stieß sie aus beim Anblicke Viole's, und flog an seine Brust. Ach, sie hatte ihn ja auch als todt beweint!

„Hinweg mit dem Trauergewande, meine Gabriele,“ sprach Viole. — „Auf Arbeque soll die Freude einkehren.“

Sie lächelte wehmüthig. „Das Grab gibt keine Opfer wieder!“ seufzte sie.

„Die Todten stehen auf, meine Tochter!“ rief Viole, „du siehst es ja an mir. Kind, gib die Hoffnung nicht auf!“

Aber sie lächelte wieder durch Thränen so wehmüthig, und sagte dann erröthend — die meine liegt unter dem Rasen.

Viole schwieg. Er beredete sie, ihn am andern Tage zum Dörfchen zu begleiten, um seine Freunde nach Arbeque zu holen.

Sie erfüllte gern seinen Wunsch.

Sie kamen dort an.

Gui saß im Gärtchen, in schwermüthige Rückerinnerungen versunken, unter dem alten Kastanienbaume, dessen Aeste einst seine Knabenspiele beschirmt.

Sie nahten sich unbemerkt und leise.

„Was würdest du sagen, Gabriele,“ flüsterte Viole ihr zu, „wenn jetzt Gui Rabaud vor dich träte und spräche: Gabriele, ich bin nicht Gui Rabaud, sondern des Mannes Sohn, der einst schwur, dein Vater zu sein?“ —

Sie bebte und sah ihn verwundert an, und eine Gluth übergoß ihr Antlitz.

„Gui!“ rief Viole, und Gui fuhr, aus seinen Träumen aufgeschreckt, herum.

Er sah Gabrielen und sank, kaum seiner mächtig, zurück.

Viole ergriff seine Hand und führte ihn zu Gabrielen.

„Es ist mein Sohn, Gabriele,“ sagte er, „Gui de Viole!“ — Da standen sie vor einander stumm erglühend.

Und Viole legte ihre Hände in einander. „Seid meine

Kinder," sprach er, und seine Stimme zitterte. „Seid glücklich! — Eure Liebe hat eine schwere Probe bestanden — sie ist des Glückes werth!"

Da sanken sie einander in die Arme, überwältigt von ihren Gefühlen, und Viole segnete sie.

Adelma stand von ferne und trocknete ihre Thränen. Viole erblickte sie. „Komme herzu, du Treue — es ist ja dein Werk!" rief er ihr zu.

Da wankte die Alte heran, ihrer kaum mächtig, und legte segnend ihre Hand auf ihre Häupter, und feierlich sagte sie:

„Gui, ich sagte dir einst, Hoffnung täuscht nicht. Sieh, ich log nicht!"

Bald umschlossen Alle, du Plessis, Rabaud und Salers, den Kreis, und die reinste Freude erfüllte ihre Herzen.

Sie zogen nun nach Arbeque, wo die Vermählung des glücklichen Paares gefeiert wurde.

Nicht lange aber blieben sie da. Nachdem Viole in Eile seine eigenen und Gabrielen's Angelegenheiten geordnet hatte, verließen die glücklich Geretteten Frankreichs blutgedüngten Boden und zogen nach Genf.

Bis auf die Grenze Frankreichs geleitete sie Adelma. Sie Alle glaubten fest, die Alte würde ihre Tage nun in ihrem Kreise beschließen, doch so wollte sie es nicht. Das irre Wanderleben ihres Volkes war ihr zur andern Natur geworden. Sie konnte die Ruhe nicht ertragen.

Auf der Grenze stand sie stille.

Tiefe Rührung bewegte ihre Brust. Sie konnte fast nicht reden.

„Zieht in Gottes Schutze," sprach sie mit wankender Stimme — „ich muß Euch verlassen. Die alte Adelma kann nur in Wäldern leben, und an eines Baumes Stamme sei einst ihr Grab! — Mein irrer Lauf ist seinem Ziele nahe," sprach sie feierlicher. „Ich hab' am Abend meiner Tage noch einmal selige Stunden in Eurer Mitte verlebt, in ihrem Nachklange wird dies Herz brechen,

wird freudig brechen. O, lebt Alle wohl!“ rief sie, und ihre Stimme hob sich, sie richtete sich auf, ein seltsamer Glanz strahlte aus ihren Blicken, und prophetisch sprach sie: „Betretet Frankreich nicht wieder. Es wird noch lange in blut'gen Todeskämpfen zucken — bis ihm Frieden wird — und — noch oft wird es wüthen gegen seine eignen Kinder in fürchterlicher Wuth — dann aber — ist kein Stäubchen mehr von uns vorhanden! — Lebt wohl! Mein Auge sieht in eine glückliche Zukunft für Euch! Vergeßt im Glücke Adelma's nicht. Ihr letzter Laut ist ein Gebet für Euch!“

Bei diesen Worten verschwand sie im Dickicht des Waldes, und ihr Andenken segnend, zogen die Glücklichen gen Genf.

Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunoldstein.

Eine Volkssage aus dem Nahethale.

Eine Ferienfahrt durch das Nahethal im Herbst 1843 brachte mich auf eine gar ansprechende Stelle, deren ich hier aus mehr als einem Grund Erwähnung thun muß. Als ich die neue Heerstraße von Monzingen gen Weiler hinaufstieg, erreichte ich auf der Höhe des sogenannten „rothen Felsens" einen Punkt, dessen Schönheit mich überraschte. Bei Anlegung der Heerstraßen im Preußischen pflegt man an geeigneten, besonders eine schöne Aussicht bietenden Stellen Ruheplätze zu machen, die von einer kleinen, netten Anlage umgeben sind. Es ist dies nicht genug zu schätzen. Wahrlich, der müde Wanderer segnet die Behörde, welche so sinnig diese Plätzchen anordnet, und der dankbare Sinn des Volks ist ihr Schützer. An der gedachten Stelle ist nun auch neben der Straße eine breite steinerne Bank angebracht, beschattet von vier Akazien, und rings umgeben von theils blühendem, theils durch seine Blätter verschönerndem Gesträuche. Unwillkürlich wurde ich gefesselt durch die reizende Aussicht. Der westliche Himmel glänzte schon in tieferer Gluth, und goldumsäumte Abendwolken schwammen dem Punkte zu, wo die sie verklärende Königin des Tages hinabsinken wollte, die jetzt eben ihren segnenden Scheideblick in das liebliche Thal warf, das in einem Lichtmeere zu schwimmen schien. Sah ich links hinab, so lag das weite, vielfach gesegnete Thal in einer Ausdehnung von nahe an einer Meile vor mir, ringsum von bedeutenden Bergen umschlossen, die links der Nahe, und theilweise auch rechts vom frischen Grün der Reben bedeckt waren. Durch die Sohle des breiten Thales, das freilich jetzt schon seiner Pracht durch die Ernte entkleidet war, schlängelte sich die Nahe, hier und dort aus ihrer

Erlen- und Weideneinfassung hervorblitzend. Im Baumesgrün verbargen sich theilweise stattliche Mühlen. Rechts der Nahe lag das freundliche Meddersheim, links das alte Sobernheim mit seinem schönen Kirchthurm, und tief unten sah Staudernheim hervor am Fuße des Disibodenberges, dessen Ruinen, herrlich beleuchtet, den Hintergrund malerisch abschlossen. Sah ich rechts, so lag oben unter Obstbäumen und im Schooße seiner vorzüglichen Weinberge das Dorf Weiler, und weiter hinauf blickten einige Häuser von Martinstein hervor am Fuße zweier öden, schwarzen Melaphyrkolosse, die wie die Pforte des Orkus erscheinen. Und im Vordergrunde stürzt sich tief unten die Nahe schäumend über ein breites Wehr, und drüben lehnt sich an das malerische Gebirge das schöne Dorf Merxheim auf homburgischem Gebiet. Es ist ein wohlstehender, stattlicher Ort, den eine fruchtbare Flur umgibt. Was mir besonders auffiel, war ein hoher, uralter, viereckter Thurm, dessen Entstehung tief in die Zeiten des Mittelalters hinabwies. Als ich so dastand, und etwas darum würde gegeben haben, wenn eine freundliche Menschenseele mir etwas Näheres über den alten Thurm gesagt hätte, kam ein alter Mann die Straße herauf. Ich redete ihn an, und mein gutes Glück ließ mich in ihm einen Bürger Merxheims finden, der nicht abgeneigt war, auf der Steinbank Eins mit mir zu plaudern. Meine erste Frage war nach dem Thurme.

„Das ist der Rest einer hohen und stattlichen Burg," sagte der Greis, „die einst hier stand und Schutz unserm Flecken verlieh. Die Burg gehörte den Vögten von Hunoldstein, einer uralten Ritterfamilie, welche, weil sie Vögte über Merxheim waren, den Titel in ihren Namen aufnahmen. Ueber die Geschichte der Burg wissen wir nichts Gewisses; aber über ihren Untergang in einer frühern Zeit, denn der letzte ist eine Heldenthat der Franzosen, als sie von Montroyal an der Mosel das Nahethal verwüsteten, lebt noch eine Sage."

Auf mein dringendes Bitten erzählte er sie mir, wie ich sie hier niederlege.

„Von den Hunoldsteinern,“ begann mein Alter, „wissen die Leute hier herum viel Arges zu erzählen. Es sollen grausame Schnapphähne gewesen sein, die nah und fern auf Straßen die Reisenden beraubten, die Klöster, wo sie konnten, brandschatzten, die Dörfer plünderten, und jahraus, jahrein mit anderen Rittern in Fehde lebten. Sie wissen, das war so die Art der Ritter! Einer aber muß doch wohl ein Ausbund dieser Art gewesen sein; denn an seinen Namen knüpfen sich die schlimmsten Ueberlieferungen. Er hieß Niklas Vogt von Hunoldstein, und war überall gefürchtet, nirgends geliebt. Kein Wanderer zog ohne Angst die Nahe herauf, und kam einer ungerupft an dem Engpasse, wo jetzt Martinstein steht, vorüber, so mochte er von großem Glücke sagen.

„Als sich die Kunde verbreitete, sein ehelich Gemahl sei gestorben, so trauerte Jedermann, denn sie war, wenn er ein Teufel war, gewiß ein Engel, und was er Uebels that, machte sie durch Wohlthaten wieder gut.

„Eben so sehr beklagte man sein lieblich Töchterlein Hildegarde, die vierzehn Jahre zählte, und auch gut wie ein Engel war, aber nun in dem rohen und zügellosen Leben in der Burg unterzugehen drohte.

„Man pries es daher als die Eingebung eines guten Geistes, daß der Ritter Niklas sie in das Kloster Rupertsberg bei Bingen brachte, wo damals die heilige Hildegard Aebtissin war, und vieler adeliger Mägdlein Erzieherin wurde. Eigentlich aber war es das Werk der Amme des Fräuleins, einer betagten Frau, die nun des Ritters Hauswesen versorgte, und die, weil er sie nicht mehr entbehren konnte, viel über ihn vermochte. Sie war eine verständige Frau, so das Fräulein lieb hatte, wie ihr eigen Kind, und war aus dem Dorfe Hundsbach gebürtig, das dort hinter dem Schwarzenberge liegt.

„Das liebliche Kind hatte wohl den Ritter noch in seiner Burg gehalten; auch wohl ihn davor behütet, daß er allzusehr der wilden Lust sich hingab mit seinen Gesellen; das Alles aber brach

jetzt über Wehr und Damm hinaus, und wo ein Raubanfall ausgeführt, eine Schmach verübt, eine Schandthat vollbracht wurde, da war der Hunoldsteiner die Seele und der Mittelpunkt. Und so trieb er fort, was Gott leid that und die Menschen quälte; und den tausendfältigen Fluch konnte sein frommes Kind nicht wegbeten im Kloster zu Rupertsberg. —

„Auch der alten Amme wurde es nachgerade zu arg. Sie wußte den bösen Geist nicht mehr zu zügeln, und wünschte nichts dringender, als Hildegarden's Rückkehr. Auch der alte Ritter mochte wohl ein Verlangen nach seinem Kinde haben, das er in vier bis fünf Jahren nicht mehr gesehen — kurz — Hildegarde kehrte heim, ein Engel an Schönheit, und ein Engel an Milde und frommer Zucht. Die Sitten des Klosters brachte sie mit in die heimische Burg. Sie blieb in ihren Mauern und mochte keinen Verkehr mit der Welt — und waren einmal des Vaters Gesellen zum wilden Gelage vereint, so schloß sie sich ein und weinte über solches zügellose Treiben bittere Thränen.

„Dem Vater verhehlte sie ihre Mißbilligung nicht, und sprach die Bitte aus, wieder nach Rupertsberg zurückzukehren und Profeß zu thun für immer.

„Das wirkte wohl eine kurze Zeit; aber alte Gewohnheiten legt man nicht ab wie ein Kleid. Der Ritter fiel wieder allmählich in sein Thun zurück, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Gelage draußen hielt. Da er nun gegen den Wildgrafen alten Haß nährte, auch mit der Abtei Sanct Maximin bei Trier wegen eines Waldes in Spänne lag, so entschloß er sich um diese Zeit kurz, und fiel das Dorf Simmern unter Dhaun an, welches Sanct Maximin gehörte, und über welches der Wildgraf Vogt war, raubte es aus und brannte es nieder. Das war ein arger Frevel, ausgeübt unter den Augen des Wildgrafen. Die Mönche zu Sanct Maximin schrien Rache, und der Wildgraf durfte nicht länger zögern, einen Feind zu bestrafen, der ihn höhnte, vor seiner Nase saß und nimmer ruhen mochte.

„Ein mächtig Ungewitter zog sich zusammen. Die Wildgrafen von Dhaun und Kyrburg, ihre Vettern von Oberstein, ihre Vasallen zu Stein-Callenfels, nebst den Raugrafen von Schmittburg schlossen Heerbann und sandten dem Hunoldsteiner den Fehdebrief. Dem Sendboten aber ließ der Hunoldsteiner einen räudigen Hund auf den Nacken binden, und zwei alte Weiber aus Merxheim mußten ihn mit Ruthen aus dem Dorfe peitschen.

„Sag' deinen Herren, rief laut lachend der Ritter, so sollt's ihnen auch ergehen!

„Solche Schmach erbitterte Hunoldstein's Feinde nur noch mehr; und bald brach aus dem Engpaß von Martinstein ein Heer hervor, wie vorher niemals eins, und das Auflodern der Bannmühle war der erste Gruß an den Ritter, der nun wohl sah, woran er war. Er hatte aber wohl gesorgt. Die Vorräthe seiner Burg waren gut, und der Reisigen hatte er eine gute Zahl bei sich. Indessen war es ihm doch ein Hartes, sein geliebtes Kind in diesen Gefahren zu wissen. Er sann nach auf allerlei Weise, wie er Hildegarden schützen möchte, und wohin er sie bringen sollte.

„Eines Abends ließ er die alte Amme zu sich kommen und sagte: Hör', Grethe, ich weiß nicht, wie das enden wird, und möchte mein Kind in Sicherheit haben. Wie wär's, wenn du mit ihr gen Hundsbach flöhest und dich mit ihr bei deinem Bruder, dem Weber, verborgen hieltest, bis der Strauß vorüber ist?

„Das gefiel der Amme wohl, und sie übernahm es, Hildegarden dazu zu bewegen, was ihr denn auch gelang. Der Ritter gab ihnen nun Geld und Geldeswerth mit, und führte sie in den alten Thurm. Dort deutete er auf eine Stelle in der Mauer, die durch einen schneeweißen Kiesel bezeichnet war, und sagte: Hier findest du, wenn du den weißen Kiesel herausbrichst, ein Kästlein, worinnen ich meinen ganzen Reichthum verborgen habe. Merke dir die Stelle wohl. Darauf geleitete er sie in den unteren Theil des Thurmes, hob eine Diele auf und stieg mit ihnen in einen geheimen Gang. Lange Zeit gingen sie in gerader Richtung fort; darauf aber stiegen

sie auf feuchten Stufen aufwärts und kamen endlich an eine Stelle, wo frische Luft hereindrang. Alsbald warf der Ritter einige Steine weg, und sie traten an einer Felswand ins Dunkel des Waldes. Hier schied der Ritter von ihnen, nachdem er ihnen die Richtung gezeigt und die Merkmale der Stelle kenntlich gemacht, und unter Thränen verließ Hildegarde den Vater und wanderte mit dem sinkenden Abend in den dunkeln Forst hinein, welcher den Berg bedeckte.

„Während dies hier vor sich ging, hatten die Wildgräflichen einen heftigen Sturm gegen das mit Mauern bewehrte Dorf unternommen, und der Ritter, zu dessen scharfem Ohre der Lärm drang, verwahrte schnell von Innen den Ausgang und eilte zurück in die Burg.

„Tapfer wehrten sich die Merxheimer gegen die andringenden Feinde. Tapfer stritten der Ritter und seine Mannen auf den Mauern; aber die Uebermacht siegte, und bald überschwemmten die Feinde das Dorf, das an drei Orten zu brennen begann. Alles, was sich retten konnte, drängte sich nach der Burg; aber der Hunoldsteiner war arglistig und zog die Brücke zeitig auf. So waren denn die armen Leute in der Feinde Gewalt, die ihnen übel genug mitspielten; aber denen in der Burg ging es auch nicht nach dem Sprichwort: „Wie dem Pfaffen am Ostertage;“ denn die Wildgräflichen stürmten mit Macht, und am dritten Tage gelang es ihnen, die Burg in Brand zu stecken und siegend einzudringen. Was mit dem Leben davon kam, wurde gefangen genommen. Ritter Hunoldstein war verwundet worden und fiel in der Feinde Hand, die ihn nach Dhaun ins Verließ warfen und die Burg ausbrannten, daß nichts übrig blieb, als der alte Thurm, der heute noch steht. Seine Rettung verdankte er dem Umstande, daß er zur Seite stand und nicht mit der Hauptburg zusammenhing.

„Von der Angst getrieben, es könnten Feinde ihre Spur finden, wanderten Hildegarde und ihre Amme so rasch fürbaß, als es ihnen in dem dunkeln Walde möglich war. Als sie, weit im Gebirge, aus dem Walde heraustraten, kam auch die Sichel des

jungen Mondes aus den Wolken hervor und leuchtete ihnen. Die alte Grethe fand sich bald zurecht; aber erst gegen Mitternacht erreichten sie, bis zum Tod erschöpft, das Dörflein Hundsbach, wo sie der Bruder der Amme, der auch schon kein Knabe mehr war und als Junggeselle für sich lebte, freundlich aufnahm in seinem Häuschen, so zu äußerst am Dorfe lag.

„Als sich die Kunde verbreitete, Merxheim sei sammt der Burg niedergebrannt, fand es Niemand im Dorfe verwunderlich, daß des Webers alte Schwester bei ihm eine Zuflucht suchte und fand; — aber Hildegarden's Anwesenheit erfuhr kein Mensch, da sie sich heimlich hielt und vor Niemandem sehen ließ.

„Wie groß war aber ihr Kummer, als sie das Schicksal Merxheims erfuhr und die Gefangenschaft ihres Vaters! Grethe hatte ihr verheimlicht, daß er verwundet war, um ihr kein neues Leid zu bereiten; aber sie erfuhr es später doch, und ihr Leid war über die Maßen groß; dennoch mochte und durfte sie es nicht wagen, sich kund zu geben, da die allgemeine Erbitterung gegen ihren Vater zu groß war. In ihrer Einsamkeit lebte sie denn gar lange Zeit, ohne von ihrem Vater weiter etwas zu hören, und die Sorge um ihn quälte ihr Herz gar sehr.

„Ihre Angst wuchs täglich. Als endlich der lange Winter vorüber war, ließ sie dem Weber keine Ruhe, er mußte auf Kundschaft ausgehen. Was er heim brachte, war nicht gut. Der Ritter sitze noch immer in enger Haft, erzählte er, und leide an seinen Wunden. Die Wildgrafen aber forderten ein gewaltig Lösegeld, das er nicht stellen könne.

„Daß er keine Kunde sandte, konnte sie sich nur damit erklären, daß er ihre Zufluchtstätte nicht verrathen mochte an die Wildgrafen.

„Des Vaters Noth ließ aber fortab der guten Tochter Tag und Nacht keine Ruhe. Da fiel es ihr ein, was der Vater ihr und der Amme anvertraut von dem Schatz im Thurme, und sie sah hierin das Mittel, das Lösegeld zu erschwingen. Nun ließ es

sie nicht mehr in der Hütte, und, da die Amme erkrankt war, mußte der Weber ihr einen Anzug verschaffen, wie ihn die Mägdlein in Hundsbach zu selbiger Zeit zu tragen pflegten, und an einem schönen Maitage stand sie vor Tages Anbruch auf, und ließ sich von dem Weber bis zu dem Walde geleiten, von wo sie dann selber den Weg suchen wollte zum Eingang in den unterirdischen Weg zum Thurm ihrer väterlichen Burg.

„Der alte Wildgraf von Dhaun, des Hunoldsteiner's grimmer Feind, hatte einen Sohn, so Conrad hieß, und ein Schmuck der Ritterschaft des Nahegaus war. Der junge Wildgraf zählte etwa vier und zwanzig Jahre, und war ein Mann von seltener Schönheit. Er liebte es wohl, mit Pfeil und Bogen hinauszuwandern in die Berge, wo das Wildschwein seine Lager hatte, um einen zarten Frischling zu erlegen.

„So war er denn auch an demselbigen Tage, noch ehe die Sonne über den Disibodenberg aufgegangen war, jenseit der Nahe die kahlen Höhen vor Martinstein hinaufgeklettert und hatte den Wald erreicht. Lange war er herumgestrichen im Forste, ohne ein Wild zu sehen. Endlich wollte er weiter abwärts eine Stelle suchen, wo das Wild zu wechseln pflegte, und verbarg sich dort in einem Dickicht, des wechselnden Wildes zu harren. Hier, auf weichem Moose liegend, beschlich ihn der Schlaf. Plötzlich weckte ihn ein Rascheln in den Zweigen. Er spannt seinen Bogen, legt den wohlgeprüften Pfeil auf, und erharret knieend seine sichere Beute, denn sein Pfeil fehlte nicht.

„Immer näher kommt das Rascheln. Immer mehr pocht sein Herz in wilder Waidmannslust. Sein Auge sucht durch das Dickicht zu dringen. Da erblickt er einen dunklen Punkt. Schon schlägt er an mit dem Bogen, schon zieht seine Hand die straffe Sehne an — da sinkt sie plötzlich, und Schrecken und Staunen erfüllt ihn zugleich — denn — schlank wie eine Lilie, blühend wie eine frische Rose, und schön wie ein Engel Gottes, tritt ein Mädchen aus dem Gebüsche hervor und steht sinnend eine Weile vor seinem trunknen Blicke. —

„Schöneres hatte sein Auge nie gesehen. Wie pochte sein Herz, wie bebte es bei dem Gedanken, daß er den Pfeil hätte in dieses Engels Brust bohren können! Je genauer er sie betrachtete, je schöner er sie fand, und je tiefer der Eindruck bei ihm wurde, den ihre Schönheit bewirkte. Er wagte kaum zu athmen, weil er fürchtete, er möge sie verscheuchen.

„Sie hatte eine Weile sinnend gestanden; dann war sie seitwärts gegen den Fuß einer Felswand hinabgestiegen, und begann da einen Haufen bemooster Waldsteine auseinander zu legen. Immer emsiger arbeitete sie mit den schneeweißen, zarten Händen, und plötzlich verschwand sie in der Erde.

„Den Ritter überlief es eiskalt. Wurden die Mährchen seiner Kindheit wahr von schönen Waldgeistern und dergleichen? —

„Er trat rasch aus seinem Verstecke hervor, und schritt dem Mädchen in die Vertiefung nach. Wie erstaunte er aber, als er hier eine viereckte Oeffnung fand, welche zu einem Gange führte, dessen Stufen vor seinem Auge lagen!

„Jetzt dämmerte ihm ein Licht. Hatte sich nicht das Gerücht verbreitet, des Hunoldsteiner's schönes Kind sei durch einen heimlichen Gang entflohen, und halte sich irgendwo verborgen?

„Der Schlüssel war gefunden. Das Räthsel war gelöst. Das war Niemand anders, als Hildegarde von Hunoldstein!

„Aber was that das Mädchen allein hier? — Er antwortete sich wieder: Hier ist des Fluchtgangs Oeffnung, die sie wieder gefunden. Sie will in die Burg. Die liegt in Trümmern, was sie vielleicht in ihrem Verstecke nicht einmal weiß. Wenn der Jungfrau etwas begegnete? Wer sollte sie schützen, retten? Sie ist ja ganz alleine!

„Diese Gedanken ergriffen seine Seele mit einer wahren Todesangst."

„Ohne sich weiter zu besinnen, und ohne weiter über etwas nachzudenken, steigt er in den Gang hinab und folgt der schönen Jungfrau. Einige Zeit steigt er in die Tiefe hinab in einer

Finsterniß, die entsetzenerregend ist; er muß auf Händen und Füßen sich vorwärts arbeiten, bis er nun den Theil erreicht hat, welcher geradeaus führt. Nach einer höchst müheseligen Wanderung, bei der ihm unbegreiflich bleibt, wie ein so zartes Geschöpf sie wagen und überwinden konnte, sieht er endlich in der Ferne einen lichten Punkt. Allmählich wird er größer, und nun fällt ein mattes Tageslicht herein. Er kann nnn aufrecht gehen, und bald tritt er an eine ebenso große Oeffnung, wie droben im Walde, steigt heraus, und erkennt schnell, daß er in dem Thurme der Vögte von Hunoldstein steht, der allein übrig blieb, als sie die Burg ausbrannten. Aber wo ist das Mädchen?

„Er horcht — und hört ein leises, fernes Knistern und Rollen, wie wenn Jemand den Bewurf einer Wand mit großer Vorsicht abmacht. Er horcht noch angestrengter, und ist nun außer Zweifel, daß er sie findet. Leise schleicht er die Stiege hinan, und tritt endlich in die Thür eines kleinen Gemachs, und siehe, da steht sie und arbeitet an einem Steine, den sie aus der Mauer ziehen will, und es doch nicht vermag.

„Der junge Wildgraf machte ein Geräusch durch sein Eintreten. Hildegarde sieht sich um und taumelt mit einem Schrei des Entsetzens zurück, und bedeckt ihre Augen mit den Händen.

„Er sprang herzu und fing sie auf. —

„Erschrecket nur nicht, sagte Conrad sanft, ich bin ein Ritter, und nur die Furcht, es möge euch ein Unheil begegnen, trieb mich an, Euch zu folgen, als ich Euch in den Eingang jenes Fluchtganges treten sah.

„Diese sanften Worte, gesprochen von einer wohllautenden Stimme, flößten Zutrauen in des Mädchens Seele. Sie that die Hände von den Augen, entwand sich seinem Arme und sah ihn forschend an.

„Sie sah in ein schönes, männliches, ihr unbekanntes Antlitz, in ein sanftes, gutmüthiges Auge, und die Ruhe kehrte ihr zurück. Sie fragte: Wer seid Ihr, Herr Ritter?

„Ich bin der Wildgraf Conrad, sagte der Gefragte mit ruhiger Würde. Ihr dürft Euch mir vertrauen!

„O mein Gott! rief mit Entsetzen das Mädchen, und rang die Hände — so bin ich verloren! —

„Habt Ihr je vernommen, daß ein Wildgraf seiner Ritterpflicht vergaß? fragte Wildgraf Conrad, näher tretend, und ihre schöne Hand ergreifend. Hildegarde von Hunoldstein hat nichts zu fürchten.

„Wie, kennt Ihr mich? fragte das Fräulein.

„Dies Gewand verhüllt Euch nicht, und jedes Auge wird sogleich entdecken, daß ein so grobes Kleid euch nicht paßt, nicht immer Euch bekleidete, war des Wildgrafen Antwort. Hildegarde gerieth in eine grenzenlose Verwirrung.

„Habt Vertrauen zu mir, schönes Fräulein! bat der Wildgraf. Was wolltet Ihr hier? Laßt mich Euch helfen. Was der zarten Frauenhand mißlang, wird der meinen leicht zu vollbringen!

„Hildegarde gewann wirklich Zutrauen zu dem edlen jungen Ritter. Wohlan, sagte sie, Ihr sollt Alles wissen!

„Die Kunde ist zu mir in meinem Verstecke gedrungen, mein alter, schwerverwundeter Vater liege siech in Euerm dunkelsten Verließe zu Dhaun —

„So hat man Euch falsch berichtet, fiel ihr der Wildgraf in die Rede; Euer Vater ist geheilt von seinen Wunden und geht frei umher im Burghofe von Dhaun. Zwar ist er noch ein Gefangener — aber —

„Ach, um ihn zu retten, ihn loszukaufen, fiel ihm das Fräulein in die Rede, eilte ich furchtlos hierher; denn dort in der Mauer, wo der weiße Kiesel blinkt, hat der Vater einen Schatz für die Noth verborgen. Ihn wollte ich heben und ihn befreien.

„Des Wildgrafen Auge leuchtete, als sie so ihr Innerstes erschloß. Ich will Euch den Stein lösen, sagte er, damit Eures Herzens Wunsch erfüllt werde.

„Unverzüglich begann er den Stein herauszunehmen, was ganz leicht gelang. Mit noch weniger Mühe ließen sich einige andere herausnehmen, — und bald stand ein eisernes Kästchen bloß. Der Wildgraf hob es heraus und reichte es ihr dar.

„Sie sprach innig ihren Dank aus, und er schlug ihr vor, sie nun nach Dhaun zu geleiten, damit sie ihr schönes Werk kindlicher Liebe vollenden könne.

„Hildegarde besann sich nicht lange und folgte ihm, denn er benahm sich ja so edel und ritterlich!

„Als sie an die Fuhrt von Martinstein kamen, blieb keine andere Wahl, er mußte sie hinüber tragen. Zwar sträubte sie sich heftig, allein es blieb keine andere Zuflucht übrig für sie. —

„Nie hatte der junge Wildgraf wonniger eine Bürde getragen, und wäre es seinen Wünschen nach gegangen, so wäre die Nahe unendlich breit gewesen.

„Unter lieblichem Kosen erreichten sie endlich Dhaun. Wie staunte der alte Wildgraf, als sein Sohn ein so schönes Bauermädchen an der Hand in den Burghof führte, wo er mit dem alten Hunoldsteiner in der Sonne auf einer Steinbank saß. Sein Staunen vermehrte sich aber noch, als Ritter Hunoldstein aufsprang mit dem Ausrufe: Meine Hildegarde! und das Mädchen weinend in des Vaters Arme flog.

„Der Wildgraf Conrad weidete sich an dem Anblick, und auch sein Vater sah nicht ohne Rührung den Erguß kindlicher Liebe.

„Der Wildgraf Conrad erzählte nun sein Abentheuer mit einer Wärme und Innigkeit, daß nicht selten Hildegarde das glühende Antlitz zur Erde senkte. Als er endlich bis dahin gelangt war, daß er den Schatz aus der Mauer des Thurmes gehoben habe, da erst bemerkte er, daß er das Kästlein noch in seiner Hand trug. Er stellte es schnell vor Hildegarden nieder.

„Da ist nun Euer Lösegeld! rief freudig das Fräulein. Nun seid Ihr frei, mein Vater!

„Mit nichten! hob da der junge Wildgraf an; Ritter Hunoldstein, ich weiß ein Lösegeld, das herrlicher ist als blankes Gold, das aber zugleich Euch löst und mich fesselt. Es ist Eurer Tochter Hand. Gebt sie mir zum Weib! Und Ihr, Fräulein, verschmäht meine Liebe nicht. Sie ist noch jung, aber ich glaube fest, sie wird ewiglich dauern!

„Bei dieser Rede lächelten die beiden Väter und sahen sich an. Sie waren aus bitteren Feinden Freunde geworden, und für Hunoldstein konnte kein Freiwerber willkommener sein, als der junge Wildgraf Conrad.

„Hildegarde saß da in einer Gluth, in einer Angst, in einer Verwirrung, daß sie meinte, in die Erde sinken zu müssen, und doch waren es Gefühle wohlthuender Art, die ihre Brust durchwogten. Sie schlang ihre Arme um des Vaters Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Nun, Hildegarde, sprach Hunoldstein, soll ich dem Wildgrafen sagen, du wolltest ins Kloster gehen, oder willst du ihn lieb haben und sein ehelich Gemahl werden mit meinem Segen?

„Sie schwieg und drückte fester ihr Antlitz an seine Brust.

„Als nun aber der Wildgraf Conrad sich zu ihr beugte und um ihre Liebe bat und ihr sagte, wie er sie so herzig lieb habe, da ließ sie ihm gern ihre Hand, und der leise Druck war die Bürgschaft für das Ja am Altar. —

„Und als es Hochzeit gab im Schlosse zu Dhaun, da sprach der alte Wildgraf in heiterer Stimmung zu dem jungen Gatten: Das war wohl das erste Mal, daß ein Wildgraf im eigenen Burghof ein schönes Bauerndirnlein aus Hundsbach freite!

„Und der junge Neuvermählte rief: „Der Thurm der Vögte von Hunoldstein“ sei mir gesegnet! Ich habe in ihm einen Schatz gehoben, der höher ist, als alles Gold der Erde!

„Und er zog das liebliche Wesen an seiner Seite innig an seine Brust.“ —

So erzählte mein Alter aus Merxheim. Der Abendhimmel war glühender geworden. Die grauen und rosenrothen Abendwolken waren in tiefdunkeln Purpur übergegangen. Die Abendglocken von Merxheim, Weiler und Martinstein klangen lieblich in die feierliche Stille des Abends. Ich drückte dem Greise dankbar die Hand und schied von der schönen Stelle; denn mein Weg nach Kirn war noch weit, und die Nacht kommt schnell in den Herbsttagen.

Der

Feldmarschall Blücher

und der

Pfarrer Kretzschmar.

Wer den Pfarrer Kretzschmar in Sulzbach, bei Höchst, gekannt hat, hat einen Ehrenmann gekannt und einen Geistlichen, der seinem Berufe treu vorstand, dessen Andenken noch heute im Segen bei seiner Gemeinde in Sulzbach steht. Viele von denen, die dies lesen, gehören zu denen, von welchen ich geredet, wie aber der ehrenwerthe Landpfarrer mit dem Feldmarschall Blücher zusammenkam, das wissen nicht Viele; ich weiß es aber, und zwar von einem Gewährsmanne, dem ich vertrauen darf, weil er auch ein Ehrenmann ist, und den ich hiermit herzlich grüße, und weil ich's weiß, möcht' ich's auch den Uebrigen erzählen, denn es ist eine köstliche Geschichte.

Als die ersten Kugeln des siebenjährigen Krieges durch die Luft und um preußische und andere Köpfe pfiffen, da war eben ein junger Bursche aus dem Gebiete der Stadt Frankfurt flügge geworden und wollte hinausziehen, um am Quelle der Weisheit sich zu erlaben und recht satt zu trinken, und der war Niemand anders, als der nachmalige Pfarrer Kretzschmar von Sulzbach, der nachmalige Vater eines tüchtigen Frankfurter Arztes.

Kretzschmar war eben recht befunden worden, die Universität zu beziehen, als die gedachten Kugeln ihre absonderliche Melodie pfiffen. Er wollte in Halle an der Saale Theologie studiren und sich ausbilden zu einem rechten Prediger des Wortes Gottes und Seelsorger. Nun war das damals eine schlimme Zeit zum Studiren, da der Krieg mit seinem Kanonenbaß zu brummen anfing und Keiner wußte, wann dies schlimme Liedlein ende. Zudem aber sah auch Keiner in des lieben Gottes Pläne und konnte sagen: Nach sieben blutigen Jahren wird's erst wieder Friede! Nun hätte Einer freilich, wenn er die sieben Jahre

hätte abwarten wollen hinter dem warmen Ofen und bei den Fleischtöpfen Aegypti des Vaterhauses, das kanonische Alter erreicht vor seinem Triennium academicum, und das hätte auch so seine Bedenken gehabt.

Der junge Kretzschmar war gut und gottesfürchtig erzogen. Er hatte guten Muth zu dem, der alle Haare unseres Hauptes gezählt hat, und dachte: du wirst wohl heiler Haut nach Halle kommen! Hätte er freilich ahnen können die sieben Jahre der Dienstbarkeit, er wäre vielleicht nicht so eifrig gewesen, sein Ränzel mit der Eltern kleinem Sparpfennig zu schnallen, und hätte vielleicht es vorgezogen, das kanonische Alter daheim zu erwarten oder auf einer andern Universität sein Traktament Weisheit zu holen. Item, er hatte nun einmal einen mächtigen Zug nach Halle und überwand alle Bedenken, drückte Vater und Mutter und Angehörige ans ehrliche Herz und zog von dannen, Anfangs (wie's allzeit geht) mit schwerem Herzen und leichtem Beutel, dann aber später mit einem Herzen, das noch leichter war, als sein leichter Beutel, und mit fröhlichem Gesange oder Pfeifen, da das Gehen nach dem Takte gar mächtiglich fördert. So lassen wir ihn wandern bis hinein ins schöne, frische, bergige Thüringen; dort aber blicken wir in des Waldes Dickicht, das an der Heerstraße gen Halle lag.

Der König von Preußen brauchte damals Soldaten, und wenn der alte Montecuculi sagte, zum Kriege gehörten drei Dinge, nämlich erstens Geld, und zweitens Geld, und drittens abermals und erst recht Geld, so hat der alte Schnurrbart recht, aber es gehören ebenso gut auch Soldaten dazu, die man freilich damals auch für Geld kriegte, heutzutage aber nicht, wenigstens nicht solche, die viel werth wären.

Der König, der damals freilich noch nicht gerade der „alte Fritz," aber doch derselbe war, der im alten steckte, ließ darum überall werben. Wenn aber diese Werber Einen erwischen und das Handgeld sich selber konnten ausbezahlen, so war ihnen das viel lieber, als anders, und um's so zu lenken, machten sie manchem Muttersohne ein X für ein U.

In jenem Waldesdickicht lagen nun Werber von Schmettau-Dragonern, stämmige Bursche, die sich auf das eben angedeutete Verwechslungsexempel verstanden.

Plötzlich kommt ein Dragoner zu dem Werbecorporal gesprungen und sagt: Herr Corporal, dort hinten kommt Eener uf der Landstraße, der is schon von der Amme für 'nen Schmettauer jewickelt worden! Hab' ich recht geseh'n, so ist's so'n windlipsiger Student oder will's noch werden.

Der Corporal war aufgesprungen und war dem Soldaten gefolgt. Als er den jungen Mann so flink und lustig daherschreiten sah, mit seinem Käpplein keck auf dem Ohre, dem Ziegenhainer in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken, sagte er: Jottfried, du bist die pfiffigste Pommerseele, die jemals einen frischen Häring oder 'ne fette Jänsebrust jejessen hat! Druff, Junge! Deß jibt en Schmettauer, wie sie nicht Alle seind!

Derweile war unser guter Kretzschmar ahnungslos in den dichten Wald hineingetreten und sah sich plötzlich von Schmettau-Dragonern umgeben, die ihm fröhlich zuriefen: Er solle Soldat und in ihrem schönen Regimente Dragoner werden; das sei köstlich und es solle ihn gewiß nicht reuen, und dergleichen.

Kretzschmar versuchte es, ihren Irrthum gutmüthig aufzuklären und zu berichtigen, aber das war eine vergebliche Arbeit. Sie zogen ihn fort in den Wald, warfen ihn auf ein Pferd und, hast du nicht geseh'n! ging's von dannen.

Das war ein Strich durch die Rechnung, der auch Einem hätte confus machen können, der das kanonische Alter gehabt hätte und noch mehr dazu. Wer wollte dem achtzehnjährigen Bürschlein verargen, daß er anfänglich tief erschüttert, ja fast ganz trostlos war. Indessen war er eine von den Naturen, die schnell wieder ins rechte Fahrwasser kommen, das heißt, die rechte Fährte aufthun und ihr folgen.

Er sah ein, daß da auch kein Jotachen zu ändern war, und dachte: Wer weiß, was Gottes Wille ist? Ueberdies sah er auch, daß in dem Punkte nicht viel gespaßt wurde und Fünf und

zwanzig unfreiwillig zu fassen, war just seine Liebhaberei nicht, worin er denn noch viele Gleichdenkende finden dürfte, zumal Corporalstöcke ihr Eigenthümliches haben sollen. Er wurde daher ohne Weiteres zum Regimente gebracht, eingekleidet und einexercirt und war eine Pracht von einem Schmettauer und die Prophezeihung des Werbecorporals im Thüringerwalde traf bis aufs Tippchen auf dem I ein. Was ihn aber am tiefsten schmerzte, war das, daß er nun dem heiligen Drange nach höherem Erkennen Valet geben mußte und eine Vorbereitungsschule zu Kanzel und Seelsorge antrat, die damit nicht recht klappen wollte, auch bis dahin als ungeeignet, nicht eingeführt gewesen war.

Seine Offiziere, denen ohnehin der nette, saubere, hübsche Mensch gefiel, merkten bald, daß er eine gute Erziehung genossen, und Kenntnisse habe, wie sie im Rocke eines Schmettau-Dragoners nicht herkömmlich seien. Ließen sie sich einmal herab, per Er mit ihm zu verkehren, da ihnen denn doch das Du im Halse stecken blieb, so sahen sie bald, daß dem andere Flügel gewachsen waren. Zudem war seine Aufführung so trefflich, daß sich nicht Alle im Regimente mit ihm messen konnten. Da blieb's denn nicht lange aus, daß er Unteroffizier wurde, und als einmal der Tanz im Schlachtendampfe losging und Kretzschmar bewies, daß auch hier Kopf und Herz am rechten Flecke saßen, da rückte er dann fast ebenso schnell zum Wachtmeister auf, in welcher Stellung dann sein Avancement ins Stocken gerieth, aber auf eine Weise, die auch wieder nicht die gewöhnliche war, denn die kennen die betroffenen Herren und alle — Welt.

So hat denn Kretzschmar alle Schlachten des siebenjährigen Krieges mitgeschlagen und in rechten Ehren. Das Dragoner-Regiment von Schmettau wurde oft und viel mit Ehren genannt und seine Reihen waren oft recht lücke geworden nach heißen Affairen, wie sie jener Krieg so häufig hatte. Wenn aber eine Schlacht geschlagen wurde, oder wenn es galt, einmal hier und da einen tapfern Handstreich auszuführen, ein Piket aufzuheben oder dergleichen, dann war, wie im Schlachtgewühle, so auf den

Parteigängerwegen der Wachtmeister Kretzschmar allemal Nummer I. Die Offiziere hielten ihn werth und die Soldaten hatten ihn lieb; aber zum Werben gab er sich nie her; darin hatte er ein Härchen gefunden aus eigner Leibeserfahrung.

Von seiner persönlichen Tapferkeit muß ich nun eine köstliche Probe geben, die uns der Ueberschrift der Geschichte näher bringt. Bei dem Obristen der Schmettau-Dragoner, von Belling, befand sich damals, nämlich gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, der Lieutenant von Blücher als Adjutant. Der war freilich Husar seines Zeichens, aber er war eben entweder zu Obrist von Belling commandirt, oder dieser hatte ihn aus besonderen Verhältnissen zu sich gezogen — ich weiß das selber nicht genau, aber es ist eine ausgemachte, feststehende Thatsache, daß er von Belling's Adjutant war.

Für hinter den Ofen zu setzen war der Blücher nicht; auch nicht für das Schreiberhandwerk. Wo's puffte und knallte, wo ein Reitergefecht war oder ein rascher Angriff, da war er dabei und seine Nase war allzeit vorn dran. Was eben ein Dörndchen werden will, das spitzt sich früh.

Einmal, wo's auch wieder eine rechte Handthierung gab und das Blut floß, wie Bächlein in den Wiesen, sah der Wachtmeister Kretzschmar von Schmettau-Dragonern, daß vier Panduren hinter dem Lieutenant und Adjutanten von Blücher drein sind und er sich ihrer kaum erwehren kann; daß endlich sein wundes Pferd stürzt, und nun die vier Panduren recht dran wollen, ihm den Garaus zu machen und seine Erbschaft ohne Testament anzutreten; da denkt der Kretzschmar: Wartet nur, Ihr sollt doch Eure Rechnung diesmal vor dem Wirthe gemacht haben! Und wie der Blitz ist er hinter ihnen. Seine Pistolen strecken zwei zu Boden und auf die anderen beiden dringt er von hinten her ein, und die, wähnend, er sei doch nicht allein, machen sich aus dem Staube. Nicht trauend, daß sie etwa wieder kämen, zog nun Kretschmar den Lieutenant von Blücher unter seinem Pferde hervor, das ihm auf dem einen Beine lag, hob ihn zu sich aufs Pferd und jagte mit ihm zum ziemlich

entfernten Regimente. Da hätten, ohne den Kretzschmar, die Franzosen lange warten können, bis der Blücher als Sieger Anno 14 in Paris eingezogen wäre, und Anno 15 noch einmal. Ja, ohne ihn hätte der treffliche Friedrich Wilhelm der Dritte es bleiben gelassen, den Blücher zum Feldmarschall und Fürsten von Wahlstadt zu machen. Die Panduren wollten ihm fürs Einziehen in Paris und für den Feldmarschallstab schon thun. Da wär's ihm, mit nur etwas veränderten Umständen, gegangen, wie — dem Wachtmeister Kretzschmar, der auch Theologe werden sollte und die Werber machten ihn zum Schmettau-Dragoner. Es ist indessen sicherlich wahr, wenn's dort über den Sternen geschrieben steht, daß Einer in Paris einziehen und Feldmarschall werden soll, so hauen ihn keine Panduren in die Pfanne und ist zu rechter Zeit ein tapferer Wachtmeister Kretzschmar da — und wenn Einer zu einem tüchtigen Pfarrer ausersehen ist, und einen innern, heiligen Beruf dazu hat, so kann auch eine Schmettau-Dragoneruniform nicht hemmend in den Weg treten und wär's selbst die eines Wachtmeisters.

Blücher's Dankbarkeit war sehr groß, denn er wußte, was hätte geschehen müssen, wenn der Wachtmeister nicht ihm zu Hilfe gekommen wäre; das Anerkenntniß des Obristen von Belling fehlte auch nicht, und in der ganzen Armee machte Kretzschmar's That ein ungeheures Aufsehen. Seine Beförderung zum Offizier war ausgemacht, hätte nicht, in der Furcht, es werde ihm dann schwerer, sich nach dem Frieden zurückzuziehen, Kretzschmar selber mit dürren Worten dafür sich bedankt. Vor seiner Seele stand nur Ein Gedanke mit siegender Kraft, und das war kein anderer, als der: nach dem Frieden seinen Abschied zu begehren, nach Halle zu gehen und mit desto größerem Eifer das Studium der Gottesgelahrtheit zu beginnen. Das hatte als Höchstes seiner Seele vorgeschwebt seit seinen Kindertagen und das blieb noch jetzt sein Ideal, dem er sich nicht so leicht nähern zu können glaubte, wenn er die Offiziersuniform seines Regimentes trüge. Viele waren unwillig, daß er Das von sich gewiesen, was Tausende als das höchste Glück erstrebten. Ohne gewichtige und heilsame Folgen sollte das Ereigniß jedoch für unsern braven Wachtmeister nicht bleiben.

Eines Tags, und es war nicht ferne von der Zeit des Friedensschlusses, was man jedoch damals im Heere noch nicht mit Bestimmtheit wußte, kam der edle Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrich's des Großen, oder, wie ihn unser liebes Volk in allen Gauen lieber nennt: „des alten Fritz" in die Nähe der Orte, wo das Regiment von Schmettau sich befand, und ließ es die Revue passiren. Als dies geschehen war, ließ er dem Obristen von Belling sagen, er solle ihm den Wachtmeister Kretzschmar schicken.

Kretzschmar empfing die Ordre und eilte, sich dem edeln, vielgeliebten Prinzen vorzustellen. Heute, sagte er zu sich selbst, gibt's vielleicht eine Gelegenheit zu reden. Möge Gott mich kräftigen und des Prinzen Herz mir aufthun!

Dies Gebet wurde erhört. Des Prinzen Herz war aufgethan — aber eigentlich zu sagen, war das niemals recht zu. Mit einer Freundlichkeit, die des Wachtmeisters ganze Seele gefangen nahm, redete ihn der Prinz an, lobte seine Tapferkeit, seinen Edelmuth, bewiesen bei Blücher's Rettung und mancher andern Gelegenheit, und erkundigte sich dann nach seinen früheren Lebensumständen.

Kretzschmar hatte als Soldat gelernt, wie wichtig es sei, den rechten Augenblick rasch, kräftig und entschieden zu benützen. Jetzt gilt's! dachte er. Wer weiß, ob dir je wieder eine solche Gelegenheit wird! Und er faßte sich ein Herz und begann in aller Bescheidenheit, aber auch mit unverhaltener Offenheit und ungeschminkter Wahrheit, dem Prinzen zu sagen, wie er vor mehr denn sechs vollen Jahren in der Absicht, ein rechter Diener am Worte des Herrn zu werden, gen Halle gewandert sei; wie aber dann die Werber ihn überfallen, ihn gewaltsam fortgeschleppt und seinem theuern Beruf entrissen hätten; wie er seitdem alle Schlachten des Krieges getreulich mitgefochten, aber immer die Sehnsucht im Herzen gehegt habe, zu diesem heiligen Berufe zurückzukehren, weil er mit Gottes Hilfe hoffe, das Versäumte nachzuholen. So wolle er dann den hochherzigen Prinzen bitten, in Gnaden für ihn zu sorgen, daß er seinen Abschied empfange, wenn es thunlich sei.

Der Prinz hörte ihm mit großer Theilnahme zu. Ihm gefiel dies, selbst durch das rauhe Kriegsleben nicht unterdrückte höhere und edlere Streben. Das ganze männlich feste und doch so bescheidene Auftreten des so gewaltsam aus seinem Berufe herausgerissenen jungen Mannes machte auf den Prinzen einen ersichtlich wohlthuenden Eindruck.

Der Prinz reichte ihm in seiner Milde und Freundlichkeit die Hand, belobte seine Tapferkeit und die Treue, welche er seinem Lieblingsberuf erhalten, und sagte ihm dann, der Friede sei nahe seinem Abschluß; er werde seine Verabschiedung so bald als möglich zu bewirken suchen, aber er gebe ihm sein prinzliches Wort, daß er ihm für die Mittel sorgen werde, sein so innig ersehntes Studium vollenden zu können.

Himmel! Wie durchzuckte die Freude die Seele des wackern Wachtmeisters, in dem der wackere Pfarrer noch so unverkümmert und unverdorben vom Pulverdampfe steckte! Wie hat ihm das Herz in der Brust gepoppelt und wie mögen seine Augen geglänzt haben! Aber wie dankbar hat er auch hinaufgeblickt zu Dem, der die Herzen der Fürsten lenkt wie Wasserbäche.

Nun ist vielleicht Mancher, der's macht, wie heutzutage Viele, die an etwas Rechtes und Aechtes nicht mehr glauben wollen, und denken bei sich: Ja, wart' ein Bischen! Du guter Wachtmeister bist arg blamirt mit deinem Vertrauen! So ein Herr redet viel, wenn die Tage lang sind; dreht er sich aber dreimal herum, so ist das Alles rein vergessen!

Gottlob, daß ich, vollkommen der Wahrheit gemäß, sagen kann: Diesmal hast du Dalk (wie die Tiroler sagen) fehl und neben die Scheibe geschossen! Prinz Heinrich hat's nicht vergessen, sondern der Friede war nicht sobald geschlossen, so ließ eines Tages der Obrist von Belling den Wachtmeister Kretzschmar zu sich bescheiden und händigte ihm mit den Worten, daß er einen so braven Mann nur sehr ungerne verliere, seinen förmlichen ehrenvollen Abschied ein und — ein Röllchen dazu, darin Füchse waren, die den Californischen aufs Haar ähnlich waren und die man

damals wie heute Dukaten nennt, und ihrer genug, um mit einem noch leichtern Herzen nach Halle gehen zu können, als sieben Jahre früher.

Da hat er voll Freude dem edeln Prinzen und dem lieben Gott gedankt und hat nicht mehr lange Federlesens bei Schmettau-Dragonern gemacht.

So hätte denn unser Student das kanonische Alter vollkommen erreicht gehabt, und wäre, wenn er damals daheim geblieben wäre, gerade so weit gekommen; aber es sollte einmal nach Gottes Willen also sein, und unser in einer gar reichen Lebensschule gereifter Kretzschmar zog fröhlich in das Thor von Halle ein und fingen ihn diesmal keine Werber auf.

Bei einem so festen, frommen Willen, wie ihn Kretzschmar hatte, und bei so tüchtigen Kräften und Gaben konnte es nicht fehlen, daß er das Versäumte bald nachholte und das auffrischte, was er in den Stürmen des wechselvollen Kriegslebens vergessen hatte. Sein treuer Fleiß überwand alle Hindernisse und Schwierigkeiten, und sein tadelloses Betragen zeigte es klar, daß der edle Prinz Heinrich seine Wohlthat nicht weggeworfen hatte.

Nach beendigtem Studium kehrte er heim, machte ein vorzügliches Examen und empfing die Pfarrei Sulzbach, auf welcher er lange Jahre in Treue und Segen für das Reich Gottes wirkte; aber er leistete auch durch seinen persönlichen Muth und seine militärische Sachkenntniß in den Zeiten der französischen und spätern Napoleonischen Kriegsstürme seiner Gemeinde manchen ersprießlichen Dienst in weltlichen Dingen, den sie hoch anschlug.

So hätt' ich meinen lieben Lesern denn einmal nachgewiesen, wie Kretzschmar und Blücher zusammen kamen; allein die Ueberschrift lautet: der Feldmarschall Blücher und der Pfarrer Kretzschmar, und das waren beide damals, als Kretzschmar die Panduren traf und Blüchern rettete, noch nicht. Das weist also auf noch etwas Anderes hin und das will ich so wenig schuldig bleiben, wie das Erste.

Welche Führungen und Fügungen lagen zwischen jener Stunde

und der Anno 1813, als des Himmels wunderbare Leitung beide wieder unvermuthet zu einander brachte!

Wie gesagt, es war Anno 1813. Kretzschmar war ein Greis geworden, dem des Alters Schnee auf dem Haupte lag, und der Feldmarschall Vorwärts, der Fürst Blücher von Wahlstadt, hatte, als er in Höchst am Main in dem Bolongaro'schen Hause saß, auch einen schneeweißen Schnurrbart und einen greisen Kopf und die Jugendtage lagen auch weit hinter ihm, so weit wie hinter dem ehrwürdigen Pfarrherrn zu Sulzbach. Blücher wußte nicht, wie nahe ihm sein einstiger Lebensretter war, und diesem fiel's nicht von fern ein, jenen glücklichen Handstreich jetzt aufzuwärmen und sich geltend zu machen.

Der Feldmarrschall saß im Bolongaro'schen Hause zu Höchst, und um ihn seine Kriegshauptleute aller Art, und die Preußen und Russen, welche bestimmt waren, am 1. Januar 1814 bei Caub am Rhein hinüber aufs linke, damals leider noch französische Ufer zu gehen, rückten massig heran und legten sich dick wie Schneeflocken.

Da geschah es denn, daß so ein Pulk Kosacken, die bekanntlich an den Fingern hin und wieder ein Glied mehr haben, als andere ehrliche Leute, welches man damals das „Mause-Glied" nannte, nach Sulzbach kam und dort zu wirthschaften anfing, als sei das Nassauerland Feindesland. Höflich und zart waren die bärtigen Bursche nicht, und der dies schreibt, hat sie auch nicht aus der Beschreibung, sondern vom Augenschein kennen gelernt, und weiß ganz genau, daß das wahr ist. So kamen sie denn mit den Bauern tüchtig aneinander; aber die Sulzbacher vermochten nichts gegen die Menge des asiatischen Volkes. Vergeblich legte sich der kräftige Pfarrer Kretzschmar in den Riß, wie man zu sagen pflegt. Die Geschichte wurde mit jeder Minute ärger, und Kretzschmar sah endlich ein, daß nichts übrig blieb, als Hilfe in dieser stets wachsenden Noth bei dem Feldmarschall im Hauptquartier selbst zu suchen. Ohne Zaudern warf sich der rüstige alte Mann auf ein Pferd und jagte spornstreichs nach Höchst.

Kretzschmar dachte nicht vom Entferntesten daran, irgendwie

zu sagen, wer er sei und was er einmal da und da dem Feldmarschall gethan, sondern er wollte nur die Gewaltthätigkeiten der Kosacken zu den Ohren des Oberfeldherrn bringen und für seine liebe Gemeinde Abhilfe begehren.

Damals brauchte man nicht zu fragen: Wo ist der Feldmarschall? Man durfte nur dem ab- und zufluthenden Strome der Offiziere jeden Grades folgen, so kam man sicher in das Vorzimmer des alten Helden.

Gerade so machte es auch Kretzschmar. Im Vorzimmer redete er einen der diensttuenden Adjutanten an, nannte ihm seinen Namen und Wohnort und erzählte ihm die schmählichen Streiche der Kosacken. Er bat ihn, ihm eine Audienz bei Seiner Excellenz zu erwirken.

Der Adjutant geht nun schnell hinein und läßt hinter sich die Thüre halb offen, an der ganz nahe Kretzschmar steht. Er hört, wie der Adjutant seine Bitte vorträgt, aber auch, wie Blücher, zornig über die Störung, ausruft: Sagen Sie dem Pastor, er solle zum — gehen und mich mit solchen Lappalien nicht behelligen!

Das war so eine rechte Husarenweise und des Alten Art, wenn er durch irgend eine häufiger vorkommende Beschwerde über zu starke Belastung mit Einquartierung oder dergleichen behelligt wurde.

Kretzschmar, von der Noth seiner Gemeinde und der heiligen Gerechtigkeit seines Begehrens erfüllt, hört es für eine Lappalie erklären und sich zum — Kuckuck weisen. Das ging ihm denn doch an das Leben und — er war ein Mann, dem wohl leicht, wie man zu sagen pflegt, der Topf überlief und die Laus über die Leber, — jetzt wallte sein Zorn gluthig auf. Ohne den Adjutanten abzuwarten, purrte er fort, die Stiegen hinab und zum Hause hinaus. Nahe dabei stand, wie noch heute, ein Wirthshaus. Dorthin stürmte er, rief dem Wirthe: Geben Sie mir Tinte, Papier und Federn! und setzte sich in vollster Aufwallung an einen Tisch.

Nun will ich Dir's auch sagen, rund und dick vor den Kopf! brummte der hitzige Alte in den Bart.

Der Wirth brachte das Verlangte und Kretzschmar setzte sich dran und schrieb etwa Folgendes:

„Excellenz!

„Vor so und so viel Jahren hab' ich Sie da und da, als ich noch Wachtmeister bei Schmettau-Dragonern war, aus den Händen der Panduren gerettet. Heute, wo ein Pulk Kosacken in meiner Pfarrgemeinde schlimmer hausen, als Kroaten und Panduren, komme ich zu Eurer Excellenz und bitte um Hilfe für meine arme Gemeinde, die sich nicht mehr zu helfen weiß, und Sie schicken mich zum —! Ist das vergolten? Ich bitte nochmals und erwarte als einen Gegendienst von Eurer Excellenz, daß Sie meine armen Bauern aus den Händen der Kosacken retten!

Kretzschmar."

Als der Brief geschrieben war, legt ihn ruhiger der ehrwürdige Greis zusammen, siegelt ihn, schreibt die Adresse und gibt ihn dem Aufwärter mit der Weisung, ihn dem langen Adjutanten im Vorzimmer zu geben mit der Bitte um augenblickliche Abgabe an den Feldmarschall.

Als der Bote nun mit dem Briefe fort war, zieht, ruhig den Erfolg abwartend, Kretzschmar seine Pfeife heraus, stopft sie und zündet sie an. Aber kaum hat er zwei, drei behagliche Züge gethan, so stürzt schon, ehe der Aufwärter noch zurück ist, der Adjutant herein und sagt: Er habe Befehl, den Herrn Pfarrer sogleich zu Seiner Excellenz, dem Herrn Feldmarschall, zu führen.

Lächelnd übergibt der Pfarrer dem Wirthe seine Pfeife zum Aufheben, steht auf und folgt dem Adjutanten durch das Gedränge im Vorzimmer zum Kabinete des Feldherrn, das, wenn auch geräumig, doch jetzt durch die Menge hoher Offiziere zum Erdrücken voll war.

Kaum wurde Blücher Kretzschmar's ansichtig, als er ihn trotz der Macht der Jahre wiedererkennt, aufspringt, ihm entgegeneilt und vor den vielen hohen Herren ihm um den Hals fällt.

Ja, ja! ruft er aus, ich erkenne dich wieder, Kamerad, du

bist mein Lebensretter Kretzschmar! Und dann faßt er ihn bei der Hand und führt ihn mitten vor den Halbkreis von Generalen, Obristen und Offizieren von allen Graden in der Armee und stellt ihn vor: Sehen Sie, meine Herren, hier den Mann, der mir das Leben gerettet hat! Und nun erzählt er mit einer höchst seltenen Kraft des Gedächtnisses jeden Einzelumstand jenes Ereignisses, und wie ihn Kretzschmar damals aus den Panduren herausgehauen, deren Hieben er keine Minute länger mehr habe Widerstand leisten können.

Weißt du aber auch, sagte er dann zu Kretzschmar, der in tiefer Rührung neben ihm stand, wie es in deinem Sulzbach steht? Es ist ein Adjutant hingeflogen und ich stehe dir dafür, daß jetzt schon kein Kosacke mehr in Sulzbach ist. Hoffentlich bist du so mit mir zufrieden?

Kretzschmar dankte innig und herzlich und wollte sich beurlauben, aber Blücher hielt ihn fest. Nein! rief er aus, so schnell geht das nicht! Heute bist du mein Gast!

Da konnte nicht widersprochen werden. Er mußte gehorchen und bleiben. Blücher schien nur Augen und Ohren für ihn zu haben. Mit all der glänzenden Generalität redet er nun kein Wort mehr. Kretzschmar muß ihm seine Lebensgeschicke seit seinem Abschied erzählen.

Endlich wird zur Tafel geläutet.

Kretzschmar wird von Blücher in den Speisesaal geleitet und muß sich dort an seine Seite setzen und tüchtig essen und trinken, und das Kostbarste legt ihm Blücher selbst vor und schenkt unaufhörlich vom herrlichsten Weine seinen Becher voll.

Kretzschmar war fast von seinem Gefühl überwältigt, als ihm Blücher um den Hals fiel, und er mußte sich gewaltig zusammennehmen, daß es ihn nicht übermannte.

Allmählich erst gelingt es, das Gespräch an der Tafel zu einem allgemeinen zu machen und auch die anderen zahlreichen Gäste hineinzuziehen.

Blücher kam dabei oft wieder auf Scenen des siebenjährigen

Krieges zurück, wobei auch die Schmettau-Dragoner thätig gewesen waren, und innig freute es ihn, wenn er seines Retters Auge im Feuer solcher Erinnerung lebhafter glühen sah.

Endlich war die Tafel zu Ende.

Kretzschmar dankte warm und innig dem Feldmarschall, dieser aber sagte lachend: Vergib, mein lieber Lebensretter, wohin ich dich, ohne dich zu kennen, habe schicken wollen. Ich bin unendlich glücklich, daß ich dir einen so kleinen leichten Dienst habe leisten können, der doch nicht im Entferntesten des Nennens werth ist gegen den, welchen du mir geleistet. Darauf umarmte er ihn nochmals, wünschte ihm Alles, was gut und heilbringend war, und Kretzschmar eilte voll tiefer Eindrücke heim, nach Sulzbach, wo ihn seine dankbare Gemeinde erwartete und im Triumphe zu seinem Hause führte. Der Andere aber ging am 1. Januar 1814 bei Caub glücklich über den Rhein, schlug noch manche Schlacht auf des Feindeslands Boden und flocht sich den Lorbeer der Eroberung von Paris um das Greisenhaupt. Und als 1815 der Friedensstörer noch einmal kam, und der alte Held bei Waterloo siegen half, da hätte er fast noch einmal seines Retters Kretzschmar bedurft.

Beide sind nun längst hinüber.

Mein Wort ist gelöst, Blücher, der Feldmarschall, und Kretzschmar, der Landpfarrer, sind noch einmal in Höchst zusammengetroffen. Und wenn der alte, ehrwürdige Kretzschmar zu Sulzbach am Ofen saß im weichen Sessel und seine Pfeife schmauchte, dann pflegte er den Seinen die Abentheuer seiner Pilgerfahrt zu erzählen; aber bei keinem Ereignisse weilte er mit größerer Liebe, keines erzählte er mit größerm Vergnügen und ausführlicher, als das, welches ich hier nach der Mittheilung eines glaubwürdigen Mannes erzählt habe, der es selbst noch aus Kretzschmar's Munde vernommen hatte, und mehr als einmal.

Q u i n t i n.

Eine Erzählung.

I.

In die Werkstätte des Waffenschmieds Messjis zu Mastricht trat am Morgen des Tages Sanct Katharinä ein reich gekleideter Cavalier mit dem Comthurkreuze des Johanniterordens geschmückt. Ein freundliches Lächeln flog über den tiefen Ernst und die Hoheit des männlich schönen Gesichts, als er den Meister grüßte, der im Feierkleide dastand und die blinkenden Waffen mit wohlgefälligen Blicken musterte. Der Meister zog schnell die Sammtkappe vom grauen Schädel und verbeugte sich demüthig vor dem hohen Fremdlinge.

„Man hat mir Eure Waffen sehr gerühmt, Meister!“ sprach jetzt, einen prüfenden Blick umherwerfend, der Cavalier, „und ich bin selbst hierher gegangen, um mich davon zu überzeugen und — so es also ist, vielleicht ein Kunde von Euch zu werden.“

„Wollet Euch selbst überzeugen, edler Herr!“ erwiederte Messjis; „denn Euer Kennerblick wird bald auch ohne meine Lobpreisung finden, ob meine Arbeit des Ruhmes werth ist, den man ihr zollt.“

„Recht so,“ sprach der Comthur, „das Werk muß den Meister loben und nicht der Meister das Werk!“ —

Er ging an den Wänden umher, blieb bald hier bald da stehen und wandte sich dann schnell zum Meister mit den Worten: „Schade, daß ich an Euren wohl gearbeiteten Degen das vermisse, was man an den Damascenerklingen mit Recht rühmt — — —“

„Mit Gunst, edler Herr!“ sprach einfallend ein Jüngling, der eben erst hereingetreten war, und nun im Schmucke männlicher

Schönheit, mit einem offenen, treuherzigen Blick aus den großen blauen Augen, sich neigend vor dem Comthure stand, „ich will Euch einen Degen zeigen, dessen Klinge gewiß einer Damascenerklinge an Härte, Schärfe und Schönheit nichts nachgibt.“

Des Comthur's Blicke maßen den Jüngling, der an riesiger Größe und wohlgestaltetem Körper weit ihn selbst übertraf; und seine Stirne legte sich in Falten.

„Dein keckes Versprechen, wenn's nicht aus Jugendeitelkeit herrührt, die dir übel anstünde,“ erwiederte der Comthur, „fordert mich auf, dich beim Worte zu halten.“

„Es sei!“ rief jener lächelnd und entfernte sich mit einer anständigen Verbeugung.

„Der junge Mensch hat viel Selbstvertrauen,“ hob der Comthur an, sich zu Messjis wendend; „ich mag es wohl leiden, wenn's nur nicht in Uebermuth ausartet, dem es so nahe steht.“

„Verzeiht ihm, edler Herr!“ bat Messjis, „er ist nicht stolz, und ich bin der Meinung, daß er Euch Wort halten wird, denn der Junge steht in seiner Kunst, ich muß das selbst bekennen, weit über seinem Vater.“

„Das macht ihm keine Unehre, so wenig als dies Bekenntniß dem Vater selbst, der Ihr wohl seid, wenn ich meinen Augen trauen kann?“ versetzte der Comthur.

„Ja!“ sprach der Meister. „Nur will es mir nicht gefallen, daß Quintin so eigentlich keine Freude am Handwerke hat; und doch zeichnet er so schönes Blattwerk und so wunderliche und doch schöne Gestalten zur Verzierung der Waffen, daß wohl sicherlich dereinst aus ihm ein Waffenschmied werden wird, wie ihn die alte Stadt Augsburg und das weit berühmte Städtlein Solingen nicht wohl wird aufweisen können.“

Indem trat Quintin mit freundlicher Miene herein, in seiner Hand einen langen Degen tragend, dessen schön gearbeitete Scheide und zierlicher Griff dem Comthur in die Augen leuchteten. Rasch flog die lange bis in die Spitze hinaus blaue Klinge heraus und mit zierlichem Anstande reichte sie Quintin dem Comthur.

Dieser prüfte sie wohl. Der Stahl bog sich zum Ringe. „Erlaubt einen Augenblick,“ sprach Quintin, den Degen fassend, und führte einen kräftigen Streich auf eine Stahlstange, die in der Ecke stand. „Wollt Euch überzeugen von der Güte der Klinge,“ versetzte er, die Stahlstange aufhebend, als sei es ein Strohhalm, und sie dem Comthur hinhaltend. Eine tiefe Scharte war in der Stange und die Klinge unverletzt.

Mit Wohlgefallen hob der Comthur die Klinge auf und las die mit Silber eingelegten Worte: Deo Gloria, mihi Victoria! „Ist dieses Schwert deine Arbeit?“ wendete er sich fragend zu Quintin. Dieser neigte sich erröthend.

„Nun,“ fuhr der Comthur fort, „dann hast du redlich dein Wort gehalten, und zum Beweise, daß es meine Ueberzeugung ist, will ich es dir abkaufen.“

Obgleich Quintin ungern das Schwert hingab; so ließ doch der Comthur nicht nach, bis er's ihm überließ.

„Was wolltest du auch damit beginnen,“ fragte er, „da du doch deine Kunst übst und nicht den Waffendienst?“ —

Quintin zuckte die Achseln. „Je nun,“ versetzte er, „es könnten Zeiten kommen, wo auch der Bürger ein Schwert braucht, und dann hätte ich gerne diese Klinge geführt.“

Der Comthur klopfte ihm auf die Schulter. „Dein Sinn gefällt mir; aber Gott und die heilige Jungfrau mögen unser armes Holland vor solchen Zeiten des Bürgerkrieges bewahren und schützen ewiglich!“

„Amen!“ sprach der Vater.

„Du kann einst ein guter Meister werden,“ hob der Comthur wieder an, denn du hast viel voraus vor anderen deines Gewerbes und deine sechszehn Jahre lassen dir eine schöne Bahn offen.“

„Ich bin schon Siebzehn alt,“ fiel Quintin ein.

„Aber,“ fuhr der Comthur fort, als habe er Quintin's Rede nicht gehört, „eins thut dir Noth. Du mußt die Welt sehen und anderer Meister Kunst. Drum wandere, und einst wirst du dann als Meister heimkehren und deines alten Vaters letzte Stunden

werden dann durch des Sohnes Kunst und Fleiß wahre Feierstunden des Lebens und der Arbeit sein."

„Das war längst meines Herzens Wunsch!" seufzte Quintin, den Vater bittend ansehend.

„Nun denn," fuhr der Comthur fort, „so will ich dir einen Meister nennen, dessen Kunst weit berühmt ist. So gehe nach Antwerpen zu Meister Jan, dem Waffenschmied, und du wirst finden, wie ich dir sage."

Mit diesen Worten entfernte sich, wohlwollend dem Jüngling die Hand reichend, und den Vater, der in tiefen Gedanken dastand, grüßend, der Comthur.

„Hebe dich weg von mir, du Versucher!" sprach der Vater murmelnd vor sich hin, „du willst dem morschen Gebäude auch die letzte Stütze rauben, daß es in Trümmer falle!"

Zwei Monate später läuteten die Glocken der Sanct Andreaskirche dumpf und schaurig und ein langer, schwarzer Leichenzug bewegte sich die Straße herauf, den Ort des Friedens und der Ruhe zu suchen für den müden Schläfer, den sie trugen. Es war Quintin's Vater.

Des Alters Entkräftung und der Kummer durch unglückliche Speculationen und Betrügereien, an die der Biedere nicht geglaubt und darum Jedem auf seine glatte Zunge getraut hatte, brachen seine Kräfte und sein Herz. Quintin war nun eine Waise, ohne Stütze. Als Fremdling war sein Vater eingewandert, arm und hilflos, nur auf seinen Muth, seine Selbstbeherrschung, seine Kunst vertrauend — so stand Quintin wieder da; denn die unbarmherzigen Gläubiger seines Vaters nahmen ihm Alles, bis auf das Wamms, das er trug. In dem Hause, das nicht mehr sein war, stand der Jüngling am Tage der Bestattung seines Vaters und der gewaltige Schmerz wollte ihm die Brust sprengen und den Athem nehmen, nach dem er mit Anstrengung kämpfte. Aber keine erleichternde Thräne rieselte über seine Wange. Der ungeheure Schmerz hatte seine Augen ausgetrocknet.

„Ach!" rief er, „meines Bleibens ist nicht mehr hier, in

diesen Mauern, in denen ich die glücklichsten Stunden meines armen Lebens harmlos dahinlebte! Der letzte Trost, da zu bleiben, wo die süßen Schauer der Erinnerung meine Seele umwehen, ist mir geraubt. Was beginnen? wohin mich wenden?“

Hast du nicht deine Kunst und deines Vaters Segen? sprach es leise in seinem Innern. Willst du in kindischem Kleinmuth verzagen, weil man dir Alles nahm, — dich hast du noch, dich selbst hast du noch nicht verloren. —

Das richtete ihn empor unter der Last seines Schicksals.

Er band das einzige Hemd, was ihm noch geblieben, in sein Tuch, griff mit brechendem Herzen nach dem Wanderstabe seines Vaters, und trat aus der Stube. Da überwältigte ihn der Schmerz. Er lehnte sich an die Wand und Thränen rollten über seine Wangen.

In diesem Moment trat der Jude Heyum in das leere Haus und grinzte mit giftigem Hohne den weinenden Jüngling an. Ihm war das Haus.

„Nu? as Ihr noch do seid?“ fragte er. „As Ihr mit de Thränercher nit auslöscht des Oblikaziönche, wos ich heb schwarz uf weiß! So Ihr nit geht schnell, so muß ich gebrauche mei Hausrecht!“

Armer Jüngling! wie mußte des teuflischen Juden Hohn deine weiche Seele zerreißen!

Ohne den Juden einer Antwort und eines Blickes zu würdigen, ermannte sich Quintin, hauchte in das Tuch, drückte es schnell auf die Augen und trat ungewissen Schrittes aus dem Hause. Und ohne daß Jemand sich um ihn kümmerte, wankte er zum Thore hinaus, in sich hineinklagend: Das ist der Fluch der Armuth, daß sie Niemand kennen will, und selbst der Hohn des Unmenschen sie ungestraft treffen darf!

II.

Im Westen sank eben die Sonne hinab und säumte gluthig den Horizont. Goldene Abendwölkchen zogen am Himmel hin und ein lauer Wind wehte eine angenehme Kühle. Antwerpens Thürme standen vergoldet im Aether. Weiße Segel schaukelten auf den schimmernden, von der Abendsonne vergoldeten Wogen der Schelde, und majestätisch lagen im Hafen die Kolosse, die dem Handel der Stadt die Reichthümer ferner Gegenden zuführten, mit flatternden Wimpeln geschmückt von den Farben aller Nationen. Zwischen den Kauffahrern prunkten die gewaltigen Kriegsschiffe. Von einzelnen Thürmen der Stadt erklang melodisch die Vesper, während längs des Hafens und auf den Lustgängen der Stadt Antwerpens Bewohner sich ergingen. Die staubige Heerstraße daher schritt Quintin schweren Herzens. Da lag Antwerpen vor ihm und das Ergreifende des Anblicks verfehlte seine Wirkung nicht auf das Herz des Jünglings. Er setzte sich seufzend auf den Rasen neben dem Wege und versank in stilles Nachdenken. Bald war Alles um ihn vergessen und seine Seele war im Reiche der Vergangenheit. Die Bilder seines frühern Lebens, seiner Jugend, seines Glücks gingen still und ernst an ihm vorüber. Es war ihm, als säße er noch neben dem geliebten Vater am runden Dieltisch und ließe sich erzählen aus der alten guten Zeit und bespräche die Händel der ernsten Jetztzeit und des Statthalters Grausamkeit. Ein unaussprechlich süßes Gefühl ergriff ihn und eine Sehnsucht nach der Heimath, deren Ferne ihn ein Blick auf seine Umgebung lehrte, und nach dem heimischen Stillleben, die nur das gefühlvolle Herz empfinden kann, und die unsere Sprache so bedeutungsvoll „Heimweh“ nennt.

Unwillkürlich hatte er seine Hände gefaltet vor der Brust und die Thränen, des Gemüthes leise Verräther, rollten ihm über die kummerbleiche Wange.

Er hatte es nicht bemerkt, daß ein Reiter die Straße daher

kam, der, abgestiegen, jetzt zu ihm trat und ihn mit kräftiger, aber wohlwollender Stimme anredete: „Warum weinst du, mein Sohn?“

Quintin fuhr zusammen und empor, denn eine bekannte Stimme hatte sein Ohr getroffen. Er wischte rasch die letzte Thräne weg und starrte den Fragenden an.

Es war der Comthur, der im langen schwarzen Mantel mit dem weißen Kreuze gehüllt vor ihm stand und noch einmal weicher und milder die Frage wiederholte: „Warum weinst du, mein Sohn?“ —

„Ach!“ — stotterte Quintin, „ich habe ja nicht geweint, edler Herr!“

„Mein Sohn!“ versetzte der Comthur, sanft verweisend, „es gibt Thränen, deren sich auch der Mann nicht zu schämen braucht, und das Leben hat ernste, schwere Stunden, wo nur die Wahrheit allein gelten darf. In solch einer Stunde, wenn mich nicht Alles trügt, habe ich dich gefunden und du hast mir eine Unwahrheit gesagt. Zwar habe ich als Fremdling keine Ansprüche an deine Geheimnisse und dein Vertrauen, und ich wünsche dir nur, daß deine bleichen Wangen und deine rollenden Thränen nicht deine eigenen Ankläger sein mögen!“

Er wendete sich ab und wollte gehen.

„Um Gott, edler Herr!“ rief Quintin erröthend vor dem Verweise des Comthurs, seine Hand fassend: „Verdammet nicht ungehört!“

„Nun, so sprich!“ sprach Jener. „Kann ich dir helfen, so soll es geschehen.“

Mit rührender Trauer erzählte Quintin des Vaters Tod, sein Schicksal, seine Absicht in Antwerpen, eingedenk des Rathes, den der Comthur ihm einst gegeben, sein Brod zu verdienen. —

„Armer Junge!“ entgegnete der Comthur, „du hast frühe des Schicksals Eisenhand empfunden! Doch du bist Mann genug, Herr deines Schmerzes zu werden. Glaube mir, Jüngling,“ setzte er hinzu, und seine Stirn legte sich in tiefe Falten, „glaube mir,

es gibt härtere Kämpfe zu bestehen im Leben und schwerere Siege zu erringen, als diese. Gebe Gott, daß du diese und jene, wenn sie dermaleinst über dein Herz kommen sollten, muthig und vorwurfslos bestehest!" —

Es entstand eine lange Pause; dann fuhr, wie aus einem Traum erwachend, der Comthur fort: „Dein guter Engel führte dich nach Antwerpen. Suche dir Unterkunft bei Meister Jan, dem Waffenschmiede. Sei brav, sei treu und fromm, und du sollst einen treuen Freund in mir haben. Nimm dies Wenige, was ich bei mir trage, um dir die ersten Bedürfnisse, die du hast, eine bessere Kleidung, zu verschaffen."

Quintin wollte der Gabe widerstreben — aber der Comthur drückte sie ihm in die Hand, schwang sich auf sein Roß und verschwand im Nebel der Nacht, die schnell hereinzubrechen begann.

Der zweite Tag brach an, seit Quintin diese Unterredung mit dem Comthur gehabt. Wohlgekleidet schritt Quintin durch die Straßen der Stadt, seine Augen immer auf den Sanct Annenthurm richtend, der sich mit seinen gothischen Verzierungen kühn in die Lüfte erhob, in dessen Nähe Meister Jan's stattliches Haus stand. Durch die hellen Fenster sah man den regen Fleiß der kunstreichen Hände am blinkenden Stahle.

Schüchtern trat Quintin in das Haus.

„Wen sucht Ihr?" fragte ein Greis mit einem ernsten Gesichte, den Jüngling mit wohlgefälligen Blicken messend.

„Den kunstreichen Meister Jan," erwiederte bescheidentlich Quintin, „um ihm meine geringen Dienste anzubieten."

„Ihr seid vielleicht der junge Waffenschmied aus Mastricht?" fragte der Meister.

„Ja," sprach Quintin, „aber ich erstaune, daß Ihr mich kennt!"

„Und wenn ich auch nicht ein gutes Probestück Eurer Tüchtigkeit gesehen hätte," entgegnete freundlicher der Greis, „so seid Ihr mir doch dringend empfohlen. Ihr habt gute und hohe Gönner in unserm guten Antwerpen, tretet darum herein und seid willkommen!"

Er führte den Erstaunten in die Wohnstube. —

„Erlaubt mir die erste Frage an Euch, Meister!“ nahm Quintin hier das Wort. „Wer hat mich Euch empfohlen, wer konnte des Fremdlings Freund sein in Antwerpen?“

„Sollte Euch denn der Mann so ganz unbekannt sein, der sich so warm Eurer annimmt?“ forschte der Meister. „Es ist der edle Graf Hoorne.“

„Wahrhaftig!“ ich kenne den Menschen nicht, betheuerte Quintin.

„Ist das Wahrheit, so müßte ich mich in Euch geirrt haben,“ sprach ernst der Meister. „Ihr kennt wirklich den Comthur nicht?“

„Ist's der Malthefer?!“ rief froh Quintin, „dann, ja dann kenne ich den edeln Mann; aber ich wußte nicht, daß es der angesehene Graf Hoorne sei.“

Bei diesen Worten ging die Thür auf und eine Jungfrau trat herein im einfachen schwarzen Trauergewande, das sie um die verlorne Mutter trug. Es war Clara, des Meisters einziges Kind, ein schönes blühendes Mädchen mit einem sanften blauen Augenpaare. Sittig grüßte die Jungfrau, und des Jünglings anständige Verbeugung vor ihr jagte eine höhere Gluth auf ihre Wangen.

Quintin war erstaunt über den Empfang bei Vater und Kind. So hatte nie der alte Messjis einen Gesellen empfangen und behandelt, und er war doch ein frommer Mann, der immer zu sagen pflegte: Wie du willst, daß dir die Leute thun sollen, also thue du gleich auch ihnen.

Clara mußte sich nun zu ihnen setzen, und ihnen eine Flasche kredenzen, die der Alte zu bringen befahl. So wurde der Bund gegenseitigen Wohlwollens geschlossen, und Quintin sprach am Abend froh zu sich: O, der Eltern Segen bringt Glück und Heil auf allen Wegen!

III.

In Meister Jan's Hause ging Alles den strengen Gang der Ordnung und ein Tag glich dem andern aufs Genaueste. Nur eine Aenderung im Haus und in seiner Tagesordnung war eingetreten, seit Quintin's Anwesenheit nämlich, er, der doch bloßer Geselle war, genoß einer besondern Auszeichnung. Er aß an des Meisters Tisch, schlief in des Meisters Haus und durfte an Sonn- und Festtagen seine Meisterstochter begleiten zur Kirche, und am Nachmittag in Begleitung des Vaters wohl auch auf einen Lustgang oder zum Tanz.

Auch saß Meister Jan seitdem manchen Mittag eine Stunde länger am runden eichenen Dieltische; denn er mochte gerne horchen auf Quintin's wohlgesetzte Reden und sein reifes Urtheil. Auch wußte Quintin wohl zu erzählen die wundersamen Begebenheiten früherer Tage. — Wenn dann in der gemüthlichen Stunde sein Mund dem Alten so Manches kund that, was er noch nicht wußte, dann hingen seine Blicke an des Jünglings Mund und Clara vergaß oft die leeren Schüsseln abzutragen vom Tisch, und der alte Meister gefiel sich so wohl in seinem Verhältnisse, daß er manchmal seine Blicke von Quintin auf Clara gleiten ließ und im Stillen den Wunsch hegte, einst Quintin als Gatten seiner sanften Clara zuführen zu können. Zudem kam noch, daß, seit Quintin hier war, seine Werkstätte häufiger besucht und sein Erlös um Vieles erhöht war. Er konnte sich es nimmer verhehlen, daß Quintin's Kunst ihm diesen Segen gebracht, denn mit kunstreicher Hand zeichnete Quintin zierliches Laubwerk und Figuren zur Verzierung der Waffen, und mancher Kunstverständige bewunderte das Leichte und Anmuthige der Zeichnung.

So war es, als eines Tages Quintin, der im Auftrage Meister Jan's auf einem Kauffahrer gewesen war, der aus England Stahl für den Meister gebracht hatte, in eine der engsten Gassen Antwerpens einbog, um einen weiten Umweg abzuschneiden. Vor

ihm her schwebte die Gestalt einer Jungfrau, schlank und hoch aufgeschossen, nicht kostbar, aber doch sehr anständig gekleidet. Es fing schon an zu dunkeln, und das Mädchen eilte so sehr, daß er sie bald aus dem Gesichte verlor. Da hörte er plötzlich den Hilferuf einer weiblichen Stimme weiter hinauf in der Straße.

Sollte wohl der Jungfrau etwas begegnet sein? fragte er sich selbst, und mit aller Anstrengung eilte er der Gegend zu, woher der Hilferuf immer matter erscholl.

„Kneble der Bestie die Hände!“ rief jetzt vor ihm eine furchtbare Stimme in gedämpftem Tone.

„Halt!“ schrie Quintin, „ihr Unmenschen, was beginnt ihr?“

„Rette, rette!“ wimmerte das Mädchen. Aber ein furchtbarer Streich traf jetzt Quintin's Haupt, daß er taumelte.

Schnell ermannte er sich, riß mit wüthender Gewalt den nieder zur Erde, der ihm den Streich gegeben, und entwand ihm seinen Stock und versetzte in demselben Moment dem Andern einen entsetzlichen Schlag auf den Arm, daß er brüllend das Mädchen fahren ließ und zur nächsten Wand fluchend taumelte. Jetzt wollte Quintin die Ohnmächtige ergreifen, da stieß ihm der Erste, den er niedergerissen hatte, sein langes Matrosenmesser in die linke Schulter und floh, aber aus der Gasse herauf hatte der Lärm die Diener der Gerechtigkeit herbeigerufen, und sie nahmen die beiden Matrosen gefangen. Man brachte Lichter, und nun erst sah Quintin, welch ein Engelsbild in seinen Armen lag.

Sie schlug die Augen auf, die wild umherrollten, und fragte zitternd: „Wo bin ich?“

„Gerettet seid Ihr, holde Jungfrau, aus den Händen der wüthenden Unmenschen,“ sprach Quintin, den Schmerz seiner Wunde verbeißend, deren Blut ihm warm in der Seite herabquoll. „Befehlet nun, wohin ich Euch bringen soll!“

Mißtrauisch sah sie ihn an. „Ach, Ihr betrüget mich nicht?“ versetzte sie.

„Trauet ihm, Jungfrau, er blutet ja für Euch!“ sprachen die Umstehenden.

„Blutet?“ fragte das Mädchen ängstlich.

„Laßt's gut sein,“ versetzte Quintin, „das Messer streifte nur meinen Arm, und gebietet, wohin ich Euch geleiten soll!“

Sie bezeichnete ihm die Gegend, und er führte sie dahin.

Immer dunkler war es geworden und nur langsam konnten sie gehen, die Jungfrau war erschöpft und auch Quintin fühlte den immerwährenden Blutverlust.

„Gottlob,“ sprach endlich die Jungfrau, „wir sind am Ziel!“

Indem trat in die Thür eines Hauses ein bejahrter Mann und fragte laut: „Wo mag Maria so lange bleiben?“

„Hier bin ich, mein Vater, und mein edler Retter mit mir!“ rief das Mädchen.

„Was ist dir begegnet, meine Tochter, du siehst so bleich?“

„Kommt hinauf, Vater, daß ich es Euch erzähle.“

Quintin wollte sich entfernen, aber in diesem Augenblick wurde es ihm dunkel vor den Augen, seine Kniee brachen und er sank.

Der Mann fing ihn auf.

„Um Gott! was fehlt dem Jüngling?“ fragte er erschrocken.

Da erst, als das Licht auf ihn fiel, sahen sie die blutige Gestalt und das bleiche Todtengesicht.

„Großer Gott,“ schrie Maria, „er stirbt!“

Als Quintin erwachte, lag er auf einem Bett und um ihn beschäftigt war der Vater Maria's. Diese aber stand neben ihm und hielt ihm wohlriechende Specereien an die Nase und wusch ihm die Schläfe. Seine Wunde schmerzte ihn sehr. Er richtete sich auf und sagte leise zu Beiden: „Verzeiht, daß ich Euch den Schrecken verursacht, es war nur die Schwäche, die eine Folge des Blutverlustes war.“

„Nicht also, junger Mensch,“ sprach der Vater, seine Hand ergreifend, „empfangt meinen tausendfachen Dank! Ihr habt mir mehr gegeben, als Könige und Fürsten mir geben könnten, Ihr

habt meines Kindes Leben, und was mehr ist, seine Ehre gerettet, dafür bleibe ich ewig Euer Schuldner!"

„Wollet mir kein Verdienst anrechnen, das ich nicht habe," versetzte Quintin. „Es war ja Zufall, daß ich die Straße kam, und was ich that, würde jeder Andere wohl sicherlich auch gethan haben."

„O, raubt mir nicht die Möglichkeit, Euch ewig verpflichtet zu sein!" rief Maria. „Euch sandte der Himmel als einen rettenden Engel in meiner Noth."

Sie ergriff seine Hand und drückte sie an ihre hochschlagende Brust.

Quintin wollte sie ihr leise entziehen.

„Nein, nein!" rief das Mädchen, „Ihr sollt mir die Hand nicht entziehen, die mich rettete; Ihr dürft meinen Dank nicht zurückweisen!"

„Bescheidenheit erhöht das Verdienst!" sprach gerührt der Vater. „Doch, wer seid Ihr? Diese Frage beantwortet mir vor Allem!"

Quintin stand auf. Seine Wunde war verbunden. Er mußte den Arm halten. Schnell sprang Maria hinzu und hielt ihn, bis er sich gesetzt hatte, dann riß sie das Tuch von ihrem Busen und schlang es um den Arm und um seinen Hals; dann flog sie hoch erröthend hinaus und kam bis ans Kinn verhüllt wieder, blieb aber im Schatten stehen, daß nicht Quintin ihre Schamröthe sähe.

Dem Jüngling war wunderbar zu Muthe. So hatte sich noch kein weibliches Wesen an ihn geschmiegt, wie es Maria gethan, so hatte ihn noch kein weibliches Wesen liebevoll behandelt — und Maria war so schön, so schön! —

Der Vater mußte noch einmal die Frage nach seinem Namen wiederholen, dann erst erzählte Quintin. Maria's Augen ruhten auf ihm, als wolle sie das schöne Bild tief in ihre Seele prägen, daß es nie ihr entschwinde.

Als Quintin geendet, wollte er sich entfernen. Maria erblaßte.

„Ach," rief sie schmerzlich aus, „soll auch Euch ein Unfall

treffen in der dunklen Nacht? Bleibet bei uns bis zum Morgen; erfüllet die erste Bitte Eurer Geretteten!"

Auch der Vater bat.

Mit tausend Banden fühlte sich Quintin gefesselt. Aber welche Angst wird der gute Meister tragen und die gute Clara, dachte er und ließ sich nicht halten. Aber auch der Vater ließ sich nicht zurückhalten, ihn bis heim zu begleiten.

Mit einer Thräne im Auge trat Maria zu ihm.

„Ihr könnt nicht bleiben, ich fühle das, obgleich wir heiligere Rechte an Euch haben. So nehmt noch einmal das schwache Lallen meines Dankes, den keine Worte aussprechen! Und das versaget mir nicht: Lasset mir die Freude Eures baldigen Wiedersehens!"

Quintin versprach's, und schied mit einem Blick, in dem seine ganze Seele lag.

IV.

Der Morgen graute kaum, da klopfte es leise an Quintin's Kammer, und als er herein gerufen den Klopfenden, trat Clara mit besorglicher Miene in die Kammer.

„Wie ist Euch, lieber Quintin?" fragte sie ängstlich. „Ich habe die Nacht nicht schlafen können, ich war oft an Eurer Thür und horchte, ob ich Euch nicht klagen hörte."

„Ihr seid so gut, liebe Clara," sprach der Jüngling. „Ich danke Euch brüderlich für Eure Sorge. Ich habe sanft geruht."

„O der Schlaf des guten Bewußtseins ist gewiß stärkend," meinte Clara. „Ihr habt ja ein Menschenleben und mehr gerettet, wohl konntet Ihr ruhig schlafen; aber schmerzte Euch die Wunde nicht?"

„O nein," erwiederte Quintin, „mir ist wohl und die Wunde wird bald heilen, seid deßfalls unbekümmert."

„Ihr habt mir gestern viel Sorge gemacht," sprach jetzt der

Meister, der auch hereinkam, „durch Euer Ausbleiben. Ich dachte wohl, es sei Euch etwas zugestoßen!“ —

Unter solchen Reden und Gegenreden hatte sich Clara entfernt und auch der Meister. Quintin kam herab zum Frühstück. Als sie da saßen und Quintin noch einmal erzählen mußte das Vorgefallene, da öffnete sich die Thür, und ein Mann mit majestätischem Anstand und köstlich gekleidet trat ein.

Jan sprang auf. „Seid mir willkommen, kunstreicher Meister, in meiner Behausung! Die Ehre solchen Besuches verdanke ich Euch, Quintin!“

Quintin reichte mit herzlicher Freude dem Maler die Hand, die dieser mit Wärme drückte.

„Eure Gerettete läßt sich nach Eurem Befinden erkundigen, junger Mann. Ich kann meiner Tochter doch die frohe Botschaft Eures Wohlbefindens und die Gewißheit eines baldigen Besuches bringen?“ fragte wohlwollend Swanefeldt.

„Ich danke Euch sehr,“ entgegnete bescheiden Quintin, „für Eure sorgliche Theilnahme. Wenn es sich ziemen will, so bitte ich Euch, Eurer Tochter meinen Gruß zu entbieten, und auch Ihr ließe ich Dank sagen und melden, daß ich wohl würde morgen wieder an meinen Schraubstock treten können.“

„Fehlgeschossen!“ fiel Meister Jan hier ein, zu Swanefeldt gewendet, „die Jugend meint mit ihrem frischen Muth auch die Schranken zu überspringen, die ihr die Nothwendigkeit gesetzt.“

„Quintin, Ihr werdet in langer Zeit Euren Arm nicht gebrauchen können, sintemal Eure Schulter mehr verletzt ist, als Ihr zu glauben gesonnen seid! Nun, Ihr mögt Euch pflegen, seid Ihr mir doch so lieb geworden, wie mein eignes Kind!“

Swanefeldt warf einen Blick auf Claren, die erröthend die Augen niederschlug und schneller rupfte an der Spindel, die sie im Arme hielt.

„Ein schönes Zeugniß für Euch, Quintin,“ meinte Swanefeldt, „und eine schöne Zugabe zu Eurer gestrigen Edelthat sind diese Worte und ein Paar glühende Rosenwangen.“

Quintin verstand ihn nicht, aber er erröthete ob solchen Lobes und verbat es sich ernstlich; „denn," sagte er, „so verderbt Ihr mir die Freude, Eure liebenswürdige Tochter gerettet zu haben."

In dem Saale des Rathhauses zu Antwerpen saßen mit kalten, furchtbar ernsten Gesichtern der Fiskal und die Blutrichter um die schwarze Tafel innerhalb der Schranken auf einer Estrade. An den Wänden des Saales saßen auf Bänken etliche Rathsherren, Edle der Stadt, spanische Ritter in einzelnen Gruppen leise flüsternd. Mit käsebleichem Gesichte stand unter den Spaniern Don Gomez Lanos, des mächtigen, furchtbar strengen Fiskals einziger Sohn, und witzelte über des Waffenschmieds Heldensinn, und versprach den Spaniern einen Göttergenuß, wenn Maria unverschleiert erschiene, wie es zu hoffen stünde. Unfern von ihm saß allein in stillem Ernst Graf Hoorne, der Maltheser-Comthur, und horchte leise den seichten Reden des übermüthigen Jünglings, der trotz seiner scherzenden Reden eine sichtliche Beklommenheit nicht unterdrücken konnte.

Da öffnete sich die Thür und in stattlichen Kleidern trat Swanefeldt, der Maler, herein und hinter ihm stolzen Ganges, den linken Arm in der Binde, die ihm Maria aus ihrem Busentuche gemacht, Quintin. Mit Ehrerbietung und Anstand neigten sich Beide vor den Richtern, und traten dann in bescheidene Entfernung zum Fenster.

Giftige Blicke schoß Gomez auf den Jüngling, den er zum ersten Male sah.

„Du hast brav gehandelt, mein Sohn," sprach jetzt leise der Comthur, Quintin's Hand ergreifend, „dein verwundeter Arm gilt mehr, als manch ritterliches Ehrenzeichen eines elenden Junkers, der wohl Mädchen verführen, aber sein Leben nicht an die Rettung der Unschuld wagen mag!"

Gomez hörte die Rede und seine Lippen wurden blau vor

innerm Grimm. Mit Mühe kämpfte er gegen das beißende Wort, das ihm auf der Lippe schwebte; doch ein Blick auf den Vater und des Comthurs ruhige Miene brachten ihn zur Besinnung. Jetzt brachten die Rathsdiener die beiden Delinquenten, zwei spanische Matrosen mit wahren Galgengesichtern, die auf einem Bänkchen links sich niederließen.

Der Fiskal erhob sich mit Grandezza und gebot Stille und forderte dann vor die Schranken: Maria, die Tochter des Malers Swanefeldt.

Der Maler trat vor. „Verzeiht, hochmögende Herren," sprach er, „der weiblichen Schamhaftigkeit, die ohnedem schon durch jenen unglückseligen Zufall ein Gespräch der Leute geworden ist, daß meine Tochter nicht erschienen ist. Ich glaube es von Eurem Edelsinn erwarten zu können, daß Ihr dem Vater vergönnt an der Tochter Statt zu reden." —

„Mag sein!" rief mürrisch der Fiskal. „Was habt Ihr vorzubringen?" —

Swanefeldt erzählte kurz und bündig die Begebenheit.

„Quintin Messjis," sprach abermals der Fiskal, „erzählt, was Ihr von der Sache wisset!"

Mit wohlgesetzten, bescheidenen Worten erzählte Quintin. Mit sichtlichem Wohlgefallen horchten die Richter.

„Seid Ihr fertig?" herrschte ihm der Fiskal zu, „so tretet zurück."

Die übrigen Zeugen bestätigten das, was Quintin und Swanefeldt gesagt.

„Zu leugnen vermöget ihr nicht," wandte sich jetzt der Fiskal an die beiden Räuber.

„Ihr seid überwiesen, eine Jungfrau rauben und dort den Jüngling meucheln gewollt zu haben! Sprechet das Urtheil, wie es das Gesetz gebeut in seiner ganzen Strenge," sprach er zu den Richtern.

„Urtheilt milde, hochmögende Herren," bat Quintin und Swanefeldt! — „Wir haben verziehen; außerdem," setzte Quintin

hinzu, „war meine Verwundung ja nur das Werk der Selbstvertheidigung!“

„Schweigt,“ donnerte der Fiskal. „Es ziemt Euch nicht, der strafenden Gerechtigkeit in den Arm zu fallen!“ Die Richter erhoben sich. Lebenslängliches Gefängniß! sprachen sie mit einem Munde. —

Schrecken und Grimm malte sich in den Gesichtern der Bösewichte. „Wird die Strafe auch bleiben, wenn wir geständig sind, daß man uns gedungen hat zu der That und uns heute noch mit vielem Geld und dem Versprechen eines milden Spruchs den Mund schließen wollte?“ fragte Einer derselben mit scharfem Tone. Die Richter sahen sich verwundert einander an. Don Gomez zitterte sichtlich.

„Haltet Euch, daß Ihr nicht sinket!“ sprach mit bitterm Hohne der Comthur zu Gomez, der ihm einen Basiliskenblick dafür zusandte, aber nicht reden konnte.

„Wollt Ihr durch Lügen Euch retten? Schurken!“ donnerte der Fiskal.

„Es ziemt dem Richter nicht, zu schimpfen,“ sprach kalt und trotzig der Delinquent; „glaubet nicht, Herr Fiskal, daß Ihr also Euer Söhnlein rettet!“

„Was erkühnst du dich, Bösewicht?“ schrie erbleichend der Fiskal.

„Wollet Euern Sohn Don Gomez herbescheiden und alsbald wird sich das Blättlein wenden!“ bat grinzend der Matrose.

„Gomez!“ rief der Fiskal, seiner kaum mächtig, „tritt herzu und rette deine und deines Vaters Ehre!“

Zitternd und bleich wie Wachs wankte Gomez herzu.

„Aha!“ rief der Matrose, „steht nicht die Schuld auf seiner Stirn? Und Ihr,“ wandte er sich zu einem der Schergen, „habt Ihr nicht heutigen Tages dem Hidalgo das Gefängniß geöffnet?“

Die Richter erbleichten mitsammt dem Diener.

„Verzeiht dem ungerathenen Sohne,“ rief mit einem Jammer-

tone Gomez, die Schranken aufreißend und seines Vaters Kniee umklammernd, „es ist also, wie sie sagen!“

„Das mir!“ rief schmerzlich der Fiskal, die Hände vor das Gesicht haltend. —

Eine furchtbar angstvolle Pause trat ein. Der Fiskal ermannte sich.

„Zurück von mir, Schlange!“ donnerte er den Sohn an, ihn mit dem Fuße zurückstoßend; dann wandte er sich zu den Richtern, seinen Amtsrock ablegend: „Richtet strenge über den Knaben Absalom und achtet nicht des unglücklichen Vaters!“ Hierauf ging er wankenden Schrittes zum Saale hinaus.

Stille war's, daß man das Athmen hören konnte und aller Augen waren gespannt auf die Richter geheftet.

Noch einmal bat Swanefeldt und Quintin.

„Richtet!“ rief Gomez knirschend und giftige Blicke auf die Bittenden schießend, den Richtern zu, „ich will nicht mich frei betteln lassen von diesem Volke!“

„So theilt die Strafe mit Euern Schandknechten, Junker,“ sprachen die Richter, „doch mag der Statthalter kaiserlicher Majestät, wenn's ihm beliebt, das Urtheil mildern!“ — Sie wurden abgeführt.

„Das ist die Strafe des Lasters,“ sprach der Comthur, zu Quintin tretend, „wohl dir, daß dein Gewissen makellos ist!“ —

V.

Im tiefen Sinnen saß einen Monat später Maria in ihrer Kammer. Die Stickerei lag vor ihr. Ihre Hand hielt die Nadel, aber arbeiten konnte sie nicht, denn Thränen verdunkelten ihren Blick.

„O du harter Vater!“ seufzte sie leise, „warum ist dein Künstlerstolz mächtiger, als die Liebe zu deinem Kinde? Könnte nicht Quintin auch als Waffenschmied als dein Eidam dir Ehre

machen?" — Sie weinte leise fort. Da klopfte es an ihrer Thür, und Quintin trat schüchtern herein.

Mit dem „Ach!" eines freudigen Erstaunens flog Maria an sein Herz. Er schlang den einen Arm, den er noch brauchen konnte, um die Geliebte. Einen Moment hielten sie sich innig umfangen; dann setzte sich Quintin zu der Geliebten.

„Ach!" seufzte auch er. „Maria! warum trennt uns deines Vaters Eisenwille und Stolz? — Wie glücklich würden wir leben!"

Maria's Thränen rieselten auf die Stickerei.

„Aber verzage nicht, Geliebte! ich will dich verdienen. Ich fühle in mir die Kraft, auch einst den Pinsel mit Ehre zu führen. Wir Beide sind jung. Vertraue Gott, der uns zusammengeführt; es wird Alles noch gut gehen!"

Maria erhob langsam das scheue Auge zu ihm, als wolle sie forschen, ob's nicht ein eitler Trost sei.

Quintin legte die Hand aufs Herz. „Traue mir, Maria! Bleibe du mir treu und nichts soll uns trennen!"

Da flog das Mädchen von Neuem an seine Brust. „Kannst du zweifeln an meiner Treue?" fragte sie sanft verweisend. „O! eher erlischt der Sonne Licht, als meine Treue wankt! Aber welche Aussichten hast du?"

„Ich werde Maler," rief begeistert Quintin und seine Augen funkelten, „und dereinst werde ich vor deinen Vater treten und ihn fragen: Willst du dem Maler versagen, was du dem Waffenschmied versagtest?" —

„Ha, ha, ha," erscholl draußen vor der Thür ein höhnisches Lachen, und in die Thüre trat mit verbissenem Grimme Swanefeldt. „So erkühnst du dich noch, mein Haus und der Jungfrau Kammer zu betreten, Verführer!" rief er zornig, „und ihr verbranntes Gehirn mit deinen Albernheiten anzufüllen?! — Hab' ich es dir nicht genugsam gesagt, daß nur ein vollendeter Maler, dessen Kunst ich ehren muß, die Hand meiner Maria erhalten wird,

und du, Handwerker, reckest deine schwarze Hand nach ihr? Soll ich mein Hausrecht gebrauchen?!"

„Habt Erbarmen, Vater," flehte Maria, „und gedenkt, daß er mich rettete, daß ich ihm mein Leben verdanke, und meine Ehre!"

„Die er dir, leichtsinnige Dirne, jetzt durch seine heimlichen Besuche zu rauben kommt!" donnerte der Alte.

Da erhob sich stolz Quintin. „Ich habe in Zucht und Ehren Euer Kind besucht, Herr Swanefeldt, und in Zucht und Ehren wollte ich sie heimführen, als mein eheliches Gemahl und sie redlich nähren durch meine Kunst." —

„Kunst?!" höhnte der Alte.

Aber Quintin fuhr mit steigender Kraft und Wärme fort; „Ihr nur habt uns gezwungen, heimlich eine Liebe zu nähren, deren wir uns vor Gott und aller Welt nicht zu schämen brauchen. Seid ruhig. Ich betrete Eure Schwelle nicht wieder!"

Verblüfft stand Schwanefeldt vor dem Jüngling. Leise trat Quintin zur ohnmächtig hingesunkenen Maria, drückte einen Scheidekuß auf ihre Lippen, hob sie sanft auf und trug sie auf das Bett und schritt dann stolz an dem Maler weg zur Thüre hinaus.

Eine Weile noch stand Swanefeldt da und sah auf die Thüre, zu der der Jüngling hinausgeschritten war, dann brummte er leise vor sich hin: „Es ist wahr, ich handle undankbar! Schade, daß er kein Maler ist!" dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wolle er das Andenken an die bessere Regung seines Herzens, die ihn eben übermannt hatte, wegwischen, holte darauf Essig, um Marien anzuwaschen.

Sie schlug ihr Auge auf. „Wo ist Quintin?" fragte sie.

„Wo er hingehört, an seinem Schraubstock," erwiederte höhnisch der Vater; „und du, ehrvergessene Dirne, schweigst und nennst seinen Namen nicht mehr, auf daß nicht auch du fühlest, daß die Vaterliebe streng sein muß, um das verirrte Kind auf den Weg der Ordnung zurückzuführen."

Mit trübem Blick und schwerem Herzen ging Quintin Meister Jan's Wohnung zu. Er war aus seinem Himmel getrieben. Marien's Rettung hatte ihm Swanefeldt's Thüre geöffnet. Oft kam er, oft fand er Marien allein und im traulichen Gespräche flogen die Stunden dahin. Immer schöner erschloß sich ihm Marien's Engelsherz, immer zutraulicher wurde sie. — Unvermerkt zog die Liebe in Beider Herzen mit siegender Allgewalt ein. Selige Tage brachte Quintin's noch immer kranker Arm, denn er konnte nicht arbeiten. Mit der Allgewalt der ersten Liebe hing Marien's Herz an dem liebenden Jüngling. Ihnen war nie eine Ahnung gekommen, wie nahe die Gefahr sei, wie sich ein Unwetter über ihren Häuptern sammle. Swanefeldt hatte bei seinem ersten Besuch in Meister Jan's Wohnung die Ueberzeugung gewonnen, Clara liebe den Jüngling und er sie, und des Vaters damalige Rede war ganz geeignet, ihn auf den Gedanken zu bringen, Quintin sei Jan's künftiger Eidam. Darum war er so sorglos bei Quintin's Besuchen. Darum schrieb er bei Marien auf die Rechnung der Dankbarkeit, was die Aeußerung einer innigen Liebe war. Unter diesen Umständen fand die Liebe kein Hinderniß in ihrem Weg und wuchs freudig und frisch. Aber in dem Momente des höchsten Glückes, gerade als Maria an Quintin's Herz gesunken war und das beseligende: „Ich liebe dich!" gelispelt hatte, da trat Swanefeldt aus seiner Werkstätte in das Zimmer, wo die Liebenden ihn, sich selbst und die Welt vergessen hatten.

„Was gibt's hier?" hatte er sie angedonnert und mit Fluchen war er auf sie zugerannt, hatte sie auseinandergerissen und Quintin sein Haus verboten. Aber die Liebe kennt und scheut keine Gefahren. Quintin hatte heimlich Marien gesprochen und von ihr den hoffnungslosen Bescheid empfangen, nur einem Maler, der ihm durch seine Kunst Bewunderung ablocke, werde der Vater Marien's Hand geben oder einem Edelmanne, nie aber einem Handwerker, wie Quintin.

Und dennoch zogen ihn des Herzens mächtige Triebe hin zu Marien, bis ihn der Vater endlich bei ihr fand und so schnöde behandelte.

Quintin trat still in das Gemach Meister Jan's, mit gewöhnlicher Herzlichkeit grüßend.

Jan dankte nicht. Vor sich hinbrütend saß er mit gerunzelter Stirn am Tisch und rechnete, zählte dann Geld, rollte es zusammen und legte es neben sich hin.

Clara saß an der Spindel mit rothgeweinten Augen und sah mit einem wehmüthigen Blick auf Quintin, stand dann auf und ging leise in die Kammer.

Der Meister fuhr einigemal über sein Gesicht mit der Hand, dann stand er auf und stellte sich mit zornglühenden Blicken vor Quintin hin, der voll Erwartung dastand. „Quintin," hob er mit ungewisser Stimme an, „Ihr wißt, ich hatte Euch mit wahrhaft väterlicher Liebe aufgenommen in mein Haus, hatte Euch Kindesrechte gleichsam stillschweigend eingeräumt" —

„Wozu diese Einleitung?" fragte Quintin, „ich muß Euch bitten, Euch kurz auszusprechen. Ich ahne, was Ihr wollt!" —

„Seit Ihr zur Arbeit unfähig seid, pflegten wir Euch, als ob Ihr unser Sohn wäret." —

„Das lohne Euch Gott, Meister! wie ich es Euch danke! Aber warum diese Rechnung?" fiel Quintin ein.

Doch der Meister ergrimmte ob dieser Zwischenrede. „Ich gedachte es gut mit Euch zu machen. Ich wollte Euch Claren's Hand geben, denn das Mädchen war Euch gut — da war Euch Clara zu geringe. Die Malerstochter wolltet Ihr freien und so uns lohnen mit Undank, darum verlaßt Ihr noch heute mein Haus."

„Euer letzter Jahrlohn steht noch, hier habe ich ihn zusammen gerechnet, daß Ihr Euch nicht beschweren könnt. Und somit Gott befohlen."

Quintin stand wie erstarrt. Todtenblässe überzog seine Wangen, während der Meister sprach; als dieser aber jetzt ein Röllchen Geld auf den Tisch warf, da erwachte er; da stieg ihm das Blut in die Wangen und Blitze sprühte sein Auge — aber er hörte Claren's Schluchzen — und der Löwe wurde zum Lamme; doch konnte er die Bitterkeit nicht unterdrücken, die seine Brust erfüllte.

„Meister,“ sagte er mit schneidendem Tone, „von Euern Händeln träumte mir nicht, so sehr ich Eure Tochter ehre und liebe. — Mir eine Behandlung vorwerfen, die in Eurem freien Willen stand, für den ich Euch dankbar bin, ist mindestens unedel. Ich hatte mehr Schonung, wenn auch nicht für mich, doch für Claren erwartet. Dieses Geld — haltet für Eure Pflege seit ich nicht arbeiten konnte — oder, so Ihr das nicht wollt, gebt es dem armen Kaspar, der krank liegt am Fieber, er ist seiner bedürftig, ich nicht.“

Mit diesen Worten wendete er sich und ging schon nach wenig Minuten mit seinen wenigen Habseligkeiten die Treppe herab, um das Haus zu verlassen. Innerer Grimm folterte ihn. Er fühlte sich in diesem Momente zu etwas Bessserm geboren, als zu Hammer und Ambos.

Da aber stand plötzlich Clara vor ihm, bleich wie ein Marmorbild, die Hände ringend mit fließenden Thränen.

„O, vergebt dem Alter!“ rief sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, „werft keinen Haß auf uns! Scheidet nicht, wenigstens nicht mit Fluch und Groll; ich bitte, ich flehe zu Euch, sonst raubt Ihr mir meinen Frieden gänzlich!“

„Edle Seele!“ sprach Quintin, „wer könnte je dir grollen? Wer möchte den Himmelsfrieden deiner Seele stören?“

„Wo ich auch sei, Clara, da wird meine Seele Euren Namen segnen! Aber bleiben kann ich nicht — unmöglich!“ —

Da schluchzte sie lauter, schlang ihre Arme inniger um ihn, drückte ihre Lippen auf die seinigen und lispelte unter rinnenden Thränen: „Leb' wohl, leb' wohl, ich kann dich nie vergessen, dich, den meine Seele liebte!“ Dann riß sie sich los und eilte schnell hinweg und Quintin taumelte, wie trunken, hinaus in die Dämmerung.

Groß und riesig und dunkelschwarz, wie die Sanct Annenkirche vor ihm sich in der Dämmerung erhob, lag ein unaussprechliches Weh auf seinem Herzen. Kummervoll lehnte er an der metallenen Pforte des Heiligthums und wunderliche Gedanken woben einen dichten Schleier um seine Seele.

Alles verloren, Alles an diesem entsetzlichen Tage, klagte er leise. Wohin soll ich mich wenden?!

„An Gott und an mich, den du noch nicht verloren hast!“ sprach eine wohlbekannte Stimme jetzt neben Quintin, und mit treuherziger Theilnahme ergriff der Comthur Quintin's Hand und zog ihn mit sich fort.

VI.

Bei hellem Kerzenscheine saß Quintin in dem Quartiere des Grafen Hoorne, in einem weichgepolsterten sammtnen Armsessel gegen dem Grafen über. Des Grafen Blicke ruhten mitleidig auf dem bleichen Gesichte des Jünglings.

„Quintin,“ hob er nach einer Pause an, „die freventliche Rede, die du vor wenig Minuten führtest, und dein bleiches Gesicht läßt mich auf unselige Begebenheiten schließen, die dich betroffen haben? Hat der heimtückische Spanier dir vielleicht schon die Grube gegraben?“ —

Der Jüngling seufzte tief auf und schüttelte dann leise den Kopf. „Von einem Spanier weiß ich nichts. Was konnte er auch für eine Freude haben, mich unglücklich zu machen, wo mich Keiner dieses Volkes kennt!?“ —

„Du arglose Seele!“ rief der Comthur, „hast du denn Don Gomez Lanos vergessen, dem du seine Beute entrissen?! Siehe, ich kenne besser die Wege deines Geschicks in des Meisters Hause. Niemand anders, als Gomez, hat es angerichtet; und glaubst du, seine Rache sei geendet, so irrst du sehr. Dein Leben ist hier in großer Gefahr. Du mußt Antwerpen schnell, und wenn nicht auf immer, doch auf lange Zeit verlassen.“

Da erbleichte Quintin noch mehr.

„Was ist dir?“ fragte der Comthur erschreckend.

Quintin warf sich vor ihm nieder. „Edler Mann!“ rief er tief ergriffen, „Eure Huld fordert mein Vertrauen!“

„Steh' auf, mein Sohn, und sprich offen!“ mahnte der Comthur, „ich will für dich sorgen.“

Da erschloß sich des Jünglings Seele vor dem Manne, daß er tief hinabschauen konnte.

Gerührt drückte er den Jüngling an seine Brust.

„Ich stehe allein auf Erden,“ hob er nach einer Weile mit Rührung an, „ich habe Niemanden, der mir dereinst liebevoll die Augen zudrücken wird, denn ein unseliger Zwist trennt meinen Bruder von mir. Ich gehe jetzt einen ernsten Gang und du sollst mich begleiten, mein Sohn, sollst um mich sein in trüben und heiteren Stunden, und deinen verlornen Vater will ich Dir zu ersetzen suchen! Willst du?“

„O, ich verdiene diese Huld nicht!“ rief der Jüngling, in die geöffneten Arme des Comthurs fliegend.

„Gut,“ fuhr dieser jetzt fort, „mich ruft die Pflicht nach Malta, denn der Orden bedarf meines Armes. Sultan Mahmud droht Malta mit einem Ueberfalle; doch ehe der Frühling kommt, wird der Türke sich nicht herauswagen aus seinem Asyle; darum reise ich ab mit dem morgenden Tage, damit ich in Deutschland und Schwaben des Ordens Geschäfte beende und dann noch in diesem Winter Malta erreiche.“

„Für deinen Wunsch, dich zum Maler zu bilden, kann es noch Rath werden in dem kunstreichen Welschlande, wo du bleiben magst, bis der Krieg mit Malta geendet ist, wo wir dann vielleicht, so es Gott gefällt, in unser gutes Holland heimkehren.“

Quintin's Auge funkelte — bald aber fiel er in ein tiefes Nachsinnen.

„Du hast noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn, sprich es aus, vielleicht weiß ich dir Rath.“

„Ihr seid so gütig, mein edler Herr,“ versetzte schüchtern Quintin, „daß Ihr mir wohl nicht zürnet, wenn ich den Wunsch hege, Marien von meinem Schicksale zu unterrichten.“

Der Comthur lächelte. „Wie willst du das anfangen?“ fragte er.

„Ich will ihr ein Brieflein schreiben,“ meinte Quintin.

„Aber wie soll sie es erhalten?“ fragte zweifelnd der Comthur. „Die Zeit eilt und es ist schon spät.“

„Ich bringe es Claren, sie wird die letzte Bitte mir nicht versagen.“

„So versuche es,“ sprach der Comthur aufstehend; „schreibe sogleich, hier hast du Pergament. Eile dich aber.“

Er ging hinaus.

Quintin griff rasch zum Kiel und schrieb. Dann rollte er das Pergament zusammen und ging nach dem Hause seines alten Meisters.

In ihrer Kammer weinte Clara dem entschwundenen Liebesglücke bittere Thränen nach. Ob auch ihr Herz gebrochen war, sie konnte Quintin nicht zürnen. „Was konnte der Jüngling dafür,“ klagte sie leise, „daß mein Herz ihn liebte? Was konnte die arme Maria dafür, daß sie seine Liebe gewann? Ach, was verschuldete ich Arme aber, daß mein Herz lieben mußte, um der Liebe Leid in so hohem Grade zu fühlen?“ Sie weinte leise und flehte um Muth und Stärke zur heiligen Jungfrau. Da flog ein Steinchen wider die runden Scheiben ihres Kammerfensters, dann noch eins. Sie öffnete mit einer bangen Ahnung.

„Clara!“ rief es leise unten, „theure Clara!“

„Gott, das ist Quintin's Stimme!“ sprach sie zitternd; „was wollt Ihr, Quintin?“

„Die letzte Bitte des vielleicht auf immer scheidenden Freundes werdet Ihr mir nicht versagen! Ihr seid so gut, so liebevoll gegen mich gewesen,“ flüsterte Quintin unten, „daß ich mit Vertrauen meines Lebens Glück in Eure Hand lege. O Gott! Clara, rechtfertigt mein Vertrauen! Vergebt mir, wenn es Euch kränkt. Bringet einen Faden heraus, daß ich Euch dies Blättlein daran binde und bringet solches Marien, Swanefeldt's Tochter.“

Clara taumelte vom Fenster. Alle ihre Nerven bebten, es dunkelte vor ihrem Blicke. „Großer Gott!“ jammerte sie, „ist es noch nicht genug des Jammers für das arme Herz?“ Halb

bewußtlos ließ sie den Faden hinab und zog das Blatt herauf, das ihrem Herzen einen so furchtbaren Todesstoß gab.

„O, Clara!“ flehte noch einmal Quintin unten, „erfüllet meine letzte Bitte!“

„Ich will!“ sprach sie mit brechender Stimme.

„So lebt wohl, Gott segne Euch!“ rief der Jüngling und verschwand, und Clara sank nieder auf ihre Kniee und flehte: „Brich mein Herz, Vater im Himmel! daß es den Frieden finde bei dir, den es hienieden verloren hat!“ —

Der Tag graute in Osten, da ritt Quintin in stummem Schmerze neben dem Comthur zu dem Thore hinaus, zu welchem er vor einem Jahre mit eben so schwerem Herzen hereingekommen war.

Oben auf der Anhöhe, wo der Comthur den Jüngling gefunden, hielt dieser plötzlich sein Roß an und sah Quintin in das thränenschwere Auge.

„Du läßt dein Lebensglück hier zurück,“ sprach er sanft, „aber siehst du dort die Morgenröthe flammen? O Jüngling, dir, dir wird sie einst an deinem Horizonte eben so schön heraufglühen, wenn du wiederkehrst. Du bist es nicht allein, der so von seinem Glücke scheidet und dir bleibt die Hoffnung. Wie Mancher schied eben so, wie du, und ihm lächelte keine Hoffnung und nur die kalte Nothwendigkeit legte ihre Eisenhand auf das arme Herz und gebot ewige Entsagung. Und doch mußte er scheiden, überwinden und siegen über sich selbst und sein Schicksal. Fasse du Muth und sei stark, mein Sohn!“

„O Gott! auch Ihr seid nicht glücklich, mein edler Vater!“ sprach leise Quintin, sein Auge auf den Comthur mit inniger Liebe heftend.

„Ja, so nenne mich, Quintin, so nenne mich, dann habe ich doch ein Wesen auf der armen Welt, das ich lieben kann, das mich liebt.“ Er reichte Quintin seine Hand mit gewaltiger Rührung, die dieser mit Inbrunst an seine Lippen drückte.

Dann rief der Comthur: „Hin ist hin! verloren ist verloren!

Glaube mir, mein Sohn, ich bin jetzt glücklich, sehr glücklich. Ich habe überwunden. Auch du sollst glücklich werden, obwohl auf andere Art!“

Und rasch gab er seinem Pferde die Spornen, und dahin flogen sie die Straße.

Die Glocken des Sanct Annenthurmes riefen zur Frühmesse. In Schaaren kamen die Gläubigen zum Tempel des Herrn. Die Straße herauf kam langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes Maria, um in dem frommen Gebet Ruhe für das wunde Herz zu suchen. Einen schüchternen Blick warf sie auf das Haus, wo der Geliebte wohnte. Da schwebte aus der Thüre des Hauses Clara, bleich wie eine Lilie, in ein schwarzes Gewand gehüllt; aber ihr Auge leuchtete, wie der Stern der Liebe beim Untergehen — sie hatte den schwersten Kampf gekämpft diese Nacht, und den schwersten Sieg errungen — den über das eigne Herz.

Mit leisem Winken trat sie zu Marien, die erröthend in das liebliche, bleiche Gesicht sah. Sie faßte zitternd ihre Hand. „Laßt uns vereint beten, Jungfrau!“ sprach sie mit wankender Stimme. „Laßt uns für Quintin beten!“

Da faßte Maria ihre Hand. „O, du Engel des Friedens!“ rief sie leise, „ja, laß uns beten für ihn!“ Sie gingen in den Tempel. Ihre Seelen flossen in einander. Ein Gebet entströmte ihren Schwesterseelen. Hier aber betete die beglückte Hoffnung, dort die demüthige Entsagung.

Der Gottesdienst war geendet. Wie verklärt erhob sich Clara und ging mit Marien hinaus. Claren's Herz hatte Kraft gewonnen, Quintin's letzten Wunsch zu erfüllen. Sie legte leise in Marien's Hand das Pergamentblatt und sprach: „Quintin's letzte Bitte ist erfüllt. Nun lebet wohl und Gott segne Euch und ihn!“ Sie riß sich los und eilte ihrer Wohnung zu.

Da dämmerte in Marien's Seele der Tag der Erkenntniß. „Sie liebt ihn,“ sprach sie leise, „und hat ihm entsagt; o du himmlisches Wesen, Gott gebe dir Frieden!“

VII.

Der Winter war früh hereingebrochen in die Thäler Helvetiens und lange hatten den Comthur des Ordens Geschäfte in Deutschland und Schwaben hingehalten. Schon starrten von Schnee und Eis Helvetiens graue Riesen und das Leben auf den Alpen war verstummt; da zogen die Reisenden durch das herrliche Land dem von Quintin so heiß ersehnten Italien zu. Beschwerlich war die Reise und nicht ohne manche Gefahren, aber sie überstanden sie glücklich. Auf Quintin's Gemüthszustand hatte der Wechsel der Gegenden des lieben Deutschlands und nun Helvetiens starre Winterpracht und Italiens Sommer im Winter einen gar wohlthätigen Eindruck gemacht. Heiterer gedachte er der fernen Geliebten und fröhlicher blickte er seiner Zukunft entgegen.

Sie hatten Rom erreicht; da erkrankte der Comthur schwer. Mit der innigsten Liebe, mit der ausdauerndsten Treue pflegte sein der Jüngling. Oft saß er mit Thränen im Blick am Schmerzenlager des väterlichen Freundes und dunkel umwölkte sich der Himmel seiner Hoffnung. Der Comthur wurde immer kränker. Nur wenige Freunde des Comthurs waren um ihn und theilten mit Quintin die Sorge um den Kranken. Nur mit Gewalt aber konnten sie Quintin bewegen, der Ruhe zu genießen, die ihm so nöthig war. Gerührt sah der Comthur die Liebe des Jünglings, und seine Hand fassend, sprach er matt: „Wie soll ich dir vergelten deine reiche Liebe, mein Sohn?“ —

Quintin's Gebet wurde erhört, der Comthur genas wieder. „Du sollst nicht mit mir nach Malta, mein Sohn,“ sprach er eines Tags. „Ich habe dir einen Meister erwählt und ausgemacht, bei ihm sollst du dich üben in der herrlichen Kunst. Ich habe für dich gesorgt. Sterbe ich in Malta, so wird mein treuer Freund Visconti dir meinen letzten Willen eröffnen. Sterbe ich nicht, so umarme ich dich wieder nach einem Jahre, so Gott will!“

Er drückte den Jüngling an seine Brust. „Gedenke des

Zieles, das du erreichen willst, mein Sohn, und sei fleißig. Vergiß meiner nicht, wenn ich fern bin, und weihe mir eine Thräne, wenn ich fallen sollte im Kampfe gegen die Ungläubigen."

„Das verhüte Gott, daß ich noch einmal sollte vaterlos werden!" sprach Quintin.

Gerührt riß sich der Comthur aus seinen Armen und reiste ab, von den Segenswünschen des Jünglings begleitet.

Der Statthalter kaiserlicher Majestät hatte die Strafe des Don Gomez Lanos zu einem Monat Arrest gemildert. So viel vermochte das Ansehen des Ritters von Calatrava und Fiskals Don Piedro Lanos. Statt aber, daß die Strafe und die Einsamkeit des Kerkers das wilde Gemüth des Jünglings gebändigt hätte, war es vielmehr nur heftiger geworden und in seiner Seele war das Verderben geschworen dem Retter seines Opfers und diesem selbst, Quintin und Marien. Kaum seiner Haft entlassen, hatten ihm auch die Späher Quintin's Aus- und Eingehen im Hause Swanefeldt's hinterbracht, und seine Combinationsgabe hatte ihm auch sogleich zu der Gewißheit verholfen, daß Beide sich liebten. Er war es, der durch einen Andern an jenem verhängnißvollen Tage Quintin's Einschleichen in Swanefeldt's Hause diesem hinterbracht und das stolze Gemüth des Malers gereizt hatte. Er war es, der unter dem Vorwand, etwas bei Meister Jan zu kaufen, auch diesen zum Hasse gegen Quintin empört hatte.

Sein Plan war, den Armen erst recht elend zu machen, und dann ihn mit seinem Dolche seiner Rache zu opfern. Der Comthur hatte die Schritte des Boshaften belauern lassen, und sah die Gefahr, und wollte an jenem Abend, als er Quintin in halber Verzweiflung traf, den Jüngling warnen und mit sich nehmen.

Gomez knirschte, als sein Opfer ihm entronnen war. Nun blieb ihm noch ein Gegenstand seiner Rache — Maria; aber die alte Leidenschaft erwachte in seiner Seele. Verderben wollte er sie erst, beflecken mit seinem Lasterhauche die reine Seele, und dann sollte sie sterben unter seiner Hand.

Er drängte sich an Swanefeldt. Er schwatzte mit ihm von der Kunst in erheuchelter Begeisterung. Er kaufte einige seiner Bilder um hohen Preis — und hatte des Künstlers Freundschaft gewonnen.

„Geld gewinnt die Welt!“ jubelte er, und drückte die Argusaugen der väterlichen Liebe zu.

Aber diesmal hatte er sich sehr betrogen. Bald durchschaute der Maler die Schlangenwege des Lasters, die der Jüngling einschlug und seine Seele empörte sich. Er vermied ihn. Er war kalt gegen ihn — aber es half nichts — der Zudringliche ließ sich nicht abweisen. Da ließ ihn Swanefeldt die ganze Verachtung fühlen, die der Wüstling verdiente.

Knirschend schwor der Verschmähte ewige Rache auf Swanefeldt's Haupt. Und bei dem Vater klagte er ihn schnöder Frevel, ja des ketzerhaften Glaubens an.

Der Grand von Spanien hatte die Schmach noch nicht vergessen, die durch Swanefeldt's Tochter über seinen Adel gekommen war. Froh, eine Gelegenheit zur Rache gefunden zu haben, ließ er schnell den Maler in gefänglichen Gewahrsam bringen.

Triumphirend trat am Nachmittage des Verhaftungstags ihres Vaters Don Gomez in Marien's Gemach, die erbleichend über das höllische Lächeln seines Mundes kaum sich von ihrem Sitze zu erheben vermochte. Grinzend freundlich drückte er sie mit ritterlicher Courtoisie in ihren Stuhl zurück, setzte sich neben sie hin und begann ihr nun mit wohlgefälligem Lächeln die Lage ihres alten Vaters mit allen Schrecken auszumalen. Folter und Scheiterhaufen — Anfang und Ziel seiner Qual malte er mit den grellsten Farben der unglücklichen Tochter aus. Dann zeigte er ihr, wie nur sie, wenn sie seine Flammenliebe erhöre, ihren Vater retten könnte.

Er hatte geendet. Bleich, ein Bild des Jammers, saß das Mädchen vor dem Bösewichte da. Doch bald richtete sich ihre Seele auf.

„Höllischer Bösewicht!“ rief sie aufspringend, „hast du noch nicht genug Jammer über mein Leben gebracht? Willst du mich und meinen Vater verderben? Es wird dir nicht gelingen! Gottes Auge wacht über der Unschuld und wird deine höllischen Pläne vernichten. Zittere, zittere vor dem Rächer der Unschuld!“ Mit diesen Worten eilte sie hinaus. Doch ein wenig erschüttert von der Rede des Mädchens schlich, bleich vor Wuth und Entsetzen, der Bösewicht zum Hause hinaus.

Bei Claren hatte Maria Trost und Rath gefunden. Der wackere Jan sah jetzt plötzlich, wie auch er ein Werkzeug der Rache in des Bösewichts Hand gewesen war. Schwer bereuete er das Unrecht, was er Quintin gethan, und an Marien wollte er es wieder gut machen. Er nahm die Schutzlose in sein Haus. Er wandte zur Rettung Swanefeldt's an, was er vermochte. Leider war Alles umsonst. In einem finstern feuchten Kerker saß der unglückliche Mann. Wenige Halmen Strohes — sein Lager, Wasser und Brod, kärglich zugemessen, seine Nahrung. Eine verpestete Luft mußte er athmen, und kein Schimmer des Tages traf sein Auge.

Schon Monate hatte der Proceß des unglücklichen Schuldlosen gedauert. Die Winterkälte hatte seine Lage bis zur Unerträglichkeit verschlimmert. Die Folter hatte der Fiskal ihm zuerkannt, um das Bekenntniß seiner Ketzerei ihm zu erpressen — da erhörte der Himmel das Flehen der Unschuld — ein Nervenschlag tödtete den alten Fiskal Lanos, und ein edler Holländer, Hanns van der Neelen, kam an seine Stelle.

Maria fiel zu den Füßen des neuen Fiskals und beschwor ihn, sein Amt mit einem Werke der Barmherzigkeit zu beginnen. Swanefeldt's Proceß wurde revidirt und der Unschuldige freigesprochen.

Der ohnmächtige Gomez wüthete — aber umsonst.

Lange dauerte es, bis Swanefeldt seine Gesundheit wieder erlangte, die er in dem finstern Loche verloren hatte. In Antwerpen mochte er nicht mehr bleiben. Zu viel unangenehme

Erinnerungen knüpften sich an diesen Ort. Er verließ ihn im ersten Jahre seiner Befreiung und zog mit Marien nach Amsterdam, wo eine neue Bahn für sein Künstlertalent sich ihm eröffnete und wo er die Tage seines Alters in Ruhe zu verleben hoffte.

In dem schönen Bunde der Freundschaft hatten Clara und Maria gelebt. Eng waren ihre Herzen zusammengeknüpft in der Liebe zu Quintin, um den sie Beide trauerten als um einen Todten; denn zu ihren Ohren war die Kunde gedrungen, er sei mit dem Comthur nach Malta gezogen und sei dort mit diesem in der Vertheidigung La Valetta's gefallen. Stillschweigend hatten Beide ihm ewige Treue gelobt. Auf Marien's Flammenseele wirkte der Schmerz verzehrender als auf Claren. Ihr Heil lag jenseit des Grabes. Maria hatte es hienieden gesucht. Das fromme Gemüth gewann eine himmlische Ruhe selbst in dem tiefen Wehe.

Um diese Zeit brach die morsche Hülle Meister Jan's unter der Last der Jahre. Der Kummer, Claren allein und ohne Stütze zu hinterlassen, da sie alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung ausschlug, hatte seinen Tod befördert.

Maria eilte, als die Trauerbotschaft ihr gebracht wurde, mit ihrem Vater nach Antwerpen zum Troste der theuern Freundin. Aber nicht, wie sie geglaubt hatte, fand sie Claren. Die stille Heiterkeit einer Verklärten schwebte auf dem himmlisch schönen Antlitze der Jungfrau.

„Tröste mich nicht, meine Maria," sprach sie freundlich. „Meine Hoffnung und meine Liebe ist nun jenseits. Ich gehöre der Erde nicht mehr an. Aber bei dir will ich des Engels harren, der des Körpers Ketten löst und mich in das Land der Freiheit und des ewigen Friedens führt!" —

Maria umarmte sie weinend.

Swanefeldt machte Claren's Habe zu Geld, und dann zog sie mit ihnen gen Amsterdam.

VIII.

Mit dem Fleiße, zu dem ihn seine Liebe trieb, und mit den Talenten, die in ihm lagen, machte Quintin wahre Riesenfortschritte in dem Gebiete der Kunst. Zwei Jahre waren verflossen und schon nannten Roms Künstler mit wahrer Achtung den Namen Messjis.

Reiche Gaben des edlen Visconti hatten Quintin bei seinen wenigen Bedürfnissen zu einem gewissen Grade von Wohlhabenheit erhoben. Dazu kam noch, daß Roms Frauen und Jungfrauen nur von dem schönen Holländer, den seine stille Schwermuth so interessant machte, wollten gemalt sein. So blühte Quintin's Talent und Ruhm freudig auf, und seine Seele dachte mit stiller Wonne an die Rückkehr ins theure Vaterland.

Da trat eines Morgens mit trüber Miene Visconti in das Atelier des Künstlers. Nicht ohne bange Ahnung trat ihm Quintin entgegen.

„Ich komme," begann er nach einer traurigen Begrüßung, „die schwerste Pflicht meiner Curatorschaft über Euch, Herr Messjis, zu erfüllen. Dieser Brief aus Malta meldet mir unsers Freundes Tod in türkischer Gefangenschaft, und legt mir zugleich die Pflicht auf, sein Vermächtniß an Euch in diesem Document auszuliefern."

Quintin sank bei diesen Worten sprachlos auf einen Stuhl. Seine Hände hielt er vor das Gesicht, und Thränen rollten ungehemmt darunter hervor. „So hat mich dann der zweite Schlag getroffen!" rief er jammernd. „So bin ich dann zum zweiten Male vaterlos!"

„Er war gut! Friede seiner Asche!" sprach Visconti. „Laßt uns unsern Schmerz männlich tragen!"

„O, warum konnte ich nicht um ihn sein in seinen letzten Augenblicken, und ihm die Augen zudrücken, wie er es einst gewünscht hatte!" klagte der Jüngling.

„Wißt Ihr nichts Näheres von den Umständen seines Todes?“ fragte er.

„Der Brief meldet bloß seinen Tod,“ versetzte Visconti, „doch um ganz die edle Seele kennen zu lernen, leset dies Pergament.“

„Laßt mich, ich bitte Euch, edler Herr!“ rief, vom allzuheftigen Schmerz ergriffen, Quintin, „kenne ich denn seine Seele nicht, bedarf ich noch neuer Beweise, um die Größe meines Verlustes zu fühlen?“ —

„Wohlan, so muß ich es Euch lesen, so schwer mir es auch wird,“ versetzte Visconti, und las das Document.

Der Comthur vermachte darin an Quintin tausend holländische Golddukaten, nebst seinem herrlichen Hause zu Antwerpen, und einem Landgut unweit Amsterdam, das dem Comthur zu eigen war.

„Ihr seid nun ein reicher Herr und frei,“ fuhr Visconti fort. „Gebrauchet Euren Reichthum wie Euer edler Pflegevater, zum Wohl Eurer Brüder, gedenket des Edlen, und lebt wohl!“

Visconti entfernte sich, ohne den Dank zu hören, den Quintin ihm für seine uneigennützige Sorgfalt zollen wollte, und überließ den Jüngling seinem Schmerz.

Es war wiederum am Tage Sanct Katharinä, acht Monate später, als Quintin das Gemälde eben von der Staffelei nahm, mit welchem er um Marien's Hand werben wollte. Es war eine „Ruhe auf der Flucht“ von unaussprechlicher Lieblichkeit. In Marien, der Mutter des Heilandes, hatte er seine Maria verewigt und ihr Bild strahlte in himmlischer Herrlichkeit. Täglich war sein Atelier von Schaulustigen erfüllt gewesen, die dem Künstler ihre Bewunderung zollten, und wie schmeichelte es dem Herzen Quintin's, *seine* Maria und ihre Holdseligkeit preisen zu hören. Bald aber wäre ihm doch der Zulauf des Volkes zu groß geworden, und das Lob dem Bescheidenen zu viel, darum nahm er das Bild von der Staffelei. Kaum hatte er es abgenommen, da klopfte es abermals an der Thür und mürrisch genug rief Quintin das: „Herein!“

Die Thür öffnete sich und herein trat, in Lumpen gehüllt, die

elende Gestalt eines Bettlers. Schnell erheiterte sich sein Gesicht. „Vergiß des Armen nicht, wenn du den fröhlichen Tag hast,“ rief freudig Quintin und griff mit geöffneter Hand in die Börse, trat dem Greise freundlich entgegen und reichte es ihm dar. Aber in diesem Moment blickte er in das Antlitz des Armen und mit dem Schrei: „Gott, mein Vater!“ rasselte das Geld auf den Boden und flog Quintin an des Comthurs Hals.

„Ja, du bist es, du bist mein Sohn!“ rief mit gebrochener Stimme der Comthur und drückte ihn an seine Brust, und Visconti, der in der offenen Thüre stand, rief tief bewegt:

„Das ist der Lohn der Tugend, daß sie hienieden schon die Freuden des Himmels schmeckt!“

Der erste Rausch der Wiedersehensfreude war vorüber. An des Comthurs Seite saß der Jüngling und der Freund, Beide gleich gespannt auf die Erzählung der Begebenheiten des Comthurs.

Mancherlei schreckliche Schicksale hatte der edle Greis erduldet. Noth und Elend hatte er getragen, Alles, was das Sclavenleben Schreckliches hat, und nur ein halbes Wunder hatte seine Rettung bewirkt.

Quintin war ganz Ohr gewesen; jetzt erst bemerkte er des Comthurs Lumpen. „Gottlob,“ rief er, „daß ich gespart habe von dem Ueberflusse, den mir Eure Güte gab, und mein Verdienst abwarf. Er eilte hinweg und legte nach wenig Minuten einen schweren Beutel in des Comthurs Hand.

„Kleidet Euch, edler Vater!“ rief der Jüngling, und dann nehmt hin das Document und Alles, Alles, was ich bin und habe. Ich bedarf nichts mehr, ich habe Euch wieder!“

Mit inniger Rührung schloß ihn der Comthur an seine Brust und rief: „Wer solch eine Seele sein nennen kann, der ist reich, und wär' er der ärmste Bettler, er ist reicher, als der Heidenkönig Krösus!“

IX.

Die Künstler Hollands hatten am 22. März des folgenden Frühlings, des Statthalters Geburtsfest zu begehen, auf dem Rathhause zu Amsterdam im großen Saale ihre Gemälde zur Beschauung ausgestellt. Ein wahres Drängen und Wogen war nach, aus und in dem Saale. Beinahe Jeder fand hier das, was seinem Geschmacke zusagte. Hier Blumenbouquets, als habe sie eben die Hand des Gärtners vom Beete gepflückt, gar wunderschön geordnet; dort Gruppen weidenden Viehs auf üppigen Triften. Hier des Meeres Sturm mit schauerlicher Wahrheit dargestellt und dort wieder der stille Frieden einer idyllischen Landschaft. Hier die Ideale heidnischer Göttergebilde, bald in üppigen Formen und lebendigem Colorit, bald im reizenden Chiaroscuro und edler, reiner, göttlicher gehalten, und unmittelbar darauf folgend die Greuelscenen christlicher Martyrer mit einer Wahrheit, die das Blut stocken und das Haar sträuben machte. Endlich die Scenen des häuslichen Stilllebens, mit Lust der Wirklichkeit abgelauscht von dem Künstler, nebst den Aeußerungen eines rohen Wesens, deren Pinselstriche der Grundsatz wohl mußte geleitet haben: Naturalia non sunt turpia, neben den herrlichen Scenen aus dem Leben des göttlichen Heilands und den himmlischen Angesichtern der heiligen Jungfrau, die am meisten vorhanden und am herrlichsten gelungen waren.

Hin und her flatternd, wie der Schmetterling, sich aus jedem Blumenkelch etwas Nektar holend, irrten die Augen der Menge über die Bilder dahin, und Lob und Tadel wurde gespendet, je nachdem ein Bild die Individualität des Beschauers anzog oder nicht. Darin aber waren Alle einig: Ein Bild sei die Krone der Ausstellung. Es war eine „Ruhe auf der Flucht,“ von einem unbekannten Meister. Vor diesem Bilde stand immer ein dichter Haufen, und wenn auch das Auge sich gewaltsam abzog davon, unwillkürlich

kehrte es darauf zurück. Große Summen waren geboten dafür, aber der junge Mensch, der dabei stand, sagte immer, es sei nicht feil.

Es war um die Mittagsstunde des zweiten Tages der Ausstellung; das Volk hatte sich verloren; nur wenige Verehrer der Kunst standen noch hier und da vor einem Bilde; da trat Swanefeldt mit einem andern Maler vor das Bild hin, das so allgemein bewundert wurde, und beschauete es mit stillem Sinnen.

„O mein Gott!“ rief Swanefeldt, „ist es nicht Maria, meine Tochter, dieser Kopf der heiligen Jungfrau?“ —

„Wahrhaftig!“ sprach der Maler, „die Aehnlichkeit ist groß, so viel ich mich entsinne!“

„O Gott!“ seufzte Swanefeldt leise.

„Wir müssen es dem Künstler zugestehn, daß er, obwohl Manches zu tadeln ist, dennoch ein herrliches Bild geliefert hat,“ fuhr Swanefeldt's Begleiter fort.

Swanefeldt bejahte, in wehmüthiges Schauern versunken, und setzte dann hinzu: „Ich möchte wohl den Künstler kennen.“

„Ihr kennt ihn schon!“ rief Quintin, auf Swanefeldt zufliegend, „laßt mich mit diesem Bilde um Marien's Hand werben; die Liebe hat meine Hand geleitet, die Liebe mir Muth und Ausdauer verliehen. Gebt dem Maler, was Ihr dem Waffenschmiede versagtet!“ —

Swanefeldt starrte ihn lange zweifelnd an. Dann erkannte er ihn, und erbleichte und schüttelte leise den Kopf.

Quintin stürzte zu seinen Füßen: „O gebt mir Marien!“ rief er, seine Hand mit Küssen bedeckend, „gebt mir Marien! „Euer Wille ist erfüllt, ich habe sie redlich verdient!“

Aber Swanefeldt schüttelte noch immer das Haupt, mit Wehmuth den Jüngling anblickend. Seine Lippen bebten leise, schwere Seufzer arbeiteten sich aus seiner Brust, er konnte nicht reden.

„Werbet Ihr, stolzer Mann,“ sprach jetzt hinzutretend mit

majestätischem Ernste der Comthur, „werdet Ihr auch dem Adoptivsohn und Erben des Grafen Hoorne Eurer Tochter Hand versagen, der in diesem Jünglinge darum wirbt? Ich weiß, Eurer Tochter Hand ist noch frei!"

Da blickte Swanefeldt mit einer Thräne im Auge und einem bittern Lächeln den Grafen an und sprach leise: „O, der Stolz ist gebrochen, wenn er je dies Herz erfüllte! Ihr habt wahr geredet, Maria ist frei. Komm, Quintin, ich will dich zu ihr führen!"

Er faßte des Jünglings Hand und zog ihn mit sich. In einer Spannung, für die es keinen Namen gab, folgte Quintin, mit banger Ahnung der Comthur. Durch die langen Straßen Amsterdams führte schweigend der Greis den Jüngling, der wie betäubt folgte.

„Sind wir bald dort?" fragte Quintin, denn seine Füße zitterten.

„Bald, bald, mein Sohn; doch laß uns nicht zu sehr eilen, wir kommen immer noch früh genug; sie schläft noch!"

Da traten sie aus dem Thore und vor ihnen lag der Gottesacker. Das schwarze Thor mit der Inschrift: Requiescant in pace starrte sie an.

„Um Gott, was wollt Ihr?" fragte zähneklappernd Quintin.

„Dich zu Marien führen, mein Sohn," sprach mit kalter Stimme der Greis.

Er zog den Todtenbleichen hinein, führte ihn an ein Grab, über dem der Rasen schon grünte und die weißen Rosen schon Knospen trieben. „Hier ruht sie seit einem Jahre," sprach er dann, die Hände vor seine Augen haltend, und ohnmächtig stürzte Quintin auf Marien's Grab.

In ängstlicher Besorgniß stand Clara am Fenster. Meister Swanefeldt war heute so lange geblieben, was er sonst nie that. Die nächste Thurmuhr hatte schon Zwei geschlagen und noch kam er nicht. Sie riß ängstlich das Fenster auf und blickte auf die Straße.

Da bewegte sich langsam eine Sänfte die Straße herauf und hinter ihr her wankte Swanefeldt am Arm eines hohen Fremdlings.

„Was ist das?“ rief zitternd Clara, und die Sänfte hielt vor Swanefeldt's Thüre.

Clara eilte hinab. Da trugen die Träger einen bleichen Jüngling ihr entgegen.

„Allmächtiger Gott,“ rief sie, „das ist Quintin!“

Langsam breitete er ihr seine Arme entgegen und laut jammernd lag sie an seiner Brust.

Es dauerte geraume Zeit, bis Quintin sich erholte.

Mit thränenerfüllten Blicken saß Clara an seinem Bett, seine Hand in der ihrigen haltend. Sie erzählte ihm von Marien.

Bei ihrer Erzählung rollten selbst über des Comthurs Wangen die Thränen; nur des unglücklichen Vaters Auge hatte keine Thränen mehr.

Sanfter war Quintin's Schmerz geworden, durch die heilende Zeit und Clara's liebevolle Behandlung. Er sah das Leben nicht mehr mit so finsteren Blicken an, wie sonst. Stille trug er seines Herzens Weh.

Da kam Marien's Todestag. In stiller Trauer saßen sie Alle beisammen, Clara, Quintin, Swanefeldt und der Comthur. Da ergriff dieser Quintin's Hand und sprach also: „Beim Scheiden von Antwerpen sagte ich einst zu dir, mein Sohn, daß das Leben größere Kämpfe habe, als das Scheiden im Leben, und daß dennoch der Mensch, und mehr noch der Christ, seines Schmerzes Herr werden müsse. Es ist eingetroffen, Quintin. Nun aber sei ein Mann. Du gehörst dem Leben an, wende dich nicht feindlich von ihm. Dir blüht ein stilles, überschwängliches Glück in Clara's Herzen. Suche nicht in der Ferne, was so nahe liegt. Erheitere unseren Lebensabend, auf daß wir beide müden Wanderer nicht mit Herzeleid in die Grube fahren.“

Er legte Clara's Hand in die seinige.

„Seid glücklich, ihr Guten!“ rief er begeistert.

„Meine Clara!“ seufzte Quintin und das Mädchen lag mit der Liebe süßer Wonne an seinem Herzen.

„Gott segne Euch!“ rief Swaneseldt und seine Hände gefaltet in die Höhe hebend, setzte er leise hinzu: „Und du, Maria, segne auch du sie, und bete für sie!“



Zu verbessern.

Band 7. S. 1 (Inhalt) und S. 117 statt: Der physiognomische Bock. Ein Fragment aus M. Mukk's Antibiographie; lies: Der physiognomische Bock. Ein Fragment aus M. Mukk's Autobiographie.



